2649 Bibl. Mont

Geschichte 3335.

der

Schweizerischen Eidsgenossenschaft.

Von

J. Conrad Vögelin,

Pfarrer zu Benken.

Bayerische Staatsbibliothek München

Erster Band.

Zürich,

in der Geßnerschen Buchhandlung.

1820.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Eine große Wahrheit wurde gesprochen, wenn in den neusten Zeiten hellsehende Männer uns riethen, die neu erwachte Kraft der Völker durch lebendige Theilnahme am öffentlichen Leben des Staates, durch erhöhete Vaterlandsliebe festzuhalten, und zur Erregung dieser Gefühle neben andern wirksamen Mitteln sich einer allgemeiner verbreiteten Kenntniß und Freude an dem Großen der vaterländischen Geschichte eines jeden Volkes zu bedienen. — Es muß wohl kaum bemerkt werden, daß unter jener innigen Theilnahme am öffentlichen Leben des Staates nicht ein bloßes, unthätiges, vielleicht wohl gar nur äußerliches und erheucheltes Befreuen über sein Glück, ein laues Trauern über sein Unglück und noch viel weniger ein unberufenes Einmischen in Dinge, deren man nicht kundig ist, am allerwenigsten eine empörerische Widersetzlichkeit gegen Maß-

regeln, die nicht mit unserer Privat-Ansicht übereinstimmen; sondern ein möglichst kräftiges Mitwirken zur Förderung des Heiles und zur Abwendung des Schadens, ein Vergessen seiner selbst über dem allgemeinen Wohle, ja ein freudiges Hingeben des eigenen Glückes, wenn durch eine solche Aufopferung das Glück Aller befördert werden kann, zu verstehen sey.

Eine solche Theilnahme soll aber nicht nur von einem einzelnen Stande im Staate oder von einzelnen Bürgern gezeigt werden; sondern sie soll das Eigenthum eines jeden seyn, der im Staate lebt, und sich beym Landmanne am Pfluge, beym Handwerker in seiner Werkstätte nicht minder, als bey dem geistig Gebildeten, bey dem Lehrer des Volkes und dem Regenten am Staatsruder oder dem Fürsten auf dem Thron vorfinden. Ein jeder Bürger soll sie zeigen an seinem Orte, gemäß dem Wirkungskreise, der ihm vorgezeichnet, gemäß den Kräften, die ihm verliehen sind. Ein Volk, das eine solche Theilnahme nicht äußert, ist kein Volk mehr zu nennen. Seinen Nahmen mag es noch besitzen; aber das, was ihm das Leben gab, sein Geist, ist untergegangen in dem Strome der Zeiten, und als ein besonderes Glück, ja als eine ausgezeichnete Gunst der Vorsehung muß es geachtet werden, wenn durch äußere Reizmittel die erloschne Kraft im Innern zu neuer Thätigkeit hervorgerufen wird. Die so noth-

wendige Theilnahme, von der wir reden, empfangen die Völker nicht im Schlafe, sie muß mit Anstrengung in ihren Gemüthern erzeugt und genährt werden. In den ersten Zeiten der Wiedergeburt oder Entstehung eines Staates, wo von Innen und Außen Alles auf diesen Zweck hinwirkt, wo das neue Leben oder die junge Freyheit Alle begeistert, wo die Wichtigkeit der Zeit auch den Trägsten mit unwiderstehlicher Gewalt zur Thätigkeit fortreißt, wo drohende Gefahr von Außen auch den Sorglosesten nicht schlummern läßt, ist die Sache leicht, ja sie macht sich von selbst; aber später, wenn der Reiz der Neuheit geschwunden ist, wenn die Gefahren von Außen sich verlieren, oder doch seltener und unmerklicher werden, müssen verschiedene Mittel angewendet, und nahmentlich auch eine richtige Kenntniß, eine innige Liebe des wahren Geistes der vaterländischen Geschichte in den Herzen der Bürger genährt werden, wenn nicht ihre Theilnahme am öffentlichen Leben des Staates abnehmen, ihre Liebe zum Vaterlande nach und nach erlöschen soll; wenn man nicht Gefahr laufen will, daß die Aufmerksamkeit der Bürger sich auf andere weit minder wichtige Gegenstände hinrichte, und sie allmählich dahin gebracht werden, nicht mehr den Staat, sondern nur die Vortheile und Rechte zu lieben, die er ihnen darbiethet, und sich nicht zu scheuen, durch unzeitige Forderungen oder hartnäckiges Festhalten des ein Mahl Erworbe-

nen das Leben des Staates selbst zu gefährden. Wenn es uns nöthig scheint, Kenntniß und Liebe zur vaterländischen Geschichte in den Herzen der Bürger zu nähren, so muß man hierbey wohl ins Auge fassen, daß nicht bloß von einer systematischen und wissenschaftlichen Kunde der Geschichte, sondern von einem lebendigen Ergreifen ihres belebenden Geistes die Rede sey, welches sich darinn zeige, daß jeder Bürger eines Staates einen Drang empfinde, das Große und Edle, das er durch die Geschichte kennen lernt, nachzuahmen, das Fehlerhafte und Niedrige zu meiden, und seinem Vaterlande durch viele gute Werke, Anstrengungen, Aufopferungen zu nützen. Geht dieser Wunsch verloren, so ist Alles dahin, wird er durch die Geschichte nicht aufgeregt, so ist auch ihre Kenntniß unnütz, und das Volk nahet sich seinem moralischen, später seinem physischen Untergange; denn nur die Völker haben sich lange frey und groß erhalten, die vor allen Dingen in treuer Brust das Andenken an die Thaten und Tugenden ihrer Vorfahren bewahrten.

Wenn uns hier Raum und Zeit gegeben wäre, die Geschichte naher und ferner Jahrhunderte zu durchgehen, so würde die Bestätigung der aufgestellten Behauptung uns klar werden. Werfen wir allein einen kurzen Blick auf das edle und liebenswürdige Volk der Griechen, das, an Verfassung uns ähnlich, auch den gleichen Staatszweck verfolgte: „Be-

„wahrung der Freyheit durch Brudertreue, durch „Friedfertigkeit gegen Fremde, und durch Sieg oder „Tod gegen den angreifenden Feind.“ Als dieses Griechenland, das so lange, das besonders in den Perser-Kriegen so herrlich, wenn schon nicht mehr mit fleckenloser Reinheit, dagestanden, zum erobernden Volke werden wollte; als es hierauf die siegreichen Waffen gegen sich selbst wendete, und die Nahmen eines Perikles, Alcibiades, Lysander, Agesilaus, Pelopidas, Epaminondas durch Bürgerkriege berühmt wurden; als Spartas Neid die Macht Athens und Theben die Herrlichkeit Spartas in den Staub trat; als zur Unterdrückung verbündeter Brüder auswärtiger Beystand erfleht; als gegen den Macedonischen Feind von Einigen die Bundeshülfe versagt wurde; als Griechenland, das kurz zuvor besiegte, mit kriechender Schmeicheley Alexanders des Großen Thaten, wie des eigenen Volkes Thaten, feyerte; als auf den Nemäischen Feldern Freudengeschrey erschallte, weil der Fremdling Flamininus die Herstellung der Griechischen Freyheit, ein trügliches Gnadengeschenk des stolzen Römer-Volkes, verkündigte; — da hatte wohl Griechenland den Geist seiner Geschichte verloren, und war dem Untergange geweiht!

Wenden wir uns nun zu den Schicksalen unsers eigenen Volkes und Landes, so werden wir auch hier zureichende Beweise finden, daß ein Volk

mit dem Verschwinden des wahren Geistes seiner Geschichte, schrittweise einer verminderten Vaterlandsliebe, einer verminderten Theilnahme am öffentlichen Leben des Staates, durch diese dem Untergange entgegen gehe. Es war einst eine Zeit, in welcher die Nahmen der Stifter und Erhalter unserer Freyheit im Munde und im Herzen Aller und ihre Thaten das Vorbild für Jeden waren, der würdig seyn wollte, ein Eidsgenosse zu heißen. In jener Zeit hatten die Eidsgenossen eine große Geschichte, denn sie thaten, was sie thun sollten. Der Glanz ihres Nahmens verdunkelte den Ruhm aller andern Völker, denn sie wußten für das Vaterland zu siegen, oder zu sterben. Nicht ungleich den Heroen der Griechen und Römer, besaßen, und übten sie die Tugenden des guten Bürgers und des edlen Helden. Das waren die Zeiten des Freyheitskampfes gegen Oesterreich und den Adel. Kaum ist die Unabhängigkeit der Eidsgenossenschaft gegründet, so fängt das Volk an, von dem Geiste seiner Geschichte zu weichen, und geräth auf Irrwege. Die Eidsgenossen wollen für sich selbst frey seyn; über Andere aber herrschen, und nach Eroberungen trachten. Ihre Plane durchkreuzen sich. Sie werden uneinig. Es entsteht ein Bürgerkrieg. Sein Gifthauch zerstört die erste, schönste Blüthe der Geschichte unsers Vaterlandes. Noch ein Mahl gewinnt die Eidsgenossenschaft ihre alte Stärke und Einigkeit; durch

diese wird sie zur Siegerinn in den Burgunder- und Schwaben-Kriegen. Aber der Sinn unsers Volkes ist erkranket, es hat den wahren Geist seiner Geschichte aus den Augen verloren; darum verschwinden mit fürchterlicher Schnelligkeit alle Tugenden des Bürgers, und wir erkennen nur noch die Kraft der Helden in den Geschichten der Feldzüge im Süden. Bald endigt auch die Heldenzeit, in der unser Volk mit keinem alten oder neuen Volk die Vergleichung scheuen darf, durch das Werk der Reformation. Dieses Werk, in vielen Beziehungen höchst preiswürdig und segensvoll, wird in andern Beziehungen schädlich und für den guten Geist unsers Volkes fast vernichtend. Nicht nur zertrümmert es neben manchen Spielwerken des Aberglaubens viele ehrwürdige Denkmahle der vaterländischen Geschichte, nicht nur hebt es neben zahllosen unnützen Feyertagen so manche Gedächtnißfeste, die dem Volke bald eine religiöse, bald eine sinnliche Erinnerung an die großen Thaten der Altvordern darbothen, auf, ohne sie durch Institutionen zu ersetzen, die der neuen Lehre geziemender schienen, und schwächt, und vernichtet dadurch bey einem bedeutenden Theile unsers Volkes allmählich das Andenken an die Verdienste und Tugenden der Vorfahren, und mit demselben den Sinn für das Vaterland selbst; sondern es spaltet sich auch ganz Helvetien in entsetzlicher Zweytracht. Die Bundes- und Brü-

dertreue wird vergessen. Es entsteht ein Kampf der Meinungen, der nicht bloß mit schmähenden Worten auf Kanzeln und in Hörsälen; sondern mit scharfen Schwertern auf dem Schlachtfelde geführt wird, und zwischen den Eidsgenossen des alten und des neuen Glaubens eine Scheidewand errichtet, welche die Kraft unsers Volkes auf Jahrhunderte lähmte, eine Gelegenheit zu zahllosen Neckereyen und Streitigkeiten wurde, und noch in unsern Tagen nicht völlig gesunken ist. Auf diesen verderblichen Kampf folgen plötzlich stille Jahrhunderte, und der kriegerische Ruhm wandelt sich in friedliches Glück; aber in diesen mehr als dritthalbhundertjährigen Zeitraume ungestörter Ruhe von Außen entfremdet sich das Volk der Eidsgenossen vollends dem Geiste seiner Geschichte, und alle Schwächen und Mängel, die bisdahin unmerklich und im Verborgenen wirkten, entwickeln sich allmählich bis zur höchsten Stufe. Ein höchst unfeines, ja ein unerfreuliches Gemählde stellt uns seit jener Zeit unser Vaterland, als Ein Staatskörper betrachtet, vor Augen. Handels- und Privat-Vortheile werden Staatszweck. Wir sehen in reichem Maße Steifheit, Kleinigkeitsgeist, Egoismus, Eigennutz, Ueppigkeit, Feilheit, Herrschsucht und Sklavenfurcht, kleinlichen Neid, inneren Zan und Zwist. Wir sehen eine Kette von Empörungen, selbst bürgerliche Kriege, die nur darum nicht in Vertilgungskämpfe ausarten, weil die Schwäche be-

reits groß, und die Furcht, bey allzu langer Uneinigkeit durch einen Fremden verschlungen zu werden, noch etwas überwiegender war, als die Luft, sich zu verderben. Neben dieser Streitfertigkeit gegen die Brüder steht in schneidendem Contraste ein geduldiges Dahinnehmen auch der empörendsten Beleidigungen von Außen, während zahlreiche Schweizer-Heere im Osten und im Westen, im Süden und im Norden, für schnöden Sold, für gewässerte Bänder mit blinkenden Kreuzen und Sternen, für eitle Schmeichelworte der Fürsten, zu fremden Zwecken ihr edles Blut verspritzen, und dem Heimathslande statt der einfachen Weise der Väter fremde Sitten und fremde Verderbniß, Ausschweifung und Prachtliebe zum Geschenke bringen; für sich selbst aber nicht selten ein dürftiges Alter, eine zerrüttete Gesundheit und, was noch schlimmer ist, eine kränkelnde Seele als Lohn ihrer Bemühungen einernten. Wir sehen in demselben Zeitpunkte eine Menge von Cantons- Stadt- Dorf- und Familien-Freunden; aber nur wenige Freunde des Vaterlandes. Partheygeist und Mangel an Gemeinsinn reißen ein. Die Eidsgenossen verlernen, gemeinschaftlich auf einen Zweck hinzuwirken, und wechselsweise Hülfe zu geben, und Hülfe zu nehmen, welches allein ein festes Band der Eintracht um die Bewohner eines Staates schlingt. So kam es denn, daß beynahe die Idee verschwinden konnte, als seyen wir Alle zu Einem

Ganzen verbunden, als seyen wir Glieder Eines Staatskörpers, die sich in allen Dingen wechselseitig unterstützen müssen. Nur wenige Edle glänzen in dieser Zeit, die so oft als die Glücklichste geschildert wird, und in gewissen Beziehungen diesen Nahmen allerdings verdient, unter der Schar der Erschlafften hervor. Ruhm- und verdienstlos steht die große Menge; aber dennoch voll thörichten Stolzes auf die entschlafenen Tugenden und das eingerostete Schwert ihrer Heldenväter. Auf den Lorbeeren seiner Vorfahren schlummert Helvetien, in dumpfe Unthätigkeit versunken, dem Greise gleich, der sich selbst überlebt hat. Seine Freyheit verdankt es in der ersten Zeit der Furcht der Fremden vor der Tapferkeit der Väter, dem Glauben, daß die Söhne ihrer würdig seyen. Späterhin, als dieser Glaube schwand, erhielt uns die Eifersucht fremder Fürsten, die, um des eigenen Vortheiles willen, keiner dem andern die Eroberung eines so wohl gelegenen Landes gönnen konnten. Endlich kam die Zeit jener gewaltigen Stürme, die alles Hergebrachte zertrümmerten; die Zeit, in der die Schweiz mit Schrecken aus ihrer Selbstverblendung erwachen sollte; die Zeit, in welcher der Schutzgeist unsers Vaterlandes sein Antlitz verhüllte, und entfloh. Damahls nahm der letzte Schatten der alten Freyheit, mit ihm die ewigen Bünde ein Ende, doch nicht, ohne daß die alte Tapferkeit noch hie und da kund geworden wäre.

So lodert die Flamme des hinsterbenden Lichtes noch ein Mahl auf, und erlischt!

So lange die Eidsgenossen Alles aufs Ganze und nichts aufs Einzelne bezogen; so lange ihnen keine Aufopferung zu theuer war, wenn das Heil des allgemeinen Vaterlandes befördert wurde; so lange die Untergeordneten den Gesetzen gehorchten, und Ordnung nicht Anarchie liebten; so lange die Regenten Bürger und nicht Fürsten seyn wollten; so lange der schädliche Einfluß fremder Sitten und fremder Thaler geflohen wurde, und Jeder willig und muthig war, das Vaterland mit Blut und Leben zu schirmen, so lange waren die Eidsgenossen dem wahren Geiste ihrer Geschichte treu geblieben. Als aber dieses Alles anders, und nicht besser, geworden war, da mochten wohl noch viele Einzelne diesen Geist kennen, lieben, verstehen, und den Andern einzuflößen suchen; aber sie predigten tauben Ohren, und ihre Stimme verhallte in der Wüste, denn die große Menge war verblendet. Darum konnte das Vaterland nach und nach so tief sinken, daß Müller schon sechs und zwanzig Jahre vor seinem eigentlichen Falle seinem Freunde weißagen konnte: „Freund, wenn Du und ich alt werden, „wenn wir nicht fürs Vaterland sterben, so sterben „wir wahrlich nicht als so freye Leute, wie wir „jetzt sind. So steht es mit den ausgearteten, in „ewiger Disharmonie getrennten Söhnen der Thal-

„helden, der Erlache und Winkelriede, und von „uns heißt es:

Non patrius vigor
Roburque fortunatum avorum
Degeneres animat nepotes;
Effoeminati sprevimus horridas
Pelles parentum, sprevimus et decus
Virtutis, una cum pilosis
Vestibus exuimus, paternæ.

Hinc non avitis membra laboribus
Durare, non hinc frigora perpeti,
Sed discimus, crispare crines,
Ad citharamque pedes movere.

Indigna forti patre Tuiscone!
Indigna proles indomitis avis!
Hinc foeda cur avertis ora?
Curque pudore genæ rubescunt?

Effoeta natura et senio gravi
Languens vetustas flebile Teutonum
Et strenuorum nos parentum
Dedecus opprobriumque finxit.

Daß sich der große Seher nicht betrogen hat, wissen wir! Wir wissen auch, wie wunderbar wir

wieder zu Ehren gekommen sind; aber eben so wenig können wir uns verhehlen, daß unsere Lage noch nicht fest gestellt, und nicht alle Gefahr für immer von uns entfernt sey. So lange es in unserm Vaterlande noch Viele gibt, die den Vortheil ihrer Parthey und nicht den des Ganzen als Staatszweck betrachten, und diejenigen hassen, welche nicht ihrer Ansicht huldigen, die Mitbrüder, mit denen sie eines Privat-Vortheiles wegen uneinig geworden sind, als die gefährlichsten Feinde ansehen, und sich lieber Fremden in die Arme werfen, und von ihnen das Heil hoffen, als auf die Freundschaft ihrer Mitbürger vertrauen; so lange es in unserm Vaterlande noch Solche gibt, so lange ist noch kein Heil, und wir werden das Spiel fremden Willens bleiben, wie wir es schon lange gewesen sind. Ohne diese selbstsüchtigen Gesinnungen Vieler wäre uns nie eine Verfassung und Freyheit von Paris her aufgedrungen, noch eine andere von Wien aus geschenkt worden; ein Volk aber, das sich seine Verfassung nicht selbst, allein, ohne fremden Rath, Hülfe, Drohung zu geben vermag, kann ich kein freyes Volk nennen, und ein solches wird immer der Gefahr ausgesetzt bleiben, die leichte Beute des Ersten zu werden, der seine Angriffe gegen dasselbe richtet. Kaum werden sich noch unter uns Solche finden, welche die Möglichkeit solcher Angriffe bezweifeln; die Erfahrung hat zu laut gesprochen,

und wenn jetzt allerdings die Gesinnungen fremder Mächte gegen uns gütig und milde sind, wer bürgt uns denn dafür, daß nicht gewisse Verhältnisse diese Gesinnungen in Kurzem ändern könnten, wer, daß sie auch auf spätere Regenten übergehen werden? Bürgen uns etwa dafür jene ewigen Neutralitäts-Verträge, die zu unsern Gunsten geschlossen wurden? Das kann nur der glauben, der nicht weiß, wie lange seit Jahrhunderten schon der Europäischen Politik ihre ewigsten Verträge heilig gewesen sind, oder der nicht in seinem Herzen jene bedenklichen Worte erwogen hat, die über die Heiligkeit unserer friedlichen Existenz im Senate eines benachbarten, mächtigen Volkes laut und deutlich ausgesprochen wurden. Um alle Furcht von uns zu entfernen, müssen wir wieder unsere eigene Stütze werden, denn dem Volke nur, das sich selbst hilft, dem hilft auch Gott. Das Daseyn, das man uns gelassen hat, müssen wir benutzen, um der durch das Blut der Väter errungenen Freyheit wieder würdig zu werden. Jetzt aber ist es die rechte Zeit, in uns wieder den alten Sinn und Geist unsers Volkes und die alte Vaterlandsliebe zu erneuern, nicht jenen Geist, der unsere Vorväter zu Eroberungen reizte, nicht jene ehrgeizige Vaterlandsliebe, die sie antrieb, um kleiner Beleidigungen willen die Waffen zu ergreifen; sondern den Geist und die Liebe, mit der sie wahre Freyheit gründeten, in ihren Bergen und Thälern

mit einem stillen Glücke zufrieden lebten, und wenn die Noth kam, dieses Glück und jene Freyheit mit ihrem Blute schirmten, den Geist, der sie lehrte, die Freyheit über Alles zu achten, und einen ehrenvollen Tod einem beschimpften Daseyn vorzuziehen. Das alternde Geschlecht, das irren konnte, weil Irren menschlich ist, hat gestritten, und gebüßt, es ist größten Theils des Streites, der uns Allen das Unheil gegeben hat, müde, und erkennt seine Fehler; das Vaterland hat sich von seinem Falle erhoben, wie ein Phönix hervorgeht aus der Asche, und das heranwachsende Geschlecht muß diesem verjüngten Vaterlande erzogen werden, nicht in den alten Irrthümern; sondern in der innigsten Theilnahme an dem öffentlichen Leben desselben, in der wärmsten Vaterlandsliebe.

Bedaurlich ist es zu sehen, wie wenig noch hin und wieder diese Wahrheit begriffen, und eher auf den Haß, als auf die Liebe hingearbeitet wird. Aber dagegen ist es auch erfreulich zu sehen, wie so Viele den Geist der Zeit verstanden haben, und wie im Schooße des Vaterlandes von Regierungen und Privat-Personen, von dem ältern und von dem jüngern Geschlechte so Manches genährt und gepflegt, geübt und geduldet wird, was fähig seyn mag, in denen, die es genießen, einen guten Geist fest zu halten, und sie an Leib und Seele zu würdigen Söhnen des Vaterlandes zu bilden. Oder soll

die Anordnung Eidsgenössischer Uebungslager und Militär-Schulen, in denen nicht allein Geschicklichkeit in Führung der Waffen, sondern fast mehr noch Erregung brüderlichen Sinnes und Anknüpfung schöner Freundschaftsbande unter Bewohnern verschiedener Kantone erzielt wird; soll die Stiftung so manches allgemein Eidsgenössischen Vereines; soll die Bildung freysinniger Gesellschaften, in denen Männer und Jünglinge aller Stände und Alter durch würdige Betrachtung vaterländischer Gegenstände, in sich den Geist edler Ahnen und die Liebe zu ihrem Volke zu entflammen gedenken; sollen die eben so anständigen, als löblichen Zusammenkünfte studirender Jünglinge aus mehreren Kantonen, soll das Aufkeimen der so nützlichen und für unser freyes Volk so vorzüglich passenden Turnübungen, oder andere Erscheinungen dieser Art nicht für gute Zeichen der Zeit, für Andeutungen oder Erregungsmittel eines reinen vaterländischen Sinnes genommen, und geehret werden? Allein damit ist noch nicht Alles gethan, noch viele Hindernisse sind zu überwinden, noch Vieles muß geschehen. Religion, Gesetzgebung und Erziehung sollten sich die Hände biethen, um den hohen und edeln Zweck der Erneuerung und Wiedergeburt der bey Vielen wankend gewordenen oder verschwundenen Vaterlandsliebe zu erreichen. Die Erziehung muß dieselbe durch viele Mittel, besonders durch richtigen und würdigen

Vortrag der vaterländischen Geschichte in den Herzen der Jugend erwecken, und zwar darf dieser Theil der Erziehung nicht nur auf die städtische Jugend eingeschränkt bleiben; sondern er soll dem ganzen Volke gemein gemacht werden. Die Hindernisse, die sich hier entgegen stellen, sind nicht so schwer, und dürften auf demselben Wege beseitigt werden, auf welchem bisdahin alle Veränderungen in den Lehr-Methoden zu Stande gekommen sind. Die Religion soll diesen Trieb heiligen, und mit dem Glauben an das Göttliche verknüpfen, die Gesetzgebung eben denselben zwar nicht befehlen, denn er ist kein Kind des Zwanges, aber nähren, erhalten, befestigen. Es wird Niemand einwenden wollen, daß Religion, Gesetzgebung und Erziehung sich damit nicht beschäftigen können, ohne Wichtigeres zu versäumen. Was die Gesetzgebung anbelangt, so scheint gerade die Erweckung der regsten Vaterlandsliebe ihr höchster und edelster Zweck zu seyn. Daß auch Religion und Erziehung sich durch solche Bestrebungen nicht entwürdigen, oder vernachläßigen, zeigt uns in Absicht auf die erstere die Geschichte der Israeliten, und nahmentlich auch die Geschichte Jesu, der in seinen Belehrungen mit dem großen Hauptzwecke der Erlösung der Welten noch die Sorge für die politische Rettung und Erweckung seines Vaterlandes aufs Schönste zu verbinden wußte; in Absicht auf die letztere, das hoch-

gefeyerte Beyspiel Griechenlands und Roms, die in ihren Schulen den Unterricht in denjenigen Dingen zur Hauptsache machten, von denen sie glaubten, daß sie vorzüglich tauglich wären, aus ihren Kindern vaterlandsliebende, an Leib und Seele tüchtige Bürger zu erziehen, und die dessen ungeachtet in Künsten und Wissenschaften eine Höhe erreichten, die wir noch nie erstiegen haben.

Um aber demjenigen, was durch Religion, Gesetzgebung und Erziehung angeregt und begründet worden ist, noch mehr Haltung und Festigkeit zu verschaffen, müssen dem Volke auch die nöthigen Bücher in die Hände gegeben werden, in welchen auf eine würdige und belehrende Weise, die Thaten und Sitten, die Licht- und die Schattenseite der Vorfahren also verzeichnet sey, daß der schlichte Sinn des Volkes, die Anwendung auf die gegenwärtigen Verhältnisse des Vaterlandes leicht zu machen, geschickt werde. Es dürfte aus dem Lesen solcher Bücher leicht unendlich mehr Nutzen schöpfen, als aus hunderterley andern Schriften, mit denen es sich gewöhnlich zu unterhalten pflegt, auch läßt es sich nicht bezweifeln, daß sie von ihm eben so begierig, wahrscheinlich noch begieriger, ergriffen werden würden, als manche gehaltlose Arbeit, die es aus Mangel besserer Unterhaltung heißhungrig verschlingt. Für die allmählige Verbreitung eines solchen Buches zu Stadt und Land könnte durch mancherley

Mittel gesorgt werden. Was bis jetzt für diesen Zweck geschehen sey, wird mit wenigen Worten gezeigt werden. Unser Vaterland besitzt eine bedeutende Anzahl trefflicher Geschichtschreiber; wenn wir nur an die unsterblichen Nahmen eines Tschudi, Bullinger, Rahn, Müller, Glutz u. A. erinnern, so wird unsere Behauptung erwiesen seyn. Allein es ist nicht Vielen gegeben, diese Hauptwerke unserer vaterländischen Geschichte zu genießen. Schon die Weitläuftigkeit, Seltenheit und Kostbarkeit derselben, muß für Manchen ein beynahe unübersteigliches Hinderniß seyn, mehr noch das, daß einige dieser Werke nur für den geschrieben sind, der durch Jahre langen Fleiß seinen Geist gebildet, und an das ernsteste Denken gewöhnt hat. Wenn auf der einen Seite für die, welche wegen natürlicher Anlagen und wohlberechneter Erziehung sich einer tieferen Einsicht erfreuen, gesorgt ist, so wurde auf der andern Seite auch die zartere Jugend nicht vergessen, und wir besitzen besonders in „der kurzen Geschichte der Schweiz," (Zürich 1816. 4te Auflage), einen Leitfaden, der sehr zweckmäßig dem geschichtlichen Bedürfnisse des jüngeren Alters abhilft. Dagegen scheint mir, in der Litteratur unserer vaterländischen Geschichte zwischen diesen beyden Extremen eine Lücke gelassen zu seyn, welche durch ein Werk ausgefüllt werden sollte, das die mittlere Bildungsstufe des menschlichen Geistes ins Auge fassen würde, und

dessen Tendenz es also wäre, einerseits als Volksbuch und anderseits als würdige Vorschule des angehenden Jünglings- und reiferen Knabenalters bey Manchen und besonders in den feurigen Gemüthern der aufblühenden Jugend nicht bloß systematische Kenntniß der Geschichte, sondern Liebe zum Vaterlande und hohe Werthschätzung der biederen Ahnen zu erwecken. Wir haben zwar auch schon Werke dieser Art; allein, sie sind entweder unzweckmäßig, oder veraltet und selten, und auch das beste, das ich kenne, läßt mir immer noch Vieles zu wünschen übrig. Ich habe es daher versucht, ein Werk abzufassen, welches in einer der Größe des Gegenstandes angemessenen, würdigen und dennoch verständlichen Sprache die Hauptmomente der vaterländischen Geschichte also entwickele, daß das Wichtigste mit gehöriger Ausführlichkeit, das minder Wichtige mit gedrängter Kürze entworfen; von den Männern der Geschichte mit kräftigen Zügen ein Bild ihres Lebens und ihrer Sinnes- und Handelnsweise gegeben; die Art und Natur, die Folgen und Wirkungen des Guten, wie des Bösen, des Kräftigen, wie des Schlaffen, richtig geschildert; das Ganze mit bündigen Bemerkungen durchwoben, und ins Leben eingreifend gemacht werde. Durch eine solche Arbeit glaubte ich, Manchen zu erfreuen, der Sinn hat für Volk und Vaterland, der Jugend eine kräftige Nahrung des Geistes,

dem Volke eine wirksame Erhebung, vielleicht auch manchem Lehrer der vaterländischen Geschichte eine nicht unerwünschte Nachhülfe anzubiethen. Zu beurtheilen, ob ich bey meinem Versuche glücklich oder unglücklich gewesen sey, stehet mir nicht zu, genug für mich im letztern Falle, einen guten Gedanken öffentlich zur Sprache gebracht, und vielleicht einen künftigen geschickteren Arbeiter auf denselben aufmerksam gemacht zu haben. Mir bleibt nur Eines noch zu bemerken übrig. Es wollte mir erscheinen, als ob sich ein solches Buch an vielen Orten, besonders bey Beschreibung von Schlachten, Belagerungen, einzelnen ausgezeichneten Thaten und merkwürdigen Vorfällen oder bey der Aufnahme treffender Bemerkungen genau und wörtlich an die besten älteren und neueren Geschichtschreiber anschließen könne, ja müsse. Nicht nur wird ein solches Buch dadurch nichts von seinem Werthe verlieren; sondern es wird denselben vielmehr erhöhen, denn es ist hier nicht so wohl darum zu thun, durch einen hohen Grad von Originalität und Eigenthümlichkeit zu glänzen, als vielmehr, den Kern der vaterländischen Geschichte aufs Beste, mit Geschmack und kluger Auswahl, lebendig und belebend, ja begeisternd zu erzählen, und der Verfasser muß es sich gefallen lassen, da auf eigenen Ruhm zu verzichten, wo es für ihn eitle Mühe wäre, anders, das heißt, besser, als frühere Geschichtschreiber er-

zählen zu wollen, und wo seine eigenen Anstrengungen zu nichts führen könnten, als, dasjenige unkräftig und verwässert darzustellen, was von Andern kräftig und geistreich gegeben wurde. In diesen Ansichten und zu den genannten Zwecken wurde die vorliegende Arbeit abgefaßt, und aus diesem Standpunkte muß sie auch von dem billigen Leser beurtheilt werden.

Benken, im Herbstmonathe 1820.

Der Verfasser.

Chronologische Inhalts-Anzeige.

Erster Haupttheil.

Die alte Geschichte. Bis auf das Jahr 1308.

Erste Unterabtheilung.

Helvetien fremden Völkern unterthan. 110 v. Chr. — 1218 n. Chr.

Erstes Capitel.

Der Urzustand. Bis 58 v. Chr.

		Seite.
Vor Christo.		
Bis 110 v. Chr.	Helvetien und sein Volk	1
111	Diviko	2
60	Orgetorix	3
57	Einfall in Gallien	3
—	Die Schlacht	4
—	Der Friede	5
15	Wallis und Rhätien	6

Zweytes Capitel.

Helvetien unter Rom. 58 v. Chr. — 450 n. Chr.

Bis 29 v. Chr.	Die Lage des Landes	6
29 v. Chr. — 69 n. Chr.	Rom unter den Kaisern	7
Nach Christo.		
69	Aulus Cäcinna	7
—	Julia Alpinula	8
—	Claudius Cossus	9
69—450	Untergang des ältesten Helvetiens	10

Drittes Capitel.

Die Einwanderung fremder Völker. 432 — 500.

	Einleitung	10
432	Die Burgundionen	11
	Die Alemannen	12

N. Chr.		Seite.
496	Die Franken. Schlacht bey Tolbiac . .	12
500	Die Ostgothen	13
—	Helvetiens Lage	14

Viertes Capitel.

Kampf der Franken und der Burgunder. 466 — 534.

466	Theilung des Burgundischen Reiches . .	14
494—501	Erster Krieg der Burgunder mit den Franken.	14
501—522	Innere Lage Burgunds	15
522—534	Zweyter Krieg der Burgunder mit den Franken und Ostgothen	16
534	Untergang des Burgundischen Reiches .	17
	Untergang des Ostgothischen Reiches . .	18

Fünftes Capitel.

Das Fränkisch-Merovingische Königshaus. 534 — 751.

	Das Reich im Allgemeinen	18
	Staatsverfassung	19
	Gerichtspflege	20
613	Vereinigung des gesammten Fränkischen Reiches.	23
	Helvetien insbesondere	23
	Burgundisch Helvetien	24
	Alemannisch Helvetien	25
751	Sturz der Merovingen	27

Sechstes Capitel.

Das Fränkisch-Carolingische Königshaus. 751 — 879.

768—814	Carl der Große	27
751—879	Helvetien	31
814—987	Sturz der Carolinger	33

Siebentes Capitel.

Arelatensisches und Neu- oder Klein-Burgundisches Reich. 879 — 1032.

879—887	König Boso von Arelate	35
888—912	Rudolf I. König von Klein-Burgund .	35
916	Herstellung des Herzogthumes Alemannien oder Schwaben	36
912—937	Rudolf II. König von Klein-Burgund .	38
919—936	Stiftung des Bürgerstandes durch Kaiser Heinrich I.	39
937—993	König Conrad von Klein-Burgund . .	44
993—1032	Rudolf III. Untergang des Klein-Burgundischen Reiches	46
	Übersicht	47

N. Chr. Seite.

Achtes Capitel.

Helvetien unter den Kaisern aus dem Hause der Herzoge von Franken. 1032 — 1125.

1034 Kaiser Conrad nimmt Besitz von Burgund . 48
1039—1122 Streit zwischen Kaiser und Pabst . . 48

Neuntes Capitel.

Die Zähringer. 1090 — 1218.

1090 Anfang der Zähringischen Macht über Helvetien. 57
1095—1291 Die Kreuzzüge 58
1152 Helvetiens Lage 65
Die Zähringischen Städte 65
1178 Stiftung von Freyburg im Uechtlande . 67
1191 Stiftung von Bern 68
1191—1218 Berchtold V. 70
1218 u. d. f. Das Land nach dem Erlöschen der Zähringer. 71
1114—1240 Die Schwyzer 74

Zweyte Unterabtheilung.

Die Vorzeit der vollendeten Freyheit. 1218 — 1308.

Erstes Capitel.

Die Zeiten Rudolfs von Habsburg. 1218 — 1291.

1218 u. d. f. Theilung des Zähringischen Erbes . . 75
1218—1291 Savoyen 75
1218—1264 Rudolf, Graf von Habsburg . . . 76
1254—1273 Das Interregnum 81
1250 Erster Bund der drey Länder mit Zürich . 84
1254—1273 Rudolfs System während des Interregnums. 84
1257 Schirmvogtey über die Schwyzer . . 85
1265 Hauptmannschaft über Zürich . . . 86
1266 Fehde mit Regensberg 87
1267 Zerstörung von Utznaburg 88
1268 Zerstörung von Balderen 89
— Zerstörung von Uetliburg 90
— Zerstörung von Glanzenberg . . . 90
— Friede 91
1273 Rudolf als Kaiser 92
Der Kaiser gegen Helvetien . . . 95
1281—1285 Krieg gegen Savoyen 96
1288 Rudolf belagert Bern 97
1289 Gefecht an der Schoßhalden . . . 98
1291 Rudolfs Tod 99

N. Chr.		Seite.
	Zweytes Capitel.	
	Die Zeiten Albrechts von Habsburg-Oesterreich. 1291 — 1308.	
	Albrecht	100
1291—1298	Adolf, Graf von Nassau, Kaiser der Deutschen.	102
1298	Albrecht besteigt den Kaiserthron	103
—	Albrechts Krieg gegen Bern. Schlacht am Donnerbühel	103
—	Albrecht vor Zürich	104
	Albrecht gegen Helvetien im Allgemeinen	105
1298—1308	Albrecht gegen die drey Länder	106
1307	Der Bund im Rütli	109
—	Wilhelm Tell	110
	Zweyter Haupttheil.	
	Die Heldenzeiten. 1308 — 1519.	
	Erste Unterabtheilung.	
	Die Stiftung der Freyheit. 1308 — 1412.	
	Erstes Capitel.	
	Der ewige Bund der vier Waldstätte. 1308 — 1334.	
1308	Verjagung der Oesterreichischen Vögte	113
—	Albrechts Tod	115
1309	Die Blutrache	117
1308—1315	Oesterreich gegen die drey Waldstätte	119
1315	Die Waldstätte	120
—	Schlacht am Morgarten	122
—	Straßbergs Zug	123
—	Entstehung der Eidsgenossenschaft	124
1318	Friede	125
—	Belagerung von Solothurn	126
1318—1332	Die Eidsgenossen	127
1332	Luzern in den Bund	128
1333	Mordnacht zu Luzern	129
1308—1334	Landbau und Handel	130
— —	Religion	130
	Schluß	132
	Zweytes Capitel.	
	Die Brunische Staatsumwälzung. 1335 — 1337.	
	Bild der Stadt Zürich	132
1335	Die Staatsumwälzung	135
—	Die neue Verfassung	138
1335—1337	Die Vertriebenen	140
— —	Bruns Maßnahmen	141

N. Chr.		Seite.
1337	Fehde mit Rapperschwyl. Gefecht bey Grynau.	141
—	Friede	142

Drittes Capitel.

Der Krieg um Laupen. 1338 — 1350.

	Bern	143
1338	Der Anfang des Krieges	146
	Rudolf von Erlach	147
1339	Laupen	149
—	Die Hülfe der Waldstätte	149
—	Die Stunden vor der Schlacht . . .	150
—	Schlacht bey Laupen	151
1341	Friede	154
1349	Die große Pest	154
1350	Undank gegen Johann von Bubenberg .	156
1360	Erlachs Ermordung	157

Viertes Capitel.

Der Bund der acht alten Orte. 1350 — 1358.

	Die Verschwörung gegen Zürich . . .	159
1350	Die Mordnacht in Zürich	160
—	Die Rache	163
—	Zerstörung Rapperschwyls	164
1351	Zürich in den Bund	166
—	Die Eidsgenossenschaft	166
—	Die erste Belagerung Zürichs dnrch Oesterreich.	167
1351 u. 1352	Glarus in den Bund	169
1351	Schlacht bey Tätwyl	170
1352	Zug in den Bund	173
—	Zweyte Belagerung von Zürich . . .	174
—	Friede	176
1353	Bern in den Bund	177
—	Die acht alten Orte	177
1354	Dritte Belagerung von Zürich . . .	179
1356	Zürichs Bund mit Oesterreich. Thorbergischer Friede	182
	Rudolf Brun der Bürgermeister . . .	184

Fünftes Capitel.

Die Zeiten des Thorbergischen Friedens. 1358 — 1385.

	Die Eidsgenossenschaft. 1370 Der Pfaffenbrief.	186
	Die benachbarten Städte und Herrschaften .	188
	Oesterreich	189
1365	Arnold von Cervola	191
1375	Ingram von Coucy	194
1382	Anschlag auf Solothurn	196

N. Chr. Seite.

Sechstes Capitel.

Der Sempacher- und Näfelser-Krieg. 1385 — 1389.

Ursachen und Anfang des Krieges . . 198
1386 Schlacht bey Sempach 201
1387 Der böse Friede 207
1388 Mordnacht zu Wesen 208
— Glarus in Noth 209
— Schlacht bey Näfels 210
1389 Der siebenjährige Friede 213

Siebentes Capitel.

Befreyung Appenzells. 1389 — 1412.

1389—1412 Allgemeine Lage der Eidsgenossenschaft. 1393
Sempacher-Brief 214
Rhätien 215
Appenzell 216
1403 Schlacht am Speicher 218
1404 Oesterreich gegen Appenzell 219
— Graf Rudolf von Werdenberg 220
1405 Schlacht am Stoß 221
— Ulrich Rotach 223
— Treffen am Hauptlisberge 223
— Gefecht an der Wolfshalde 224
1408 Der Krieg 225
1407—1408 Belagerung und Schlacht von Bregenz . 227
1408 Friede 228
1411 Appenzell erhält das Eidsgenössische Landrecht. 228
1412 Der fünfzigjährige Friede 229

Zweyte Unterabtheilung.

Unterthanen und Bürgerkriege. 1414 — 1450.

Erstes Capitel.

Ueberblick 231

Zweytes Capitel.

Die Eroberung des Aargaues. 1414 — 1418.

1414—1418 Das Constanzer-Concilium . . . 233
1415 Pabst Johann XXII. und Herzog Friederich von Oesterreich 236
— Fehde der Eidsgenossenschaft gegen Oesterreich. 238
— Schaffhausen frey 240
— Friederich unterwirft sich 240
— Streit zwischen Kaiser Sigmund und den Eidsgenossen 241
— Pabst Johanns Schicksal 242
1418 Ende des Conciliums 242

N. Chr.		Seite.

Drittes Capitel.

Wallis und Italien. 1414 — 1426.

	Wallis	244
	Die Mazze	246
1414—1416	Freyherr Guiscard von Raron	247
1416—1420	Einmischung der Eidsgenossen	248
1418—1422	Bellenz	249
1422	Schlacht von Arbedo	252
1422—1426	Ende des Krieges	255

Viertes Capitel.

Innere politische Lage. 1418 — 1436.

1.	Die mit der Eidsgenossenschaft verbündeten Länder	258
	Stift und Stadt St. Gallen und Appenzell.	258
	Rhätien	262
	Solothurn	263
	Basel	263
	Schaffhausen	263
	Wallis	263
2.	Die Eidsgenossenschaft	263
	Die Waldstätte	263
	Luzern	264
	Glarus	264
	Zug	264
	Bern	265
	Zürich	266
	Schlußübersicht	268

Fünftes Capitel.

Der alte Zürich-Krieg. 1436 — 1450.

1436—1439	Die Erbschaft des Grafen Friederich von Tockenburg	269
1439	Erste Fehde zwischen Schwyz und Zürich	279
—	Die große Pest	280
1440	Alle Eidsgenossen wider Zürich	281
1442	Zürich im Bunde mit Oesterreich	283
1443	Krieg der Eidsgenossen gegen Zürich und Oesterreich	287
—	Gefecht bey Freyenbach	291
—	Zug nach Baar	292
—	Sturm am Hirzel	293
—	Einnahme des Zürcher-Gebiethes	295
—	Schlacht bey St. Jakob an der Sihl	297
—	Der elende oder faule Friede	302
—	Tod Heinrichs von Meis	304
1444	Der Krieg. Belagerung von Rapperschwyl.	307

N. Chr.		Seite.
1444	Mord bey Greifensee	307
—	Belagerung von Zürich	313
—	Mordnacht zu Bruck	317
—	Belagerung von Farnsburg	320
—	Die Armagnacen	320
—	Schlacht bey St. Jakob an der Birs	323
—	Burkard Mönch von Mönchenstein	328
—	Aufhebung der Belagerungen von Farnsburg und Zürich	328
—	Friede mit den Armagnacen	329
1444—1446	Streifereyen	330
1446	Schlacht bey Ragatz	332
1450	Friede der Eidsgenossen	334
—	Allgemeiner Friede	338

Sechstes Capitel.

Geistige Bildung der Eidsgenossenschaft Von 1418 — 1450 u. d. f.

	Religion und Cultur	340
	Chorherr Felix Hämmerlin, genannt Malleolus.	351

I.

Die alte Geschichte.

Bis auf das Jahr 1308 n. Chr.

Erste Unterabtheilung.

Helvetien fremden Völkern unterthan.

Bis 1218 n. Chr.

Erstes Capitel.

Der Urzustand.

Bis 58 v. Chr.

Helvetien und sein Volk. Bis 110 v. Chr.

Mitten zwischen Frankreich, Deutschland und Italien, umgeben von gewaltigen Strömen oder von hohen, zum Theil mit ewigem Schnee und Eise bedeckten Gebirgen, liegt unser Vaterland, zuerst Helvetien, in seinen schönsten Zeiten die Eidsgenossenschaft, später die Schweiz genannt. Frey und glücklich, aber in wohlverdienter Dunkelheit lebten die alten Helvetier in ihrem rauhen und unfruchtbaren Lande bis zu ihren ersten Kriegen mit Rom. Wechselseitige Streifzüge gegen die Germanen, die Härte der Natur und der beständige Kampf gegen die reißenden Thiere der Wälder machten das Volk tapfer und kriegerisch. Genügsamkeit und Freyheitsliebe waren seine schönsten Tugenden, die Wissenschaften kannte es nicht. Von seinen Bergen, seinen Strömen und seiner Armuth wurde es gegen die Plane des eroberungssüchtigen Nachbarvolkes gesichert. Das Land war in vier Gaue abgetheilt,

deren jeder für sich einen unabhängigen, alle vereint Einen Bundesstaat bildeten. In einer allgemeinen Versammlung, in der jeder bewaffnet erschien, oder auf Tagsatzungen wurden die wichtigsten Geschäfte des Bundes entschieden, und über Krieg oder Frieden abgeschlossen. So lebten die ältesten Helvetier in glücklicher Freyheit, bis Begierde nach Reichthum und Wohlleben sie in Unglück und Knechtschaft führte.

Diviko. 111 v. Chr.

Es erschienen nähmlich an der Gränze des Helvetischen Landes die ungeheuren Heerschaaren der Cimbern und Teutonen. Mit ihnen vereinten sich die Tiguriner, der mächtigste Gau der Helvetier, um an ihren Raubzügen Theil zu nehmen. Sie zogen nach Gallien, dem Unterthanenlande Roms. Die Römer, um sich zu rächen, oder um den Feind von Italien zu entfernen, fielen in Helvetien ein. Die Tiguriner eilten in ihr Vaterland zurück, und bothen den Römern am Leemanischen See eine Schlacht an. (111 Jahre vor Christo.) Die Römer unter dem Consul Lucius Cassius stritten für die Bewahrung ihres Landes, die Helvetier unter Diviko, einem heldenmüthigen Jünglinge, für die Rettung des Ihrigen. Die Tiguriner errangen einen vollkommenen Sieg. Der Consul Cassius fiel mit der Blüthe seines Heeres. Wer dem Tode in der Schlacht entfloh, wurde gefangen, und mußte, der Rüstung beraubt, unter dem Joche durchgehen. Weil aber indessen die Cimbern und Teutonen, nachdem sie anfänglich mehrere bedeutende Schlachten gewonnen, und Rom vor ihnen gezittert hatte, durch den großen Feldherrn Cajus Marius vernichtet worden waren, so zogen die Tiguriner ungeachtet ihrer Siege nach Hause. Rom, froh von so gefährlichen Feinden befreyt zu seyn, griff sie nicht an. Noch funfzig Jahre lang lebten die Heimgekehrten in der alten Ruhe.

Orgetorix. 60 v. Chr.

Nach Verfluß dieser Friedenszeit, ungefähr 60 Jahre v. Chr., stand unter dem Helvetischen Volke Orgetorix auf, ein reicher und gewaltiger Mann, in dessen Brust das verzehrende Feuer des Ehrgeizes glühte. Er strebte nach der Alleinherrschaft. Im Frieden, wann das Recht waltete, konnte er keine Befriedigung seines Wunsches hoffen; wohl aber im Kriege, wann Gesetz und Ordnung schwiegen. Auf Dieses baute er seine Plane. Nachdem er sich heimlich einen Anhang geschaffen, trat er in einer Volksversammlung auf, und beredete das Volk mit glatten und verführerischen Worten, die friedliche Heimath zu verlassen, und als Eroberer nach dem schönen, fruchtbaren Gallien zu ziehen, wo man von den weichlichen Einwohnern wenig Widerstand zu besorgen haben werde. Es gelang dem Redner, die Habsucht und Lüsternheit seiner Zuhörer rege zu machen. Mit Jubel ward der Vortrag des Schlauen gebilligt. Man beschloß, nach Verfluß von drey Jahren mit Weib und Kind, Habe und Gut aufzubrechen. Die Zwischenzeit wollte man zu den nöthigen Rüstungen benutzen. Ehe aber das Jahr des Auszuges gekommen war, wurde das eigentliche Vorhaben des Orgetorix entdeckt, und er mußte Hand an sein eigenes Leben legen, um dem Feuertode zu entgehen, den das Gesetz als Strafe des Hochverrathes bestimmte.

Einfall in Gallien. 57 v. Chr.

Der Tod des Orgetorix änderte nichts an dem Vorhaben, dessen Urheber dieser gewesen war. Die Begierden des Volkes waren erwacht, und, je roher ein Volk ist, desto weniger pflegt es seine Begierden zu bekämpfen; darum bestanden die Helvetier auf dem Auszuge. Zuvor verwüsteten sie noch ihr Land, verbrannten ihre zwölf Städte und vier hundert Dörfer, luden ihre Greise, die Weiber, die Kinder, ihre beßte Habe und Lebensmittel für drey Monathe auf Wagen, verei-

nigten sich mit benachbarten Deutschen Völkern, und brachen fast vier Mahl hundert tausend Menschen an der Zahl, deren vierter Theil waffenfähig war, gegen Gallien auf. Rom, das noch mit Schrecken jener furchtbaren Einfälle der Teutonen gedachte, eilte, der neuen Gefahr seinen beßten Feldherrn entgegen zu stellen. Julius Cäsar traf in Genf ein, wo er sich zur kräftigsten Vertheidigung rüstete. Die Helvetier schickten ihm Gesandte mit der Bitte um freyen Durchzug. Cäsar, noch nicht völlig gerüstet, nahm zur List seine Zuflucht, und erbath sich mit freundlichen Worten einige Bedenkzeit. Während dieser betrieb er seine Rüstungen aufs eiligste, und nachdem er in wenigen Tagen eine hohe, mit Graben und vielen Thürmen wohl befestigte, vom Ausflusse des Sees bis an den Jura sich erstreckende Mauer erbauet, und ein Heer zusammengezogen hatte, so änderte er seine Sprache, schlug den Durchzug ab, und drohte Gewalt mit Gewalt abzutreiben. Die Helvetier machten einen vergeblichen Versuch durchzudringen, dann wendeten sie sich nordwärts, und erhielten den Durchpaß durch das Land der Sequaner. Mühsam kamen sie über den Jura bis an den Fluß Arar. Hier bauten sie langsam und ungeschickt Kähne und Flöße. In zwanzig Tagen kamen nur drey Gaue über den stillen Strom, die Tiguriner waren noch jenseits des Flusses.

Die Schlacht. 57 v. Chr.

Cäsar, der dem Zuge der Helvetier längs den Gränzen des Römischen Reiches nachgefolgt war, wurde von den bedrängten Gallischen Völkerschaften zu Hülfe gerufen, überschritt freudig den Rhodan, und erschien im Rücken des Helvetischen Heeres. Er schlug die Tiguriner, und setzte am folgenden Tage auf einer Schiffbrücke über den Arar. Die Helvetier, über seinen Sieg und die Schnelligkeit seiner Bewegungen erschrocken, versuchten zu unterhandeln. Als das keinen Erfolg hatte, zogen sie weiter. Cäsar folgte ihnen auf dem Fuße

nach. Täglich entspannen sich kleine Gefechte. Nach vierzehn Tagen kam es zur entscheidenden Schlacht. Beyde Heere fochten mit unübertrefflichem Muthe. Die Römische Kriegskunst wetteiferte mit der ungeregelten Tapferkeit der Helvetier. Lange schwankte der Sieg. Erst am späten Abende wichen die Helvetier nach großem Verlurste in guter Ordnung zum Theil in ihr durch eine Wagenburg befestigtes Lager, zum Theil auf einen nahen Berg. Cäsar wollte den Sieg vollenden, und führte sein Heer gegen die Wagenburg, in der Hoffnung, das Lager ohne Gegenwehr zu nehmen. Aber die Helvetier stritten ohne Unterschied des Geschlechtes und Alters, würdig der Väter und Gatten, welche auf dem Schlachtfelde umgekommen waren, bis mitten in die Nacht von der Wagenburg herab. Die meisten sind hier geblieben; denn als das Römische Heer nach langem Kampfe hereinbrach, mochten Greise, Weiber und Kinder den letzten Tag der Freyheit und des Ruhmes nicht überleben. Sie tödteten sich gegenseitig, oder machten selbst ihrem Daseyn ein gewaltsames Ende. Einige Tausende, denen die Größe des Unglückes übermenschliche Kraft gab, entflohen zu dem Heere auf dem Berge.

Der Friede. 57 v. Chr.

Diese Uebergebliebenen brachen am folgenden Tage mit Angst, Wehklagen und Bestürzung auf; aber Hunger und Mangel nöthigten sie bald, die Gnade der Sieger zu erflehen. Cäsar empfing ihre Gesandten an der Spitze seines Heeres. Er befahl ihnen, die Waffen niederzulegen. Sie erschracken sehr, und fürchteten eine allgemeine Niedermetzelung, doch sie mußten gehorchen. Voll Furcht erschienen sie vor dem Ueberwinder. Cäsar befahl ihnen, nach dem Vaterlande zu ziehen, und ihre Wohnungen wieder aufzubauen. Er wolle ihnen Lebensmittel und Schutz versprechen, sie sollen fortan als Bundsgenossen des Römischen Volks unter ihren eigenen Gesetzen ruhig leben. So zogen sie heim, besiegt von den Rö-

mern und ihnen unterthan; den gesuchten Reichthum, das verlangte Glück hatten sie nicht gefunden. Dagegen war ihre eigne Habe verloren, der Kern ihres Volkes vernichtet, ihre Macht und Ehre untergegangen.

Wallis und Rhätien. 15 v. Chr.

Wenige Jahre später, (15 v. Chr.) wurde nach muthigen Kämpfen für die Freyheit auch der letzte Rest der freyen Helvetier, die Völkerschaften in Wallis und Rhätien, besiegt. Auch ihre Hochgebirge vermochten nicht mehr, sie gegen Römische Kriegskunst und Eroberungssucht zu beschützen.

Zweytes Capitel.

Helvetien unter Rom.

58 v. Chr. bis 450 nach Chr.

Die Lage des Landes. Bis 29 v. Chr.

Die Helvetier genossen im Anfange unter Roms Herrschaft alle Vorzüge, die ein unterworfenes Volk sich wünschen darf. Jede Stadt hatte zwey Vorsteher. Eine Tagsatzung leitete die allgemeinen Angelegenheiten des Volkes. Selbst eine kleine Festung im Aargau durften die Helvetier mit ihren eigenen Truppen verwahren. Durch die lange Ruhe, die Helvetien unter Rom genoß, lebte das Land allmählich wieder auf. Städte und Dörfer wurden angelegt, Ackerbau und Gewerbe, Handel und Verkehr, selbst Wissenschaften und Künste blühten; aber es mehrte sich auch die üppige Weichlichkeit. Die Einfachheit der väterlichen Sitten ging verloren, der kriegerische Geist verschwand, die Kräfte des Volkes erschlafften; so konnte man zwar zufrieden leben, doch minderte

sich täglich die Freyheit, wozu eine Menge von Festungen, die Rom in Helvetien erbaute, nicht wenig beytrug, und es nahte sich der Tag, an welchem der letzte Schimmer dieser Freyheit entschwinden sollte.

Rom unter den Kaisern. 29 v. Chr. bis 69 n. Chr.

Rom, Anfangs groß und frey, war im sieben hundert vier und zwanzigsten Jahre seines Daseyns der Herrschaft eines Einzigen anheim gefallen. Mit heuchlerischer Milde regierte der erste Römische Kaiser, Augustus; aber mit Härte und Grausamkeit sein Geschlecht nach ihm. Ein ungeheures Verderben verbreitete sich über das Reich. Tugend und Recht verloren sich, nur Laster und Gewalt blieben sichtbar. Nicht Gesetz und Verfassung, sondern der Wille des Heeres setzte Kaiser auf den Thron, oder stürzte sie vom Herrscherstuhle. Nero, der letzte Sprößling des ersten Kaiserhauses, endigte ein Leben voller Schandthaten durch seine eigene Hand. Nach ihm bestieg Sergius Sulpitius Galba, ein Greis von edelm Hause und vortheilhaftem Rufe, den Thron. Er bemühte sich, die Ordnung wieder herzustellen. Auf ihm ruhte die Hoffnung aller guten Bürger; aber das zügellose Heer, das jede Ordnung scheute, hatte dem Kaiser seine Würde gegeben; vom Winke der Soldaten hing er ab, und kaum zeigte er seine Liebe zum Guten, als das Kriegsvolk aus Furcht vor seiner Tugend ihn erschlug.

Aulus Cäcinna. 69 n. Chr.

Ehe die Helvetier vernahmen, daß Galba, der sich durch Wohlthaten ihre Liebe erworben hatte, ermordet sey, erfuhren sie aus aufgefangenen Briefen, daß ein Theil des Heeres den Vitellius auf den Thron zu setzen gedenke. Die Helvetier, dem Galba treu, nicht unterrichtet, daß Vitellius schon auf dem Throne sitze, legten die Soldaten und den Hauptmann,

der den Brief hatte weiter bringen sollen, gefangen. Da sammelte Aulus Cäcinna, Römischer Feldherr in Helvetien, Anhänger des Vitellius, ein Jüngling groß und stark von Körper, kriegerisch in Sinn und Gestalt, unmäßig in Begierden, kühn in Anschlägen, gegen göttliche und menschliche Rechte verhärtet, bey den Soldaten beliebt, weil er gerne Städte und Länder plünderte, und Alles für sein eigen hielt, wornach er seinen Arm ausstreckte; dieser sammelte ein mächtiges Heer. Racheschnaubend verwüstete er den Aargau. Am Bötzberge stellten sich ihm die Helvetier entgegen. Mit leichter Mühe besiegte er die unkriegerischen Scharen; dann zog er gegen Aventicum, der Hauptstadt Helvetiens. Sein Heer wüthete mit Feuer und Schwert.

Julia Alpinula. 69 n. Chr.

Als die Nachricht von der verlorenen Schlacht nach Aventicum gekommen war, verbreitete sich Trauer und Entsetzen. Gesandte eilten, den Zorn des Siegers zu versöhnen. Stolz empfing sie Cäcinna. Mit Härte redete er sie an. Vor allen Dingen forderte er die Hinrichtung des ersten Vorstehers der Nation, Julius Alpinus. Dem Volke selbst befahl er, sich an den Kaiser zu wenden, der nur könne die wohlverdiente Strafe mildern; bis zu seiner Begnadigung werde das Volk als Empörer behandelt werden. Als die Gesandten diese Antwort nach Aventicum zurückbrachten, verstummte das unglückliche Volk. Aus Furcht vor Cäcinnas Zorne wagte Niemand, Milderung des Urtheils zu erflehen. Nur Julia Alpinula, Priesterinn der Göttinn Aventicums, Tochter des Julius Alpinus, unternahm es, einen Schritt für die Rettung ihres Vaters zu thun, den sie vom höchsten Glücke und Ansehen in die Tiefe dieses Unglückes stürzen sah. Sie eilte ins Lager der erbitterten Feinde. Sie warf sich dem Feldherrn zu Füßen. Sie flehte mit aller Beredsamkeit des Unglücks, der Unschuld und der Jugend um das Leben ihres Vaters.

Cäcinna — ließ ihn tödten. Hierauf mußten die Helvetier an den Kaiser senden. Anderthalb tausend Jahre nach diesen Begebenheiten wurde unter den Trümmern Aventicums folgende Grabschrift gefunden: „Julia Alpinula hic jaceo, „infelicis patris infelix proles, Deæ Aventiæ sacerdos, „exorare patris necem non potui, male mori in fatis „illi erat, vixi annos XXIII. (Hier bin ich Julia Al„pinula begraben, eines unglücklichen Vaters unglückliche „Tochter, Priesterinn der Göttinn Aventia, meine Bitten „konnten die Hinrichtung des Vaters nicht abwenden, ihm „war vom Schicksal ein trauriger Tod bestimmt. Ich selbst „habe drey und zwanzig Jahre gelebt.)“

Claudius Cossus. 69 n. Chr.

Zitternd erschienen die Gesandten der Helvetier vor dem Kaiser Vitellius, um den letzten Tag der Nation abzuwenden. Als sie zum Verhöre gelassen wurden, hielt ihnen das wüthende Kriegsvolk Fäuste und Waffen unter die Augen. Alles kochte Rache, Alles fluchte, und forderte von dem Kaiser die Ausrottung eines Volkes, welches gewagt hätte, Hand an Römische Soldaten zu legen. Vitellius selbst runzelte sein dickes Gesicht, und ließ Drohworte hören. Claudius Cossus, das Haupt der Helvetischen Gesandtschaft, stand vor ihm leichenblaß, machte keine Entschuldigung der That, sondern flehte, schilderte mit lebendigen Farben das Unglück Helvetiens, weinte, mahlte die Schreckniße des bevorstehenden Tages der Rache, warf sich dem Kaiser zu Füßen, und bath so eindringend, daß alle Herzen brachen, daß sich Ströme von Thränen ergossen, und die Römischen Krieger schluchzend um Gnade für Helvetien flehten. Die Nation wurde durch Cossus gerettet; doch ward Helvetien, das bis dahin nur Roms Bundsgenossinn geheißen hatte, zur Provinz erklärt.

Untergang des ältesten Helvetiens.
69 — 450 n. Chr.

Durch di:se Veränderung wurde die schwache Schutzwehr niedergerissen, welche bis dahin Helvetien vor der zügellosen Gewalt und den unersättlichen Erpressungen, unter denen andere Provinzen seufzten, gesichert hatte, und das Land nahte sich von da an seinem Untergange. Sein Elend wurde noch durch die um das Jahr 162 n. Chr. beginnenden, häufigen Einfälle Deutscher Völker, denen das sinkende, meist von elenden Schwächlingen regierte Rom, immer weniger Widerstand entgegen zu setzen vermochte, schrecklich gemehrt. Das dauerte so bis ins vierte Jahrhundert. Da entstand mit abwechselndem Glücke in und um Helvetien ein neuer verheerender Krieg zwischen Rom und den Alemannen. Damahls, vielleicht im Jahr 304, mochte Aventicum, die herrliche Hauptstadt des Landes, verbrannt worden seyn. Es ist aber das ganze Volk untergegangen, ohne daß ein einziger Geschichtschreiber seinen Untergang auch nur mit Einem Worte angemerkt hätte. Von da an gedenken die Erdbeschreiber Helvetiens als einer Wüste.

Drittes Capitel.

Die Einwanderung fremder Völker.

432 — 500.

Einleitung.

Lange nach dem Untergange der Helvetischen Freyheit, als das Volk bis auf den Nahmen verschwunden war, wurde das verlassene Land von Burgundern und Alemannen, Franken, Ostgothen und Longobarden eingenommen. Diese Völker, deren Stamm und Ursprung nicht leicht ausgemittelt werden

kann, veranstalteten neuen Bau des Landes. Von ihnen wurde menschliche Gesellschaft, Christenthum, Freyheit eingeführt, oder hergestellt. Von ihnen stammen die jetzigen Schweizer.

Die Burgundionen. 432.

Sie waren Männer sechs bis sieben Schuhe hoch, und kleideten sich in Thierhäute. Ihr höchstes Gut war die Freyheit. Ihren Vorstehern, den Hendinen, gehorchten sie so lange, als diese den Göttern gefielen, und die Götter bezeigten ihr Wohlgefallen durch fruchtbare Jahre und glückliche Schlachten. Der Oberpriester Sinist verwaltete sein Amt beständig; denn es herrschte der Glaube, daß Priester den Göttern nie mißfallen könnten. Doch hatte der Sinist keine Gewalt über die Hendinen. Um das Jahr 407 erschienen diese Burgundionen unter ihrem Könige Gonthahar an den Gränzen des Reiches, da gesellte sich ein alter Bischof zu ihnen, der sie das Christenthum lehrte. Nach sieben Tagen ließ sich der König mit dem ganzen Volke taufen. Gen Helvetien kamen sie im Jahre 432, nicht durch die Gewalt des Schwerdtes; sondern durch Verträge mit den schwachen Kaisern, die sich begnügten, einen Schatten von Obergewalt zu behaupten, und den Burgundionen willig das Land gaben, als diese versprachen, den Fuß der Alpen, die Vormauern Italiens, zu vertheidigen. Die neuen Besitzer breiteten sich immer weiter aus, durch Provence, Bourgogne, Franche Comté, Dauphiné, Savoyen und da wo jetzt Bern, Freyburg, Solothurn, Genf, Waat, Neuenburg u. s. f. ist. Diese Ausbreitung verursachte keinen Streit, keine Auswanderung der bisherigen Bewohner, sondern das Land wurde ruhig getheilt; denn Alles war seit Jahrhunderten verödet und verwüstet. Auch waren die Burgundionen friedliebend, ließen den noch übrigen Einwohnern ihre eigenen Sitten und Gesetze, ertheilten ihnen fast gleiche Rechte mit sich selbst, und begnügten sich mit zwey Drittheilen des Bodens. Die alten Ein-

wohner verschmolzen sich mit ihnen unmerklich. Auf beyden Seiten des Jura stammt Alles von diesem Volke her.

Die Alemannen.

Die nordöstliche Schweiz und ein großer Theil Deutschlands bis an den Rhein hinunter war ganz Alemannisch. Etwas später, als die Burgundionen war dieses Volk in das Römische Reich eingedrungen. In der Hitze wilder Eroberung zerstörten und verwüsteten sie Alles, was ihnen Widerstand leistete, besonders die Städte und Castelle, welche sie, wie alle Germanen, aufs Aeußerste haßten. Ihr wilder Sinn hemmte Gewerbe und Industrie, und verscheuchte die Künste des Friedens. Selbst die dürftigen Nachrichten über sie verdanken wir nicht ihnen, sondern ihren Ueberwindern. Den milden Geist des Christenthumes fühlten sie nicht, sie blieben Heiden, wie ihre Väter gewesen waren. Bey den Burgundionen blühte der Feldbau. Die Alemannen aber kannten kein Eigenthum des Landes, sondern zogen mit ihren Herden auf Gemeinweiden umher. Neben ihrem Vieh liebten sie noch ihre Waffen. Sie lebten von dem Ertrage ihres Viehes, von der Jagd, von der Arbeit ihrer Sclaven, von der gewonnenen Beute, von dem Solde, den sie im Dienste fremder Völker erworben hatten. Durch ihre Sorglosigkeit und Trägheit deckten die Wälder, die unter Rom kaum ausgerottet wurden, das Land bald wieder, Sümpfe und Moräste nahmen überhand, und wilde, reißende Thiere, die sonst nur noch in den Einöden des Nordens gefunden wurden, vermehrten sich auch in den südlichern Gegenden des Alemannischen Reiches. Dieses verderbliche Schicksal traf auch das Alemannische Helvetien; es sank, während das Burgundische blühte.

Die Franken. Schlacht bey Tolbiac. 496.

Gegen das Ende des fünften Jahrhunderts erscheint eine neue Deutsche Völkerschaft, an Glück und Macht allen frü-

heren überlegen, auf unserm Schauplatze. Franken hieß man sie. Ein sehr altes, starkes, damahls noch heidnisches Volk, dessen bedeutende Macht dadurch vermehrt wurde, daß sein Fürst Chlovis, (Chlodewig, Ludwig,) ein unersättlicher Eroberer, auch die Herrschaft über Gallien empfing. Hierauf gerieth er mit Allemannen in Streit. Im Felde bey Tolbiac, (Zülpich, einem Städtchen bey Cölln am Rheine,) stießen die feindlichen Völker hart auf einander. Der Sieg blieb lange unentschieden, es schien sogar das Glück den Allemannen zu lächeln. In dieser großen Noth schwur Chlodewig laut, mit allen seinen Franken zum Christenthume überzutreten, wenn er den Sieg gewinne. Als seine Christlichen Gallier Dieses hörten, wollten sie zeigen, was die Kraft ihres Glaubens an Christum vermöge. Begeistert stürzten sie sich auf den Feind. Dem gewaltigen Andrange schwärmerischer Krieger, die für die Ehre ihres Gottes zu fechten glaubten, vermochten die Allemannen nicht zu widerstehen. Nachdem ihr eigener Fürst erschlagen war, ergaben sie sich dem Könige der Franken. Chlodewig zog mit ihnen in ihr Land; aber als er in die Gaue kam, weigerten sich Viele, theils aus Widerwillen gegen die Franken, theils aus Furcht für ihre Sitten und ihre Götter, ihm Gehorsam zu leisten. Erst im neunten Jahre nach dem Siege unterwarfen sich die Meisten aus Hülflosigkeit. Chlodewig faßte den Entschluß, dieses wilde, unbändige Volk zu vertilgen.

Die Ostgothen um das Jahr 500.

Als Chlodewig gegen die Allemannen so furchtbar wüthete, schrieb ihm sein Schwager Theodorich, (Dietrich,) König der Ostgothen, ein trefflicher Fürst voll Weisheit, Milde, und Ordnungsliebe, daß Mäßigung und Gnade einem mächtigen Könige eher zukommen, als die Rachsucht. Chlodewig hörte nicht auf den weisen Rath. Da warfen sich viele Allemannen ihrem Fürbitter in die Arme. Das Land Rhätien fiel an die Ostgothen.

Helvetiens Lage um das Jahr 500.

So war im fünfhundertesten Jahre unserer Zeitrechnung die südwestliche oder Romanische Schweiz unter den Burgundionen. Die nördliche Deutsche Schweiz Alemannisch, Fränkisch oder wüste. Rhätien unter den Ostgothen.

Viertes Capitel.

Kampf der Franken und der Burgunder.

466 — 534.

Theilung des Burgundischen Reiches 466.

Gonthahar, der oben erwähnte Fürst der Burgundionen, unter dessen Anführung sie in das öde Helvetien gekommen waren, fiel im Jahre 450 in einem Treffen gegen den Attila. Nach seinem Tode wählten die Burgundionen den Gundioch, aus dem Westgothischen Fürstenstamme der Balden, zu ihrem Könige oder Heerführer. Er regierte bis auf das Jahr 466. Als er starb, hinterließ er vier Söhne, Hilperich, Godegisel, Godemar, Gondebald, nnter die er sein Reich theilte. Weitaus der mächtigste von diesen kleinen Fürsten war Gondebald. Der Neid über seine Macht vermochte zwey seiner Brüder, Hilperich und Godemar, ihn zu bekriegen. Sie werden geschlagen, Hilperich und seine beyden Söhne gefangen und enthauptet, Hilperichs Gattinn in die Rhone gestürzt, Godemar gibt sich selbst den Tod. Gondebald erobert 486 die Länder seiner Brüder.

Erster Krieg mit den Franken. 494 — 501.

Von König Hilperichs Stamme waren zwey Töchter am Leben geblieben. Die eine, Sedeleube, weihte sich der Kirche.

Um Chlotilde, die zweyte, warb beym Gondebald der Frankenkönig Chlodewig. Sie wurde ihm verweigert, weil Gondebald fürchtete, ihr das ihrem Vater entrissene Land wieder abtreten zu müssen. Aber Chlodewigs Gesandter entführte die Fürstinn mit ihrem eigenen Willen. Die neue Königinn der Franken wünschte den Tod ihrer Aeltern gerächt zu sehen. Sie ließ daher das Burgundische Land verwüsten, nnd bewog ihren Gemahl, dessen Eroberungssucht einen so günstigen Vorwand gerne benutzte, zum Kriege gegen Gondebald. Dieser rief seinen Bruder Godegisel zu Hülfe; er kam, ging aber in der Schlacht mit seinem ganzen Heere zu den Franken über; denn schon lange hatte er die Herrschaft des Bruders beneidet, und war aufgebracht, daß ihn Gondebalds Stolz und Uebermuth zu sehr einschränkte, und ihm nicht ein Mahl im eigenen Lande völlige Freyheit verstattete. Im ersten Schrecken entfloh Gondebald, und ließ sich einen sehr demüthigenden Frieden gefallen, der seinen Bruder Godegisel zum Herrn über drey Viertheile Burgunds machte. Als aber die Franken wieder aus dem Lande gezogen waren, bewaffnete sich Gondebald mit dem Beyfalle des ganzen Volkes gegen Godegisel, und belagerte diesen in der festen Stadt Vienne. Der Verrath eines Aufsehers der Wasserleitungen öffnete dem Belagerer die Stadt. Godegisel wurde erschlagen, und Gondebald, dem Chlodewig nach einigen vergeblichen Versuchen, die Ruhe zu gönnen, für gut hielt, beherrschte nun ganz Burgund.

Innere Lage Burgunds. 501 — 522.

Gondebalds Verwaltung war fortan weise und gut. Er beförderte Ackerbau, Wissenschaften und Künste. Die im Kriege zwey Mahl zerstörte Stadt Genf ließ er wieder herstellen, andere Städte und Flecken verdanken ihm ihren Ursprung. Er wurde der Gesetzgeber Burgunds, und erließ im Jahre 502 so heilsame und vernünftige Verordnungen, daß klar wurde, es habe ihm nie die Fähigkeit, aber früher der Wille gemang

gelt, ein guter Fürst zu seyn. Als Gondebald seine Macht allzuweit ausdehnte, wurde er auf einer Volksversammlung eingeschränkt, viele seiner Gesetze abgeschafft, und ein anderes Gesetzbuch auf die Bahn gebracht. Gegen das Ende seines Lebens ließ Gondebald 515 in einer Volksversammlung zu Quadruvium bey Genf seinen Sohn Siegmund, der mit Ostgotha, einer Tochter Theodorichs vermählt war, zum Könige erwählen. Er selbst starb im funfzigsten Jahre seiner Regierung, nachdem er den Chlodewig, viele andere berühmte Helden und auch das Römische Kaiserthum überlebt hatte. Nicht lange nach Gondebalds Tode starb Siegmunds Gemahlinn, und der Fürst verband sich mit einer Person niedern Standes und befleckten Rufes. Diese warf einen Haß auf den Prinzen Siegreich, Sohn erster Ehe, der die durch Herkunft und Aufführung geringe Stiefmutter verachtete, und seine Verachtung allzulaut werden ließ. Die ränkevolle Frau brachte es dahin, daß Siegmund seinen Sohn ihrer Rache und einem Verdachte aufopferte, indem er den Unglücklichen im Schlafe ermorden ließ.

Zweyter Krieg mit den Franken und Ostgothen.

522 — 534.

Theodorich, König der Ostgothen, wollte den Mord seines Enkels rächen. Während er sich zum Kriege rüstete, wurde Siegmund von Schwermuth geplagt. Er genoß seit dem Tode seines Sohnes keine frohe Stunde mehr. Zu spät von der Unschuld des Ermordeten überzeugt, zu spät seinen Jähzorn und seine Nachgiebigkeit bereuend, versuchte er im Geiste seiner Zeit, den Rachegott durch eine fromme Anstalt zu versöhnen, und stiftete das Kloster St. Moritz im Wallis, ohne daß auch Dieses ihm Ruhe zu geben vermochte. Als Theodorich seinen Zorn zu verstehen gab, stieg Siegmund furchterfüllt vom Throne, gab seine Sache verloren, und floh nach St. Moritz. Bey der Nachricht von seiner Hülflosigkeit

erwachte in der Fränkischen Königinn Chlotilde abermahls der lang genährte Trieb nach Rache für den Tod ihres Vaters Hilperich. Sie ermunterte ihre drey Söhne, dem schwachen Siegmund Hilperichs Erbe zu entreißen, weil der Krieg gegen einen Kindsmörder gerecht, Gott und Menschen wohlgefällig sey, und weil ihre nahe Verwandtschaft mit Siegreich sie aufforedere, seinen Tod zu rächen. Die Brüder, dem Ehrgeize fröhnend, nach Eroberungen dürstend, waren leicht beredet. So zogen also Ostgothen und Franken gegen Burgund. Es kostete keine Mühe, den muthlosen Siegmund zu überwinden. Man fand ihn 526 zu St. Moritz in Mönchskleidung. Er wurde gefangen nach Franken-Land gebracht, und mit seiner Gattinn und zwey Söhnen enthauptet. Jetzt hätten sich die Franken an der genommenen Rache begnügen können, wenn ihnen nicht mehr an der Eroberung Burgunds, als an der Bestrafung des Unrechtes gelegen gewesen wäre. Daher setzten sie den Krieg auch gegen den unschuldigen Godemar, Siegmunds Bruder fort. Dieser, dem Siegmund schon früher aus eigenem Antriebe einen Antheil an der Regierung eingeräumt hatte, stritt acht Jahre lang mit unverzagtem Muthe für das väterliche Reich. Mit den Ostgothen schloß er Friede, und wendete nun seine ganze Macht gegen die Franken. Er überwand sie in einem Treffen, und tödtete Chlodomirn von Orleans, einen der drey Brüder, den Mörder Siegmunds. Gereizt erneuerten die Franken mit Anstrengung den Krieg. Godemar verlor eine Schlacht und verschwand. Niemand weiß, ob er unerkannt unter der Menge der Todten gelegen, ob er heimlich im Kerker gestorben, oder sein Leben in elender Verbannung geendigt habe.

Untergang des Burgundischen Reiches. 534.

Hundert und acht und zwanzig Jahre nachdem die Burgunder in Helvetien gekommen waren, 534 n. Chr., nahm das Burgundische Reich dieses Ende. Die Zertheilung des

Landes, der Bruderzwist und die Laster seiner Fürsten hatten ihm einen solchen Untergang bereitet.

Untergang des Ostgothischen Reiches.

Zu gleicher Zeit nahte sich auch das Ostgothische Reich seiner Auflösung. Fünf auf einander folgende Könige verloren Schlachten, Länder, und gingen selbst unter. Mit Mühe konnten noch die einst so mächtigen Gothen Ober-Italien behaupten. Diese ihre Schwäche benutzte Dietbert, König der Franken, um Rhätien zu erobern. Von da an beherrschten die Franken das ganze Helvetische und Rhätische Land.

Fünftes Capitel.

Das Fränkisch-Merovingische Königshaus.

534 — 751.

Das Reich im Allgemeinen.

Die Fränkischen Könige aus dem Stamme der Merovingen wären also die dritten Oberherren unsers Vaterlandes. Weil noch keine Gesetze der Erbfolge bestanden, so gehörte unter ihrer Regierung Helvetien bald Einem Oberhaupte des gesammten Franken-Reiches, bald war die Monarchie unter mehrere Fürsten getheilt, die sich bitter haßten, und blutig bekriegten. Im Falle der Theilung des Reiches wurde gewöhnlich Alemannisch-Helvetien zum Königreiche Austrasien, und Burgundisch-Helvetien zum Königreiche Burgund gezogen. Statt daß wir es unternähmen, die unaufhörlichen Fehden der Fürsten, die ewig wechselnden Eroberungen und Verluste und andre unwichtige Dinge dieser Art zu erzählen, versuchen wir hier lieber einen kurzen Abriß der Staatsverfassung und

Gerichtspflege der damahligen Deutschen Völker zu entwerfen, weil sich schon in jenen Zeiten Vieles entwickelte, das mit mehr oder minder bedeutenden Veränderungen lange Zeit, zum Theile bis auf unsere Tage fortgedauert hat, oder noch vorhanden ist, oder wieder gefordert wird. Auf diesen Abriß gedenken wir dann zu zeigen, wie Helvetien unter den Merovingen aus seinem tiefen Verfalle allmählich wieder aufzublühen begann.

Staatsverfassung.

Die Völkerschaften derjenigen südlichen Länder Europas, nach welchen sich Deutsche Stämme hingezogen hatten, waren ein Gemische, das aus den Eroberern, den Ureinwohnern des Landes und den Nachkömmlingen der Römer bestand. Die ersten nannten sich Freye und Herren des Landes, die beyden letztern wurden als leibeigene Knechte oder doch als ein unedleres Menschengeschlecht betrachtet, das den Freyen weder an Ehren noch Rechten gleichgestellt, in der Gesetzgebung wenig oder gar nicht berücksichtigt war, und besonders der Ehre, Waffen zu tragen, unwerth geachtet wurde. Damahls galt nähmlich der Gebrauch der Waffen für das höchste Zeichen der Freyheit. Die Völkerschaften bildeten die Heere, wie das bey dem Schweizer-Volke immer bräuchlich geblieben, in den neusten Zeiten auch von andern Völkern wieder angenommen worden ist. Heeresfolge war die erste Pflicht gegen den Staat. Die Staatsverwaltung leitete der König mit seinen Großen. Die Priester und Bischöfe saßen mit den weltlichen Herren zu Rathe. Ueber wichtige, allgemeine Angelegenheiten entschied die Volksversammlung, in der jeder freye Mann sein freyes Wort hatte. Der König konnte die Beschlüsse der Volksversammlung, so wie alle Gesetze, nicht nach seiner Willkühr ändern. Er war eigentlich im Frieden nur der erste unter seines Gleichen; aber im Kriege war er fast unumschränkter Gebiether, und da seit jener Zeit, in der die Deutschen Völker nach dem Süden Europas vorgedrungen waren, sich die Kriege

nie endigten, so lernten die Völker immer mehr Gehorsam, und die Könige vergrößerten und befestigten ihre Macht. War ein Land erobert worden, so wies der König Allen im Heere ihren Theil an der Beute und dem Lande an, dem gemeinen Manne gab er nach Billigkeit. Er selbst behielt das Meiste, die ausgezeichnetesten oder begünstigtesten Krieger wurden ebenfalls sehr gut bedacht, und benutzten ihren Länderreichthum, um davon an diejenigen auszutheilen, denen sie sich verpflichtet glaubten, oder die sie sich erst verpflichten wollten. Aus diesem Verfahren entwickelten sich die Grundzüge einer Verfassung, die noch heut zu Tage in mehreren Staaten besteht, und die man das Lehenwesen nennt. Die, welche von dem Fürsten oder seinen Großen Güter empfangen hatten, bildeten nach und nach den Adel. Man nannte sie Vasallen, ihre Güter hießen Lehen, derjenige, der sie ihnen ertheilt hatte, war der Lehensherr, und bey dem Empfange ihrer Güter mußten sie sich verpflichten, auf jeden Ruf ihres Lehnsherrn bereit zu seyn, seine Kriege zu führen, während der gemeine Freye sich nur auf den Ruf des Königes zu großen Nationalkriegen unter den Heerbann zu stellen hatte. Anfänglich waren die Lehen nicht erblich, nicht ein Mahl lebenslänglich, der König konnte sie einziehen, und Andern verleihen; allein im Laufe der Zeiten fanden die Vasallen, besonders unter schwachen Regierungen, Mittel, den Besitz ihrer Güter erblich und vom Könige fast unabhängig zu machen. Es entstand der Erbadel, der auf der einen Seite die Gewalt der Könige einschränkte, in mehreren Reichen fast auf ein Nichts zurückführte, und neben dem auf der andern Seite die gemeinen Freyen in den Stand der Leibeigenen versanken, so daß späterhin bey den Deutschen fast nur noch Herren und Knechte zu finden waren.

Gerichtspflege.

Das Land war in Absicht auf diese in bestimmte Kreise eingetheilt, in denen Beamtete, die man Herzoge und Gra-

fen nannte, die hohe und niedere Gerichtsbarkeit verwalteten, und den Heerbann besorgten. Diese Titel und Würden waren ursprünglich eben so wenig lebenslänglich oder erblich, als die Lehen, wurden es aber in spätern Zeiten aus denselben Gründen wie diese. Ihre Stellen durften die Herzoge und Grafen nur mit dem Willen des Königes von Andern vertreten lassen. Wenn sie ungerecht urtheilten, so wurden sie durch geistliche Strafmittel zur Genugthuung angehalten. Offenbare Gewaltthaten bestrafte an ihnen der König nach den Gesetzen. Die Gesetze waren damahls noch in einem sehr rohen Zustande. Es gab nur wenige; aber diese waren klar, mehr Verbothe, als Gebothe. Ihr Hauptzweck war Sicherung des Eigenthums, weil in jenen Zeiten Diebstahl mehr, als Mord verabscheut wurde, da auch ein Feiger sich an wehrlosen Dingen vergreifen kann. Dieser Abscheu gegen den feigen Diebstahl ging so weit, daß nach Sächsischen Gesetzen ein Pferdedieb mit dem Tode bestraft wurde, während selbst die Ermordung eines Edelmannes mit Gelde gebüßt werden konnte. Für Diebstahl konnte man sich lösen, wenn man Gut um Gut gab, oder man konnte auch die Lösung einem andern überlassen, indem man sein Sclave ward. Geschah keines von beyden, so wurden die Leibeigenen gehangen, die Freyen dem Könige überliefert, und vom versammelten Volke gerichtet. Ein Richter, der einen Räuber entwischen ließ, war als Verbrecher an der Gerechtigkeit des Todes schuldig. Wer für einen Diebstahl heimlich Ersatz nahm, wurde dem Diebe gleich geachtet. Wen fünf oder sieben unpartheyische Männer eydlich des Diebstahles bezüchtigten, der mußte sterben. Sonst war die Todesstrafe fast auf kein Verbrechen gesetzt, als auf Verrath und Treulosigkeit. Die meisten Vergehen konnten mit Gelde gebüßt, und selbst die Strafe des Mordes abgekauft werden. Der Mord eines Leibeigenen kostete nur zum vierten Theile so viel, als der Mord eines Freyen, und, weil jeder Freye bewaffnet ging, und sich ver-

theidigen konnte, so wurde der Mord eines Mannes nur halb so schwer bestraft, als die Ermordung einer wehrlosen Frau. Eine jede körperliche Verletzung war in den Gesetzen sehr genau in Gelde angeschlagen, und da diese Geldstrafen für jene Zeiten sehr hoch und empfindlich waren, und der, welcher sie nicht entrichten konnte, seine Freyheit verlor, und des Beleidigten Leibeigener wurde, so fürchtete man diese Strafen mehr als Todes = oder Leibesstrafen, welche bey abgehärteten, tapfern, an Wunden und Krieg gewöhnten Völkern nur wenigen Eindruck gemacht hätten. Zum Behufe der Ausübung dieser Gesetze war das Land in Gaue abgetheilt. Jeder Gau hatte hundert Cente, jeder Cent einen Grafen, (Richter,) über diese war ein Gaugraf, (Oberrichter,) gesetzt. Die Cent = und Gaugrafen wurden in der Ausübung ihres Amtes von dem Volke unterstützt, das ihnen bey den Waffen, dem Zeichen der Freyheit, Treue geschworen hatte. Jeden Sonntag versammelte man sich in den Centen auf dem Gerichtsplatze, Mallus, (öffentliche Gerichte). Auf muthwilliges Ausbleiben war eine Geldbuße gesetzt. Am ersten März kam das ganze Volk zum Landgerichte zusammen. Die Richter wurden fast immer von den Partheyen aus der Versammlung erwählt, (Geschworne Gerichte, Jury,) und entschieden nach Maßgabe ihres Verstandes und ihrer Einsichten in die Gesetze. In zweifelhaften Fällen nahm man zum Gottesgerichte, Ordalien, seine Zuflucht. Das Loos, die Feuer = Wasser = und Kreuzesproben, das Bahrrecht, der Genuß des heiligen Abendmahles, Zweykämpfe auf Leben und Tod und andere solche Proben mußten dann an die Stelle des Urtheiles treten, und der Glaube des Volkes meynte, daß die Gottheit bey solchen Versuchen die Unschuld nicht sinken lasse. Obschon dieß im Allgemeinen nicht anzunehmen ist, so bleibt doch so viel gewiß, daß öfters im Zweykampfe das Bewußtseyn der Unschuld zum Siege verholfen haben mag, oder daß nach dem Genusse des heiligen Mahles der Schuldige, durch die Furcht göttliche

Dinge entweiht zu haben, zum Bekenntnisse gebracht wurde, oder erkrankte. So ungefähr waren damahls die Gesetze aller Orten, so auch im Reiche der Merovingen, wenn nicht, wie es häufig geschah, außerordentliche Ereignisse die gesetzliche Ruhe und Ordnung störten.

Vereinigung des gesammten Fränkischen Reiches 613.

Im Jahre 613 gelang es Chlotar II, das ganze Fränkische Reich zu vereinigen, nachdem lange innere Kriege gewüthet hatten, und mannigfache Verbrechen begangen worden waren. Zwey Jahre später, 615 berief Chlotar seine geistlichen und weltlichen Herren zusammen, um die Ordnung im Reiche herzustellen, und den zahllosen Beschwerden abzuhelfen. Auf dieser Versammlung wurden die Rechte der verschiedenen Stände und Volksstämme festgesetzt, und der Grund zu der Wohlfahrt des Reiches gelegt. Die Völker, sonst unstät, lernten Ruhe und Frieden. Das zerstörte Gallien, das wüste Helvetien wurden allmählich hergestellt. Als Chlotar starb, bestieg 628 sein Sohn Dagobert den Thron. Was der Vater begonnen hatte, setzte der Sohn mit Glücke fort. Er regierte mit Weisheit, Gerechtigkeit und Macht. Handel und Gewerbe wurden mit Sicherheit betrieben, jeder konnte seines Lebens froh werden. Die Liebe der Unterthanen und die Achtung der Fremden waren der Lohn eines Fürsten, der den Frieden liebte, aber auch im Streite sein Land rüstig vor fremder Gewalt zu schützen verstand.

Helvetien insbesondere.

Alles zeigt an, daß in jenen Zeiten Helvetien, welches früher zwölf Städte, vierhundert Dörfer und mehr als dritthalbhundert tausend Einwohner zählte, und wo jetzt in hundert Städten, einigen tausend Dörfern und Flecken fast zwey Millionen Menschen leben, und Nahrung finden, wüst und öde

lag. Meist war es nur Sumpf und Wald; hie und da fand sich ein angebauter Platz bey einem Thurme, einem Münster oder einem Meyerhofe. Nach großen Unfällen ist es sehr schwer, irgend einem Lande, besonders aber diesem Lande aufzuhelfen, dessen natürliche Beschaffenheit kein schnelles Aufleben begünstigt. Helvetiens Wiederherstellung konnte also nur sehr langsam fortschreiten. Unter Chlotar und Dagobert nahm sie ihren Anfang. Wir betrachten ihren Fortgang in den beyden Haupttheilen des alten Helvetiens.

Burgundisch-Helvetien.

Zu derselben Zeit lebte Germanus, der sich im Münster-Thale niederließ, um den Ackerbau herzustellen, und das Christenthum zu verkündigen. Er wurde der erste Abt zu Münster, der Urheber der Cultur des Münster-Thales. — Nicht ferne von diesem Orte, etwas tiefer im Gebirge, ließ sich der H. Ursicinus nieder; St. Ursitzen, Städtchen und Kloster verdankt ihm sein Daseyn. — Imer, ein Rittersmann, bebaute das Thal an der Süze, das jetzt noch St. Imers Thal heißt. — Marius, ein Burgundischer Edler, baute auf seinem eigenen Gute einen Hof und eine Kirche; um diese bildete sich die Stadt Peterlingen. — Als derselbe Marius später Bischof zu Aventicum wurde, verließ er die unwirthbaren Ruinen dieser Stadt, und verlegte seinen bischöflichen Sitz nach Lausanne. Dadurch fing auch diese Stadt an, sich zu erheben, und Marius versuchte nicht vergebens, der umliegenden Gegend, die ein Unglück kurz zuvor verwüstet hatte, neues Leben zu geben. — Ramelene, ein Burgunder, soll der Stifter von Romainmoutier geworden seyn. — Noch tiefer in den Gebirgen des Uechtlandes, in den Desch- und Greyerzer-Thälern verkündete sein Bruder Donat das Christenthum, und lehrte das Volk milde Sitten.

Alemannisch-Helvetien.

Um dieselbe Zeit wurde auch in Alemannisch-Helvetien Christenthum, Landbau, gesellschaftliches Leben ausgebreitet. — St. Columban, St. Gallus, St. Mang, fromme Schottische Priester, die in Frankreich ein Kloster gestiftet hatten, und von dort vertrieben worden waren, weil sie es gewagt hatten, das zügellose Leben der Königinn zu tadeln, kamen ins Alemannische Helvetien, um daselbst Viele für Christum zu gewinnen. Da wo jetzt Schaffhausen und Zürich stehen vorbey, zogen sie den See, an welchem zerstreute Flecken lagen, hinauf nach Tuggen. Sie verbreiteten hier ihre Lehre mit allzugroßem Eifer, warfen die Götzenopfer in den See, legten Feuer an den heidnischen Tempel, und mußten vor den erzürnten Einwohnern entfliehen. Sie zogen nach Arbon und Bregenz am Boden-See. Hier lehrten sie mit besserem Erfolge. Doch fühlten die rohen Alemannen Anfangs wenig das Bedürfniß des stillen Ackerbaues und eines sanften Glaubens. Gallus wurde krank, und blieb in Arbon. Sein Freund Columban fuhr mit Sigbert ins Gebirge. Columban kam zu den Langobarden. Sigbert verließ ihn in einer schrecklichen Wüste nicht weit von den Quellen des Rheins. In einer Höhle wohnend lehrte er die wilden Rhätier. Das Kloster Disentis verdankt ihm seinen Ursprung. — Zu Arbon vernahm Gallus, daß im Walde ob dieser Burg an zwey Flüßchen eine kleine, zu einer Einsiedeley wohl gelegene Ebene sich finde. Dahin zog der Greis mit St. Mang und mehreren Freunden. Den Ort hatten sonst Bären, Wölfe, Eber und andere Gewilde bewohnt. Jetzt bauten jene Zellen, und pflanzten einen Kohlgarten. Sie nährten sich mit einer kleinen Herde, mit Jagd, Fischerey und Ackerbau; aber die Verbreitung des Christenthumes blieb ihr Hauptgeschäfte, sie zähmten die Gemüther weit umher. Gallus lebte hier zehn Jahre, am ganzen Boden-See und in Rhätien hochverehrt, Bischof von Constanz hatte er nicht werden mögen. In fei-

nem fünf und neunzigsten Jahre starb er zu Arbon an einem Fieber. Sein Freund, St. Mang, blieb in seiner Zelle. Er und Gallus wurden die Heiligen dieses Ortes. Funfzig bis sechszig Jahre nach Gallus Tode wurde an der Stelle seiner Zelle ihm zu Ehren das Kloster St. Gallen erbaut. Der erste Abt dieses Klosters veranstaltete eine Schule, die lange durch Kenntniß nnd Liebe zur Wissenschaft glänzte, und für ganz Europa wohlthätig wurde. Rings um das Kloster bildete sich die blühende Stadt. — Lange vor Gallus hatte der Schotte Fridolin auf einer Rhein=Insel das Kloster Seckingen gestiftet. Dem Kloster schenkten zwey Edle das Land Glarus, wo Fridolin eine Kirche erbaut hatte. Unter der Fürsorge und dem Schutze des Klosters wurde Glarus angepflanzt und bevölkert. — Als diese Schotten Barbaren zu Christen und Wälder zu Menschenwohnungen umschufen, lebten zwey vornehme Edle Fränkischen Stammes, Ruprecht und Wickard, jener ein Herzog, dieser ein Priester. Diese Brüder besaßen reiche Güter am Albis. Jeder wurde der Erbauer oder Erneuerer einer berühmten Stadt. — Am Ausflusse des Zürich=Sees war vor Alters die Handelsstadt Zürich gewesen. Zerstört, vom Gesträuche überwachsen, in Sümpfe versunken, mit Wald bedeckt, lagen nun die Ruinen der Stadt und die Ueberbleibsel der Handelsstraße. Das ganze, jetzt so fruchtbare Thal war ein ödes Moor und grauser Wald. Hier, auf einem Hügel, am Ausflusse des Sees, baute Ruprecht ein Münster für Chorherren. Um dieses Münster herum erneuerte sich der Bau des Landes, und erhob sich die Stadt aus ihrem Schutte. — Da wo die Reuß den Vierwaldstädter=See verläßt, lag einst Luzern, ein alter Ort. An diesem Platze stiftete Wickard das St. Leodegars Münster, und Luzern ward allmählich, was es jetzt ist. — Also verbreitete sich unter den Königen Dagobert und Chlotar durch wohlthätige und heilige Männer in ganz Helvetien langsam zwar und mühvoll, aber sicher und dauerhaft, Landbau, Sittigung, Glaube an Christum.

Sturz der Merovingen. 751.

Bald nach König Dagobert näherte sich das Merovingische Haus seinem Untergange. Schwäche, Ueppigkeit, Tyranney und Laster brachten diese Könige in Verachtung. Die Regierung überließen sie ganz der Willkühr ihrer obersten Staatsbeamten der Hausmeyer, (Major Domus.) Ein Fluch schien über dem Fränkisch-Merovingischen Fürstenstamme zu herrschen. In vierzig Jahren starben sechs dieser Könige durch Gift oder Schwert. Nur von wenigen aus ihnen meldet die Geschichte etwas Rühmliches. Als endlich zu der Unwürdigkeit noch Verarmung hinzu kam, weil die Merovingen, um sich auf dem Throne zu erhalten, die Stammgüter ihres Hauses an übermüthige, habsüchtige Große hatten verschleudern müssen, so wendeten sich die Augen des Volkes ganz von diesen Fürsten ab. Im Jahre 751 n. Chr., zwey hundert und acht und sechszig Jahre nachdem Chlodewig das Reich der Merovingen gegründet, wurde Childerich III. auf der Volksversammlung zu Soissons des Thrones entsetzt, ins Kloster verstoßen, und sein Hausmeyer, Pipin der Kleine, folgte ihm als König. Er stiftete den neuen Herrscherstamm der Carolinger. Der Pabst Stephanus III. gab seinen Segen zu diesen Unternehmungen.

Sechstes Capitel.

Das Fränkisch-Carolingische Königshaus.

751 — 879.

Carl der Große. 768 — 814.

Pipin herrschte achtzehn Jahre lang. Mit Einwilligung seiner Großen theilte er kurz vor seinem Ende sein Reich

768 gleichmäßig unter seine Söhne Carl und Carlomann. Nach wenigen Jahren 771 starb Carlomann, und Carl, auf dem der Verdacht seines Todes ruht, ward Herr des ganzen Franken-Reiches. Kein Fürst hat die Verbrechen der Herrschbegierde durch Heldenruhm und treffliche Verwaltung so aufgewogen, wie Carl, der wegen seiner überwiegenden Geisteskraft mit Recht der Große genannt wird. Er glänzt als ein heilbringendes Gestirn in der Geschichte seiner Zeit, und ward ein Wohlthäter unsers Vaterlandes wie seines ganzen Reiches. An Weisheit übertraf er alle Könige der Franken, und war der mächtigste Fürst seines Jahrhunderts. Er gab treffliche Gesetze, half vielen Gebrechen ab, und würde noch weit mehr gethan haben, wenn ihm nicht die Barbarey seines Zeitalters, und der Fränkische Adel- Kirchen- und Kriegsgeist öfters im Wege gestanden wäre. Wenige Länder haben sich seither wieder so vorzüglicher Anordnungen erfreut. Er selbst reiste in seinem weiten Reiche umher, Gericht und Recht zu halten, und wehe dem Beamten, den er auf unrechten Wegen fand; denn Carl hielt aufs Recht, wie kaum einer der Sterblichen gethan hat, nur da ausgenommen, wo das Interesse der Kirche oder des Staates ihn zu Gewaltthätigkeit und Unrecht verlockte. Er umfaßte mit seinem Geiste sein ganzes, unermeßliches Reich, wachte mit dem Auge des Herren über Alles, und war auf das Kleinste, wie auf das Größte bedacht. Auf seinem Throne ein vortrefflicher Kaiser, schämte er sich nicht auf seinen Krongütern ein genauer und thätiger Hauswirth zu seyn, und wünschte mit seinem Beyspiele jeden seiner Unterthanen zur Ordnung und zum Fleiße zu beleben. Er ehrte jeden Stand seines Reiches, wie er es verdiente; aber er hielt dennoch Kirche, Adel und Volk beständig unter seiner Aufsicht. Die mächtigen und ungehorsamen Herzoge schaffte er ab, ersetzte sie durch Grafen, denen weit weniger Gewalt eingeräumt wurde, und ließ von Zeit zu Zeit die Verwaltung der Grafen durch Gesandte untersuchen. Die Kirchendiener

achtete er vorzugsweise; allein nichts desto weniger schrieb er ihnen zweckmäßige Gesetze und Ordnungen vor, strebte durch sie den Künsten und Wissenschaften aufzuhelfen und durch Predigten, die sie in Deuscher Sprache halten mußten, richtigere Begriffe über Gott und Gottesdienst unter dem Volke zu verbreiten. Er stiftete viele Schulen, und war selbst noch in seinem Greisenalter bemüht, das Schreiben zu erlernen. Unter den Schulen, die Carl stiftete, oder besser ordnete, muß auch mit Dankbarkeit ein Theil der Zürcherschen Schulen genannt werden, und wohl darf dafür der Nahme des wohlthätigen Mannes alljährlich auf bescheidene Weise gefeyert werden. Auch der Ackerbau erfreute sich seiner Aufmerksamkeit. Er war es, der in Helvetien die Anpflanzung des Weines versuchte, und mehrere Gegenden durch Versetzung der von ihm überwundenen Sachsen bevölkerte. Seiner eigenen Gewalt setzte Carl gerne Schranken. Er regierte funfzig Jahre lang ohne stehende Heere, ohne willkührliche Auflagen, gemäß den Gesetzen, und verachtete nie den guten Rath seiner geistlichen und weltlichen Herren. Gerecht in seinem Sinne, einfach in seinem häuslichen Leben, bescheiden in Sitten und Kleidung flößte er jedermann Achtung und Ehrfurcht ein, welches Gefühl durch sein majestätisches Aeußeres noch erhöht wurde. Durch seinen Heldengeist hatte er sich das größte Reich seit dem Römer-Reiche erstritten; denn er herrschte von der Tiber bis zur Elbe, und von der Elbe bis zum Ebro und ans Meer. Viele tadeln Carls Kriegerruhm bitter, und sehen in ihm nur einen tyrannischen Weltenstürmer; auch läßt es sich nicht läugnen, daß ihn manche seiner Thaten, aus dem Standpunkte unsers Zeitalters genommen, in einer abschreckenden Gestalt darstellen; aber ihn entschuldigt die Rohheit seiner Zeit, ihn rechtfertigt das Edle seiner Zwecke, ihn reinigt die Trefflichkeit seiner Verwaltung. Es wäre allerdings in unsern Tagen Barbarey, heidnische Völker mit dem Schwerdte zu bekehren; allein damahls schien dieses ein frommes und

verdienstliches Werk eines dankbaren Sohnes der Kirche. Carl war kein Alexander, kein Cäsar, die nur von unbändigem Ehrgeize geleitet, sich auf den Schlachtfeldern hervorthaten, ohne andere Spuren ihres Daseyns zurückzulassen, als Raub und Verheerung; indem er als Waffenheld glänzte, sorgte er auch mit unermüdetem Eifer für die stillen Künste des Friedens. Auch wollte er nicht die verschiedensten Völker durch einerley Gesetze, Sitten und Sprache seiner Willkühr unterwerfen. Er ehrte alle Eigenthümlichkeiten der bezwungenen Völker, ließ ihnen ihre Gesetze und Herkommen, Sitten und Sprache, welche einem Volke nicht ohne die schmerzlichste Verletzung seines Grundwesens entrissen werden können. So wenig trachtete er nach der Universalmonarchie, dem Liebslings-Phantome neuerer Eroberer, daß er noch bey seinen Lebzeiten sein Reich unter seine Söhne mit der Ermahnung theilte, daß sie und ihre Nachkommen sich als Glieder Eines Geschlechtes betrachten, brüderlich zusammenstehen, und ihre Völker an gleiche Einigkeit gewöhnen sollen, damit Gerechtigkeit, Friede und Eintracht in dem großen Erbe herrrsche, das er ihnen hinterlassen werde; er mußte aber den Schmerz erleben, zwey dieser Söhne, die fähigsten, sterben zu sehen, und nur Ludwig der Glückliche, der schwächste, blieb über. Als Carl sein eigenes Ende fühlte, ließ er diesen Ludwig nach Aachen kommen, und ermahnte ihn eines Sonntags in der Kirche zu allen Pflichten eines guten Herrschers; dann mußte sich Ludwig selbst die goldene Krone, die auf dem Altare lag, aufs Haupt setzen, und war so zum Könige des ganzen Franken-Reiches gekrönt. — Mit einem Worte, bey näherem Nachdenken über Carl ergreift uns die ganze Größe des Mannes. In seinem Hause war er unglücklich, und die Kraft, mit der er dieses Unglück ertrug, zieht uns zu ihm hin, wenn uns schon die Härte zurückstößt, mit der er Unglück über seines Bruders Haus brachte. Als er zwey und siebenzig Jahr alt geworden war, starb er 814. Europa hätte sehr frühe aufblü-

hen können, wenn er länger gelebt, oder wenn auf seinen Nachkommen auch nur ein Theil seines Geistes geruhet hätte; allein mit Carl erlosch die Größe des Carolingischen Hauses, welches drey auf einander folgende erhabene Fürsten, Vater, Sohn und Enkel, auf die höchste Stufe der Macht und des Glückes erhoben hatten.

Helvetien. 751 — 879.

Nach dem Tode Carls des Großen hatte Helvetien, ungeachtet der häufigen Theilungen des Reiches und der dadurch entstandenen innern Kriege, das Glück, eines hundertjährigen Friedens zu genießen. Herrlich blühte das Land in dieser Zeit unter dem Schutze der Könige und durch die Bemühungen der Grafen, der geistlichen und weltlichen Herren auf. Viele Allmenden wurden getheilt, und in Ackerfelder verwandelt. In der Waat, ja selbst bey Zürich wurde Wein gebaut. Die ehemahls zerstreut wohnenden Leute hielten sich jetzt in großen Höfen und Dorfschaften, in denen meist ein Herrenhaus, oder ein Thurm stand, zusammen. Jeder Hof, jede Dorfschaft hatte unter den Vögten oder Meyern ein eigenes Gericht. Ueber wichtige Dinge urtheilte der ganze Gau. Da stand unter freyem Himmel, wer an Grund und Boden sieben Schuh vor sich und sieben Schuh hinter sich besaß; voran standen die alten Männer; der Graf machte den Vortrag; hierauf urtheilte ein jeder, wie ihm Gott den Verstand gegeben hatte. Nachdem die Sache also erörtert war, traten die eigentlichen Richter in den Ring, (d. h. in die Mitte der in einen Ring gestellten Versammlung,) und was sie zu Rechte sprachen, das war gültig. — Die mächtigsten Grafen im Thurgau, die Kiburger, erbauten das Kloster Rheinau. Schon war auf einer Insel des Untersees ein weit reicheres Kloster, die Reichenau, gestiftet. — Zürich hatte, wie wir so eben sahen, schon Carl der Große verschönert, das Münster mit seinen Schulen neu geordnet, und reich begabt,

die Anpflanzungen in den Umgegenden der Stadt beförderk. Jetzt erbauten jenseits der Limmath Bertha und Hildegard, Töchter König Ludwigs, das Stift zum Fraumünster. Diesem wurde der auf dem linken Limmath=Ufer liegende Theil der Stadt Zürich, die benachbarten Gegenden und das Land Uri unterthan. Die übrigen Zürcher lebten frey unter dem Schirme des Kaisers. Den Pallast bey Zürich bewohnte der Kaiserliche Statthalter, der Graf des Pagus Thurgawe, der über die Sachen des Volkes, des Probstes beym Großmünster und der Aebtissinn wachte, Wasser, Straßen, Gewichte, Maße und Münzen beaufsichtigte, die Kammergüter besorgte, die Klagen gegen die niederen Richter anhörte, und das Blutgericht verwaltete. Um diese Zeit fing Zürich aufs Neue an, der Schlüssel der Italiänischen Handlung gegen Deutschland zu werden. Es entstand die berühmte Zurzacher=Messe. — Ganz Thurgau, (zu dem ehmahls beynahe die ganze östliche Schweiz von der Reuß bis nach Bündten gerechnet wurde,) ist jetzt ein blühendes Land. Doch da, wo sich nun unser Auge am fröhlichen Leben weidet, war einst keine andere Zierde, als der beginnende Landbau um die Schlösser des sehr zahlreichen Adels. — Oben am Zürich=See herrschte ein Graf zu Rapperschwyl; hinter seinen Höfen war waldige Wildniß bis an den Vierwaldstätter=See und bis nach Wallis. Eigene Leute von verschiedenen Gotteshäusern machten hie und da einige Plätze urbar. Am Vierwaldstätter=See fing Uri an, durch die Fürsorge des Fraumünsters etwas gezähmt. Durch Uri ging die Straße über den Gotthard nach Italien, welche aber der Graf durch seine Burgen Gestinen und Sillinen, so wie auf der andern Seite den Paß nach Rhätien in seiner Gewalt hatte. — Unweit Rapperschwyl herrschten im Gaster und als Grafen zu Chur und an andern Orten weit und breit die mächtigen Lenzburger. Groß sind ihre Verdienste um den Anbau unsers Vaterlandes; in Schwytz, Unterwalden, am Zuger=See, im Aargau, im jetzigen Luzerni=

schen wurden sie Stifter von zahllosen Dorfschaften, Burgen, Klöstern, Städten, die Urheber eines regeren Lebens. — Zur Zeit, als das genannte Geschlecht seinen Ruhm gründete, lebte Meinrad, ein Graf zu Hohenzollern, der im Kloster Reichenau zur Liebe eines einsamen Lebens erzogen worden war, einsiedlerisch in einer Zelle am Zürich-See. Einst begab er sich in die Wildniß unweit Cham, von da in den dichten Wald auf dem Etzel. Viele Jahre lebte er hier seinen frommen Betrachtungen. Eines Tages wurde er von Mördern, die viele Habe bey ihm vermutheten, erschlagen. Die Thäter wurden von den Zürchern mit Feuer und Rad bestraft. Nach mehr als achtzig Jahren wurde da, wo Meinrad gelebt hatte, das weltberühmte Einsiedeln gestiftet. — Das Kloster St. Gallen, damahls schon groß und reich, zeichnete sich aus durch Ordnung und Wissenschaft. Es war zwar die Zeit zur Gelehrsamkeit noch nicht reif, auch besaß St. Gallen nicht etwa die Geisteserzeugnisse seiner Bewohner oder Landleute, sondern nur ausländische Bücher; aber es wurden dort die beßten Schriften der Kirchenlehrer, der Geschichtschreiber, die übrigen Werke der Alten gelesen, nnd durch Abschriften vervielfältigt, und manche jetzt allgemein verbreitete Werke berühmter Römer würden vielleicht ohne die Bemühungen dieser, in einem Winkel des Thurgaues lebenden Mönche der Nachwelt nicht erhalten worden seyn.

Sturz der Carolinger. 814 — 987.

Während das Land aufblühte, sank das Regentenhaus. Mit Carl dem Großen wich von seinem Stamme der leitende Genius; Carls Warnung an seine Söhne war vergessen, und der Geist der Väter ging verloren. Häufige und unkluge Theilungen schwächten das Reich, und waren ein beständiger Zunder zu nie erlöschendem Hader. Jede Veränderung in der Thronfolge dieser schwankenden Reiche veranlaßte verheerende Kriege zwischen den Nächsten aus königlichem Geblüte,

Ueberdieß waren fast alle diese Fürsten elende Schattenkönige. Sie wetteiferten, wer an Schwäche und Lastern den andern übertreffe. Kinder standen gegen ihre Aeltern auf, Brüder gegen Brüder. Der Sohn entweihte die väterliche Majestät, und des Vaters Fluch folgte dem Sohne. Durch jene Theilungen und Kriege, durch die Blödigkeit und Laster der Monarchen, durch den wachsenden Ehrgeiz der Großen und die fürchterlichen Einfälle der Normannen wird der Thron, von dem herab Carl der Große der Welt geboth, der Spott jedes Beutelustigen. Schon Carls Sohn wurde von gerechtem Schmerze über die Bosheit seiner Kinder verzehrt; seine Enkel sehen wir geblendet, von Gewissensangst gefoltert, in Schmach und Mangel, vergiftet, flüchtig, gefangen, unterdrückt, und nach mehr als anderthalbhundertjährigem Unglücke sind die mächtigen Carolinger von dem ersten Throne des Abendlandes herabgesunken. Schon fünf und sechszig Jahre nach Carls Tode 879 wählten die Bischöfe und Herren des Landes Burgund den Grafen Boso von Vienne zum Könige, wenn er schwöre: „Alle, Hohe und Niedere zu schir„men, allen zugänglich, allen freundlich, demüthig vor Gott, „wohlthätig gegen die Kirche, seinen Worten treu zu seyn.“ Somit gehörte ein bedeutender Theil unsers Volkes zu dem Groß-Burgundischen oder Arelatensischen Reiche, und es beginnt für dasselbe eine neue Geschichte. Dieser Abfall Bosos war der Anfang der Zertrümmerung der Carolingischen Monarchie. Nach kaum zwanzig Jahren verloren die Carolinger auch Italien. Ohnmächtig erhielten sie sich auf dem Deutschen Kaiserthrone bis 911, da starb Ludwig das Kind, und die Deutschen wählten, ohne auf den Stamm dieses Hauses zu achten, der alles Ansehens beraubt noch in Frankreich thronte, einen andern Kaiser. Bald darauf 987 gingen auch die Französischen Carolinger, die letzten dieser ehemahls so großen Monarchen, unter, und dieser Fürstenstamm verschwand, gleich einem Strome, der gewaltig anfängt, und zuletzt in einzelnen schwachen Armen im Sande versiegt.

Siebentes Capitel.

Arelatensisches und Neu- oder Klein-Burgundisches Reich.

879 — 1032.

König Boso von Arelate. 879 — 887.

Ein ungebändigter Zorn ergriff die Carolinger, als sie Bosos Abfall erfuhren. Sie verpflichteten alle ihre Unterthanen, Angriffe auf sein Reich, sein Leben zu wagen. Jahre lang stellten sie ihm nach, und versuchten, seine Getreuen zu bestechen. Vergebens; denn Boso war auf seiner Huth, und besaß die Liebe seines Volkes. König Ludwig III., sein Bruder Carlomann und Kaiser Carl der Dicke überzogen ihn endlich mit Krieg. Sie belagerten Arles, die Hauptstadt seines Reiches. Boso floh ins Gebirge. Die Carolinger ermüdeten. Zuletzt ließ sich Boso 882 eine Art Lehensrecht des Kaisers über sein Reich gefallen, und blieb König von Arelate wie zuvor. Im neunten Jahre seiner Regierung 887 starb er, und hinterließ einen unmündigen Sohn, Ludwig, und ein unbefestigtes Reich.

Rudolf I. König von Klein-Burgund. 888 — 912.

Nach Bosos Tode faßte Graf Rudolf von Strätlingen den Gedanken, König über Hoch-Burgund zu werden. Gleichwie Boso das Groß-Burgundische Reich von dem Fränkischen getrennt hatte, so trennte nun Rudolf die Burgundische Nation. Von derselben Zeit ist sie so getrennt geblieben, die verschiedenen Provinzen bekamen so verschiedene Rechte, Sitten und Sprachen, daß Gelehrsamkeit dazu erfordert wird, die Nation zu erkennen, die einst Gonthahar beherrscht hatte. Für uns hat diese Trennung das Merkwürdige, daß durch

dieselbe West=Helvetien Frankreichs Herrschaft auf immer entzogen worden ist. Der König der Deutschen, Arnulph, war sehr zornig über diese neue Empörung. Er bekriegte Rudolfen, konnte ihn aber nicht ganz bezwingen, weil Rudolf in das Hochgebirge entwich, und sich in unwirthlichen Klüften versteckte, so daß seine Gefangennehmung unmöglich wurde, und Arnulph viele Zeit in den unwegsamen Gebirgen vergebens verlor. Nachdem sich Rudolf endlich mit dem Carolingischen Hause nothdürftig verglichen hatte, so regierte er vier und zwanzig Jahre lang als ein weiser und gerechter Fürst. Er starb 912, und hinterließ das Reich, das er selbst mit Muth und Klugheit gegründet und erhalten hatte, seinem Sohne Rudolf II.

Herstellung des Herzogthums Alemannien oder Schwaben. 916.

Das Alemannische Helvetien mit Zürich, St. Gallen, Kiburg, Rapperschwyl, Einsiedlen gehörte noch den Deutschen Carolingern, und wurde, seitdem Pipin und Carl die Herzoge abgeschafft hatten, von Grafen und den königlichen Kammerbothen in Schwaben verwaltet. Pipin und Carl hatten durch öftere Veränderung und strenge Beaufsichtigung ihrer Behörden das Steigen der gräflichen Macht gehemmt, und die eigene Kraft erhöhet. Als aber die Carolinger zu sinken anfingen, trieben Ehrgeiz und Eigennutz die Grafen und den ganzen Adel, das Sinken des Fürstenhauses zu ihrer eigenen Vergrößerung zu benutzen. Große und kleine, geistliche und weltliche Herren zogen Vortheile aus der Schwäche der Regierung. Mit vielem Glücke strebten manche der Kleinern nach Unabhängigkeit. Mit noch mehr Glücke unterdrückten die Großen den umliegenden schwächern Adel, und ließen sich von ihm den Lehenseid schwören, gleich als wäre er ihr und nicht des Königes Unterthan. Zur Erreichung ihrer Absichten bedienten sich die Grafen ohne Wissen und Wil-

len der Fürsten oft der Waffen, und machten das Reich, das sie beschützen sollten, zu einem Schauplatze des Jammers und Elendes. Auch die Diener der Kirche fingen an, ihre heiligen Hände auf mancherley Wegen nach Gütern dieser Erde auszustrecken. Durch unaufhörliche Vergabungen bereichert, fühlten sie sich zuletzt stark genug, ihre Ansprüche im Falle der Noth mit der Schärfe des Schwertes durchzusetzen. Dieß Streben nach Vergrößerung war die Ursache eines unaufhörlichen Streites zwischen Adel und Geistlichkeit, deren Plane sich beständig durchkreuzten. Dieses Unwesen nahm mit dem Erlöschen der Carolinger kein Ende, sondern dauerte auch dann noch fort, als die Deutschen 911 den Herzog Conrad von Franken auf den Thron erhoben hat en, so daß sich der Kaiser genöthigt sah, entscheidende Maßregeln gegen diese Unruhen zu ergreifen. Seine ersten Schritte richtete er gegen Berchthold und Erchanger, königlichen Kammerbothen in Schwaben. Diese waren noch beym Leben der letzten Carolinger mit dem mächtigen Bischofe Salomon zu Constanz, Abt zu St. Gallen, Pfäfers und in zehn andern Klöstern in Streitigkeiten verwickelt worden. Der Bischof stand nähmlich an Geist, Gelehrsamkeit und Gefühl der ihm zukommenden Würde weit über seinen Zeitgenossen. Seine Wohlthätigkeit und Beredtsamkeit erwarb ihm die Liebe des Volkes. Sein durchdringender Verstand, seine feinen Sitten, sein geistreicher Scherz, sein Rath und Umgang machten ihn den Kaisern werth, die ihn durch Geschenke an Land und Leuten zu ehren suchten. Das erregte die Eifersucht der Kammerbothen. Diese Schenkungen hatten bisdahin zu ihrem Kreise gehört, sie sahen durch dieselben ihre Einkünfte geschmälert und glaubten sich beeinträchtigt. Sie griffen zu den Waffen, begingen ruhestörende Ungerechtigkeiten, und machten einen Mordanschlag gegen den frommen Bischof. Der zürnende Kaiser sprach zu Maynz ein hartes Urtheil über sie. Nur Bischof Salomons Fürbitte rettete ihnen Güter, Ehre, Leben. Der Streit schien

beendigt; aber das Feuer glimmte unter der Asche. Eine neue kaiserliche Schenkung brachte es zum Ausbruche. Die Kammerbothen nahmen den Bischof auf offener Straße gefangen. Jetzt zog man gegen sie, sie wurden verhaftet, geächtet, enthauptet, und im Jahre 916 setzte Kaiser Conrad seinen Anverwandten, den Grafen Burkhard von Buchhorn, zum Herzoge über Alemannien oder Schwaben. Zu diesem Herzogthume gehörte Helvetien zwischen der Reuß und dem Rheine; Schwaben zwischen der Donau, dem Rheine und dem Leche. Die Herzoge, die von nun an auch in andern Gegenden wieder eingesetzt wurden, sollten die übermüthigen Grafen im Zaume halten, im Frieden ihre Aufseher und Richter, im Kriege ihre Führer seyn. Aber auch sie thaten bald, was sie an den Grafen verhindern sollten. Nachdem sie in ihren Kreisen die Grafen und den Adel unterdrückt hatten, strebten sie nach Erblichkeit und Unabhängigkeit, und nachdem sie ein Mahl stark und mächtig geworden, waren sie weit furchtbarere Feinde des Thrones, als die Grafen mit ihren viel geringeren Kräften. Ihre immer wachsende Macht, und die Eifersucht, mit der sie dieselbe bewachten, war es, was jeden Kaiser verhinderte, das Reich zur unumschränkten Monarchie zu gestalten. Auf diese Stiftung und Wiederherstellung der Herzoge gründet sich die Deutsche Freyheit und die Eigenthümlichkeit der ehemahligen Deutschen Reichsverfassung.

Rudolf II, König von Klein-Burgund.

912 — 937.

Rudolf II. wollte die unglücklichen Kammerbothen, die ihm verwandt waren, rächen, oder auch seine Aarzauischen Länder gegen die Ansprüche Herzog Burkhards vertheidigen, und fing mit demselben Krieg an, wurde aber bey Winterthur geschlagen. Burkhard konnte aus Furcht vor dem neuen Kaiser Heinrich I, dessen Wahl er sich widersetzt hatte, und

dem er sich jetzt noch nicht unterwerfen wollte, seinen Sieg nicht nach Wunsche verfolgen; denn er besorgte, in einen gedoppelten, gefährlichen Krieg verwickelt zu werden. Darum schloß er mit Rudolf Friede und Freundschaft, und gab ihm seine Tochter Bertha zur Ehe, die nachher als Königinn ihrem Volke nützlicher wurde, als ihm die Eroberung einer großen Herrschaft geworden wäre. — Nach diesem wurde Rudolf durch mißvergnügte Große auf den Thron von Italien berufen. Begierig nahm er den Ruf an, mußte aber das Reich seiner Väter, durch feindliche Einfälle verwüstet, und Italien sich bald wieder entrissen sehen; doch wurde er für seine Ansprüche auf Italien mit dem Königreiche Arles befriedigt. Derselbe Rudolf erwarb sich vom Kaiser Heinrich für eine wegen ihres geheiligten Alterthumes berühmte Lanze, mit der Christus am Kreuze sollte durchstochen worden seyn, einen bedeutenden Theil des Alemannischen Helvetiens. Seit dieser Zeit herrschte Rudolf friedlich bis an seinen Tod. Sein Gebieth erstreckte sich an den Ufern des Rheines unweit Schaffhausen bis nach Basel, von da im Jura bis gegen die Saone an der Rhone bis fast ans Mittelmeer, in den höchsten Alpen, in den wichtigsten Päßen, bis fast an den Vierwaldstätter-See, bis tief ins Thurgau. Nie, weder vor noch nach ihm haben die Burgundischen Fürsten größere Länder besessen. Im Jahre 937 starb Rudolf im blühendsten Alter, ehe seine Kinder mündig waren. Durch die Wahl des Reichstages zu Lausanne folgte ihm in der Regierung sein erstgeborner Sohn Conrad.

Die Stiftung des Bürgerstandes durch Kaiser Heinrich I. 919 — 936.

Während Rudolf II. in Burgund herrschte, lebte in Deutschland Kaiser Heinrich I, genannt der Vogelsteller oder Finkler. Er war ein großer Mann, und es ist das Merkmahl wahrhaft großer Männer, daß sie nicht bloß mit er-

staunlichen Thaten die Welt nutzlos in ihren Grundfesten erschüttern, sondern auch Werke hinterlassen, die, wenn schon in ihren ersten Anfängen klein und von Vielen unbeachtet, dennoch still um sich greifen, und wachsen, wie das Senfkorn, und auf die fernste Nachwelt wirken. Solche Stiftungen hinterließ Kaiser Heinrich. Als die Hungarn nach ihrer alten Gewohnheit auch unter seiner Regierung das offene Reich verwüsteten, und vorzüglich die wehrlosen Leute auf dem flachen Lande plünderten, mißhandelten, in Knechtschaft schleppten, mordeten; so dachte Heinrich auf wirksame Schutzmittel gegen dieses Volk, das sich gleich einem verheerenden Gewitter über das Reich ergoß, und auch Helvetien mehrmahls durchstreifte. Heinrichs Weisheit fand die rechten Mittel. Vor allen Dingen setzte er tapfere und kriegerische Fürsten als Markgrafen an die Gränzen, dann übte er die Jugend in der Kriegszucht; hierauf stifte er für den Adel die Ritterspiele und Turniere; ferner umgab er eine Menge von Oertern mit Mauern, damit sich die Einwohner mit ihrer Habe dahin flüchten könnten, und den Hungarn, welche die Belagerungskunst nicht verstanden, und nur eine schnelle Beute suchten, die Lust vergehen möchte, ein Land heimzusuchen, in welchem nichts mehr zu erhaschen war. (Man glaubt, daß damahls in Helvetien Zürich, Solothurn und andere Städte befestigt worden seyen.) Zuletzt, als ihm Alles genug vorbereitet schien, zog Heinrich selbst gegen die Hungarn, schlug sie 933 und befreyte sein Reich für lange (bis 955) von diesen Plagegeistern. Mit diesem Siege endeten aber nicht die nützlichen Folgen seiner neuen Einrichtungen, welche im Laufe der Zeiten eine so große Bedeutsamkeit erhielten, daß wir uns genöthigt sehen, ihnen noch einige Blicke zu schenken.

Durch jene Ehrenspiele der Waffen steckte Heinrich dem Ritterstande, der bisdahin im Frieden außer der Jagd und den Trinkgelagen keine Beschäftigung fand, ein Ziel vor, welches bald edlere Kräfte in ihm wecken mußte. Er übte diese gebornen Ver-

theidiger des Reiches auch im Frieden in ihrer eigenthümlichen Beschäftigung. Er belebte in ihrer Brust das Gefühl der Ehre und den Trieb nach nützlicher Thätigkeit, und ist so unter den Deutschen ein Veredler des Adels geworden.

Aber das ist nur das Eine. Besser sicherte Heinrich sein Volk durch Anlegung der Städte; noch größerer Wohlthäter ward er ihm durch Gründung des Bürgerstandes; denn er wurde dadurch für uns der Stifter der Cultur und Sittigung und der Ausbildung des bürgerlichen Lebens. Nachdem für die Wehrlosen; als Magazine für Feldfrüchte, als sichere Zufluchtsörter bey schnellen Einfällen fremder Völker; viele feste Oerter neu erbaut, oder alte Flecken mit Mauern umzogen waren, so befahl Heinrich, daß der neunte Theil der waffenfähigen Mannschaft rings umher zu den alten Einwohnern in die neu befestigten Orte ziehe; dann ließ er daselbst ein Drittheil aller Feldfrüchte aufbewahren. Endlich gab er diesen Städten mancherley Freyheiten und Vorrechte, und stellte die Bürger in vielen Stücken dem Adel gleich. Solche Vorzüge mußte Heinrich den Städten ertheilen, weil der an freye Wohnungen gewöhnte Deutsche Anfangs nur ungerne in die Städte zog, und diese Schutzwehren des Volkes gleich Gefängnissen achtete. Der erste Nutzen der Städte, Schutz gegen die Räubereyen feindlicher Einfälle zu gewähren, war indessen nur der geringste. Wichtiger wurden sie an andern Beziehungen, welche freylich Heinrich nicht alle beabsichtigte, zum Theile nicht ein Mahl vermuthen konnte. Bald waren nähmlich die Städte der Mittelpunkt des Handels und Gewerbfleißes. Ihre Einwohner betrieben, um sich zu beschäftigen, zu nähren, oder zu bereichern, Handwerke und Gewerbe. Sie beschränkten sich nur auf Eine Arbeit, während der Landmann mit seinem Gesinde Alles zu Stande bringen wollte. Sie wurden in dem Einen, wozu sie geschickt und von Jugend auf geübt waren, Meister, während der Landmann Alles nur plump und ungeschickt verfer-

tigte. Um ihre Kunst noch mehr zu vervollkommnen, bildeten die Städtebewohnet Innungen und Zünfte. Der Landmann hingegen schränkte sich auf den Ackerbau ein, uud vervollkommnete diesen, um sich gegen den Eintausch überflüssiger Früchte die Arbeiten der Städter verschaffen zu können. Zu diesem Tausche wurden bestimmte Tage festgesetzt. Es entstand in= und ausländischer Handel, und eine feste Wohlhabenheit des Landes ward begründet; denn solche Theilung der Arbeit, entfernt von dem erst später hinzugekommenen Zunftzwange, ist die Grundlage aller Volksbildung und die Hauptquelle alles National=Reichthumes.

Nachdem die Städte der Sitz des Handels geworden waren, wurden sie auch der Schauplatz der Wissenschaften und Künste. Nicht nur was fürs gröbere Leben brauchbar ist, und mit der Elle gemessen, oder im Handel nach Prozenten berechnet wird, sondern auch die feineren Genüsse für Sinn und Geist blühten innerhalb der städtischen Mauren auf. Ihre Reichthümer gaben den Bürgern die Mittel an die Hand, das Geistige ohne Nahrungssorge zu betreiben, oder dem, der es betrieb, ein selbstständiges Leben und gesicherten Unterhalt darzubiethen. So sind die Städte unserm Volke auch die Quelle alles Geistig=Schönen geworden; denn Wissenschaft und Kunst blühen nicht unter dem Drucke der Armuth, noch unter dem Joche der Sclaverey, noch im Getümmel kriegerischer Staaten, sondern da nur, wo Wohlstand und Ruhe, Reichthum und Ueberflußherrschen, und wo eine milde Freyheit mit schöpferischer Kraft Alles zu regsamem Leben erweckt.

Hatten die Städte schon in diesen Beziehungen eine große, erst im Laufe der Zeiten sich entwickelnde Bedeutung gewonnen, so wurden sie wahrscheinlich nach Heinrichs Absichten noch bedeutsamer, als die Wiege eines neuen Standes. Ein großer Theil des Deutschen Volkes hatte früher zerstreut und unbewehrt gelebt, zwar frey, aber schwach, durch seine Ver=

einzelung jedem Unterdrücker Preis gegeben, eine leichte Beute für den unersättlichen Ehrgeiz des Adels und die schlaue Klugheit des Clerus. Wen muß es nicht empören, wenn er liest, wie gewaltthätig die Ahnen der Habsburger, nachdem sie durch Partheyungen ein großes Lehen verloren hatten, in den Umgebungen von Muri die Anfänge einer neuen Gewalt begründeten, indem sie dasjenige als schuldige Pflicht forderten, was ihnen anfänglich aus nachbarlicher Gefälligkeit geleistet worden war, und indem sie ihren Nachbarn und Freunden Abgaben und Lasten auflegten, die diese vorher nie nennen gehört hatten, und wen wird es befremden, daß das Volk im Thurgau, welches unter ähnlichem, immer härter werdendem Drucke seines Adels und seiner Geistlichkeit seufzte, im Jahre 992 die Waffen ergriff, und seinen Drängern eine Schlacht lieferte, in der es zwar durch die Menge und Kriegserfahrenheit des Adels besiegt wurde, aber durch die es doch den Unterdrückern eine nützliche Warnung gab. So wie im Aargau und Thurgau und andern Gegenden Helvetiens war es im gesammten Deutschen Reiche. Der Stand der gemeinen, freyen Leute war fast ganz erloschen, und das Deutsche Volk war auf dem Wege zu werden, wie viele Völker, wo es nur Herren und Knechte gibt, und des Volkes Stolz, und die Kraft der Freyheit verschwunden ist. Aus dieser Erniedrigung riß es Heinrichs Stiftung der Städte heraus. Durch feste Mauren und eine innige Vereinigung Vieler geschützt, konnten sich die Einwohner der Städte gegen gewaltsame Angriffe vertheidigen, sie konnten jeden Bedrängten als Bürger oder Schützling aufnehmen, und durch Bündnisse mit andern Städten ihre Macht verstärken. Bald both der Bürgerstand dem Adel Trotz, und hielt dem politischen Ansehen des Clerus in Etwas das Gleichgewicht. Nicht lange, so erhoben sich die Städte als mächtige und glückliche Nebenbuhler jener bisdahin allein Gefürchteten. Nicht selten, so traten sie siegreich aus dem Kampfe hervor, in welchem Adel und

Clerus unterlagen. Wenn der Adel durch Vertheilung der Stammgüter, durch unsinnige Verschwendung, durch unglückliche Fehden, durch Veränderung des Werthes aller Dinge oder aus andern Gründen verarmte, und sank, so blühten hingegen die Städte durch freye Verfassung, lebendigen Handel, Reichthum, Macht und Begünstigung der Kaiser, von denen sie mit Rechten und Freyheiten begnadigt wurden, weil sie die Kaiser in ihren Kriegen mit Geld und Volk besser unterstützten, ihnen überhaupt treuer anhingen, als der Adel. Nach kurzer Zeit schlug auch mancher, der Anfangs feindselig gesinnten Adelichen seinen Wohnsitz gerne in den Mauern der Städte auf, froh daselbst Sicherheit und ein neues Glück zu finden. So wuchs Heinrichs Stiftung, zwar nicht plötzlich, wie durch einen Zauberschlag, sondern allmählich; aber kräftig heran, und wie von wenigen Funken ein großes Feuer entstehen kann, so brannten auch die Funken, die Heinrich angezündet, immer weiter um sich, bis sein ganzes Reich eine veränderte Gestalt erhalten hatte.

König Conrad von Klein Burgund.

937 — 993.

Ehe dieser Sohn Rudolfs II. in die Mannsjahre trat, führte ihn der Deutsche Kaiser Otto I. Heinrichs Nachfolger, mit Gewalt hinweg, und machte sich selbst zu seinem Vormunde. Bey ihm wurde Konrad erzogen, nicht mannlich und unternehmend wie ein König, sondern als ein stiller Mensch, der die Ruhe dem Ruhme vorzog. Nur Eine That verrichtete Conrad noch sehr jung 954; er schlug die Hungarn und Saracenen. Die letzteren waren schon vor längerer Zeit den Jura hinauf aus Italien nach Burgund gekommen, hatten einige feste Burgen erobert, oder erbaut, sich in denselben festgesetzt, und nährten sich nun in diesen unersteiglichen Schlupfwinkeln vom Raube. Die Hungarn, denen Heinrichs Kraft Deutschland verschlossen hatte, waren durch Rhätien in Bur-

gund eingebrochen. Sie werden uns beschrieben als ein wil-des, barbarisches Volk, das damahls mit seinen Raubzügen halb Europa verwüstete, Alles mit Mord, Brand und Schrecken erfüllte, und unerhörte Grausamkeiten verübte. Sie tranken Menschenblut. Auf den Leichnamen der Erschla-genen hielten sie ihre Siegesmahle. Die gefangenen Mönche wurden lebendig gebraten, überhaupt wenig Gefangenen das Leben geschenkt; denn die Hungarn nährten den thörichten Aberglauben, jeder von ihnen werde in einer andern Welt so viele Diener besitzen, als er hienieden Feinde umgebracht hätte. Gerne hätte Conrad sein Land von beyden gleich schädlichen Feinden befreyt. Durch List wußte er es so zu lenken, daß die bey-den Räubervölker auf seinem Gebiethe zum hitzigen Kampfe kamen. Er, der heimlich beyden Hülfe zugesagt hatte, stand mit seinem Heere in der Nähe, und als sich jene gegenseitig geschwächt hatten, fiel er über sie her, und vernichtete beyde. Durch diese That gründete er seinen Ruhm, und nachdem er diesem gerechten Kriege ein Ende gemacht hatte, herrschte er in seinen stillen Sitten sechs und funfzig Jahre lang. Seine Mutter Bertha, Tochter Herzog Burkhards von Allemannien, spann ihren Söhnen Kleider, und ritt auf den Höfen herum, die Wirthschaft zu besehen. Sie ordnete vernachläßigte Klöster, und stellte sie unter strengere Kirchenzucht. Sie stiftete die Abtey Peterlingen. Auch Muris Stiftung (1018) durch das Haus Habsburg, hervorgegangen aus Reue über die früheren Ungerechtigkeiten, fällt nicht weit von dieser Zeit. Die Mönche schämten sich damahls des Ackerbaues noch nicht. Dagegen ging dem Burgundischen Volke aus seinen vielen Klöstern wenig Licht auf. Man meynte am Ende, kein Burgunder könne gelehrt seyn. Als König Conrad alt geworden war, und unter seinem schwachen Sohne Rudolf thaten die Großen, was sie wollten; doch wählten sie nach Conrads Tode auf dem Reichstage zu Lausanne diesen Sohn zu ihrem Könige.

Rudolf III. Untergang des Klein-Burgundischen Reiches. 993 — 1032.

Der neue König in Burgund, Rudolf der Träge, war trotzig und doch verzagt, von weibischer Gemüthsart, und führte das Scepter mit großer Unentschlossenheit. Er wagte es, einen Großen in seinen Erbrechten bitter zu kränken. Dafür empörte sich der Adel gegen ihn, und Rudolf erfuhr das größte Unglück, das einem Fürsten begegnen kann, den Verlurst eines Treffens gegen seine aufrührerischen Unterthanen. Mit Mühe brachte er durch Vermittelung der Kaiserinn Adelheid, seiner Muhme, einen Frieden zu Stande. — In der Welt war kein König so dürftig, als Rudolf. Seine Stammgüter waren veräußert, oder schlecht verwaltet, und nährten ihn nicht. Die Macht und Gewalt der Könige unserer Tage fehlte ihm; er hatte nicht stehende Heere, nicht das Recht der Abgaben, nicht die Souverainetät. Wurde ein Hochstift vergeben, so behielt man ihm einen Theil des Einkommens vor, davon lebte er; dennoch vergabte er, zwar nicht aus Großmuth, sondern aus Furcht, an Stifte aus seiner Armuth, so viel er konnte. Da er weder den Muth, noch die Weisheit eines Königes besaß, da er keinen männlichen Leibeserben hinterließ, und in seinem Reiche Alles, nur sein Wille nicht geschah, so sah er sich nach einem Schirmherren um, und erkannte frühzeitig den Sohn seiner ältesten Schwester, Kaiser Heinrich II. von Deutschland als Thronerben. Darüber erschrack sein anderer Schwestersohn, Graf Odo von Champagne, der auf das Reich gehofft hatte, und den Burgundischen Großen mißfiel die Beschränkung ihrer Wahlfreyheit und die Deutsche Herrschaft. Das Glück einer Schlacht entschied aber für Heinrich, und von da an wurde Burgund in seinem Nahmen verwaltet. Jedoch starb Heinrich, ebenfalls ohne Leibeserben, noch vor Rudolf. Der neue Deutsche Kaiser, Conrad II. Herzog von Franken, der Salier genannt, zwingt Rudolf, der wieder Unabhängigkeit wünschte, ihm

gleiche Verheißungen wie seinem Vorfahren zu thun, und hält den schwachen König wenig besser als einen Staatsgefangenen. Um sein Verfahren zu beschönigen, wandte er mit mehr Schein, als Grund vor, Burgund sey durch einen Erbvertrag mit Heinrich zum Deutschen Reiche gekommen. Conrads beßter Grund war indeß ein geübtes, mächtiges Heer. Die uneinigen und ungerüsteten Burgunder mußten sich unterwerfen. Die Deutschen und Burgundischen Fürsten, die es versuchten, dem Kaiser zu widerstehen, verloren Güter und Leben. Ungefähr hundert und funfzig Jahre nachdem Rudolf I. das Neu-Burgundische Reich gestiftet, im Jahre 1032 den sechsten Herbstmonath starb Rudolf III. der letzte König in Klein-Burgund.

Uebersicht.

Rudolf von Strätlingen, der Stifter dieser ephemeren Monarchie, hatte die Krone durch den Beystand einiger Vasallen erlangt, die seine Wahl um ihres eigenen Nutzens willen beförderten. Sein eroberungslustiger Sohn erweiterte zwar die Gränzen, aber nicht das Ansehen und die Festigkeit seines Reiches. Die beyden letzten Könige verloren durch ihre Abhängigkeit von den Kaisern die Gunst der Großen und mit dieser die einzige Stütze ihrer Macht. Dadurch ging das Reich zu Grunde, das Rudolf I. gestiftet hatte.

Achtes Capitel.

Helvetien unter den Kaisern aus dem Hause der Herzoge von Franken.

1032 — 1125.

Kaiser Conrad nimmt Besitz von Burgund.

1034.

Kaum war Rudolf III. gestorben, so zog sein nächster Erbe, Graf Odo II. von Champagne, mit Heeresmacht über den Jura, bemächtigte sich Burgunds um so leichter, da die Herrschaft der Deutschen äußerst verhaßt war; aber Kaiser Conrad verlor keine Zeit, die Rechte geltend zu machen, die er zu haben glaubte. Er brach schnell einen Krieg, den er im Norden führte, ab, und eilte gegen Odo. Im Jahre 1033 mußte sich Odo zum Frieden verstehen, und Conrad setzte sich selbst 1034 zu Genf die Krone auf. Im Jahre 1037 erneuert Odo den Kampf, verliert aber eine entscheidende Schlacht und das Leben. Conrads Herrschaft wird befestigt, doch nur diesseits des Jura in der Wirklichkeit, jenseits desselben mehr zum Scheine, weil Groß-Burgund, wie Italien, immer nur durch schwache Bande mit dem Deutschen Reiche vereinigt blieb. Conrad berief einen Reichstag nach Solothurn, und hier läßt er seinen Sohn, Heinrich den Schwarzen, zum Könige erwählen. Diesem übergibt er auch das Herzogthum Alemannien. Zum zweyten Mahle seit seiner Unterjochung durch die Römer gehört jetzt Helvetien einem einzigen Herren.

Streit zwischen Kaiser und Pabst. 1039 — 1122.

Vergebens hoffte Helvetien, unter seinen neuen Beherrschern der Ruhe zu genießen; denn es entspann sich zwischen

Kaiser und Pabst ein hartnäckiger, langwieriger, verderblicher Streit, der Deutschland und Italien erschöpfte, auch in Helvetien die heftigsten Unordnungen erzeugte, und dessen Trennung von dem Herzogthume Alemannien zur Folge hatte. Seit anderthalbhundert Jahren waren auf dem Deutschen Throne nur große, kräftige Fürsten gesessen, daher wuchs die Macht der Kaiser so sehr, daß die Wiederherstellung eines Reiches, wie es Carl der Große inne gehabt, nicht unmöglich schien. Damahls ward die unnatürliche Ausdehnung der Gewalt eines Einzigen durch den Pabst gehindert, welcher sich derselben freylich nicht in der wohlthätigen Absicht, der Welt zu nützen, sondern darum widersetzte, damit er sich selbst über Alle erhöhen, und die ausgedehnte Macht, welche er den Kaisern nicht verstatten wollte, für sich erringen könnte. Der Pabst hatte bisdahin unter der Bothmäßigkeit der Kaiser gestanden, sie waren es, welche die Pabstwahl lenkten, und alle Schritte der Päbste beobachteten. Von jeher hatten die Päbste gewünscht, sich von dieser lästigen Aufsicht zu befreyen. Viele Geistliche, der strengen Obhuth ihrer Bischöfe und Erzbischöfe überdrüssig, glaubten, durch Erhebung der weiter entfernten Päbstlichen Macht mehr Spielraum zu gewinnen, und durch enges Anschließen an diese aufgehende Sonne ein drückendes Joch abzuwerfen. Die Päbste selbst wußten die Schwächen der Herrscher, ihre Uneinigkeiten, ihre Zwiste mit den Fürsten oder Bischöfen, die Freyheitsliebe der Städte, den Ehrgeiz des Adels, besonders aber die Fälle, in denen die Kaiser Päbstliche Entscheidung und Vermittelung suchten, trefflich zu benutzen, um dadurch allmählich den höchsten Gipfel der Macht zu erreichen. Schon Heinrich II, der gegen Priester allzu gütig war, und deßwegen vielleicht mehr noch, als wegen seiner strengen und frommen Lebensart von ihnen der Heilige genannt wurde, übte 1002 die Kaiserliche Bestätigung der Pabstwahl nicht aus. Kaiser Conrad, auf andern Punkten beschäftigt, achtete nicht auf Rom. Aber

1039 bestieg sein Sohn bisher König von Burgund und Herzog in Alemannien zwar noch in jugendlichem Alter, doch durch die sorgfältigste Erziehung gebildet, als Heinrich III. den Deutschen Thron. Seit Carl dem Großen war kein Kaiser an der Spitze des Deutschen Volkes gewesen, der mit solcher Kraft die Kaiserwürde in allen seinen Landen aufrecht erhielt, und so gewaltig in allen Gränzen seines weiten Reiches herrschte. Nach mancher großen Unternehmung wandte er seinen Blick nach Rom, das damahls von drey Päbsten zerrüttet wurde. Heinrich setzte sie ab, und stellte die Ordnung her, daß jede Pabstwahl ohne Kaiserliche Bestätigung ungültig sey. So lange Er lebte, saßen nur Deutsche Prälaten auf dem Päbstlichen Stuhle; aber vergebens versuchten seine Nachfolger, das gleiche Ansehen zu behaupten.

Heinrich III. starb 1056 in einem Alter von neun und dreyßig Jahren. Alle Kronen eines Deutschen Kaisers kamen auf seinen Sohn Heinrich IV. Er war bey seines Vaters Tode ein zarter Knabe von noch nicht sechs Jahren, der herrliche Geistesanlagen, feurigen Muth und ritterlichen Sinn zeigte, aber durch die verkehrte Erziehung seiner Vormünder so verdorben wurde, daß Ueppigkeit, Leichtsinn, Unbesonnenheit, Wankelmuth, Stolz, Jähzorn, Herrsch- und Rachsucht seine Seele verunstalteten, ohne indeß seine trefflichen Eigenschaften ganz ersticken zu können. Unter seiner Regierung gingen die Uneinigkeiten zwischen Kaiser und Pabst in einen offenen Krieg über, der beynahe ein halbes Jahrhundert wüthete, und sich auch unter spätern Kaisern wieder entzündete.

Heinrichs Zeitgenosse war Hildebrand, bekannter unter dem Nahmen Pabst Gregor VII. Kein Pabst ist mehr gepriesen, keiner mehr getadelt worden als dieser Gregor. Von den einen wird er als ein menschliches Scheusal, ja mit lächerlicher Anspielung auf seinen Nahmen, als ein Höllenbrand dargestellt. Die andern schildern ihn engelgleich, als die Krone der Menschheit. Der Wahrheit dienet keiner. Zu

Siena oder Saone, einer Italiänischen Stadt, in niedrigem Stande gebohren, der Sohn eines Zimmermanns oder Grobschmids, trat Hildebrand in den geistlichen Stand. Er zeigte vorzügliche Gaben, wurde an den Päbstlichen Hof gezogen, und war hier vermöge der Herrschaft, welche große Geister über gewöhnliche Menschen ausüben, in kurzer Zeit die Seele aller Unternehmungen. Er hatte es sich zum Ziele gesetzt, den Pabst über alle Könige und Fürsten zu erhöhen; dem Nachfolger Petri, dem Statthalter Gottes auf Erden, die höchste Fülle geistlicher und weltlicher Gewalt zu verschaffen, und jeden Einfluß zu vernichten, den der Kaiser oder andere Herrscher in kirchlichen Angelegenheiten behalten hatten. Diesen Plan wußte Gregor durch sein ganzes Leben mit solcher Klugheit, Beharrlichkeit, Kraft und Geistesgröße zu verfolgen, daß er zu den außerordentlichsten Menschen der Weltgeschichte gezählt werden muß. Es waren zu seiner Zeit die größten Unordnungen und Mißbräuche unter der hohen und niedern Geistlichkeit eingeschlichen. Die meisten kauften ihre Stellen für Geld, wodurch auch die unwürdigsten hohe und wichtige Plätze erhielten. Unsittlichkeit, Ausschweifung, Laster aller Art waren unter den Geistlichen nichts Seltenes, und so wie sie die Knechte ihrer eigenen Sünde waren, so hingen sie auch durch die Liebe des irdischen Besitzes an den weltlichen Fürsten, von denen sie mit Gütern belehnt wurden. Hildebrand voll des brennendsten Eifers für die Freyheit der Kirche und für die Sittlichkeit des geistlichen Standes, beschloß diesen Uebeln die Axt an die Wurzeln zu legen. Schon als Päbstlicher Kanzler wirkte er durch mannigfache Anordnungen auf diesen Zweck hin, und als er Alles für seine großen Absichten vorbereitet hielt, bestieg er 1073 als Gregor VII. den Päbstlichen Stuhl. Die Einwilligung Kaiser Heinrichs, ohne dessen Zuthun die Wahl geschehen war, wußte Gregor mit List zu erhalten, und nun schritt er mit rastlosem Eifer zu Werke. Im Jahre 1075 geschah von Rom aus der erste

überraschende Schlag. Es erging an die Geistlichkeit ein dreyfaches, ernstes Geboth wegen Cölibat, Simonie, Investitur.

Cölibat. Gregor verlangte gleich frühern Päbsten und Kirchenvätern, daß die Geistlichen allem Dienste der Sinnlichkeit entsagen, sich nicht ein Mahl durch das Band der Ehe an irdische Verhältnisse fesseln; sondern nur dem Dienste Gottes und der Kirche sich weihen sollen. Was Andere als bloßen Grundsatz aufgestellt hatten, das machte Gregor zum Gesetze. Wenn es ihm gelingen konnte, die Geistlichkeit in allen Christlichen Ländern von der Sorge für Haus und Kinder zu entbinden, von äußerlichem Einflusse unabhängiger zu machen, aus den Kreisen bürgerlicher und gesellschaftlicher Verbindungen zu entfernen, und mehr auf sich selbst zurückzuweisen, so hatte er damit eben so viele Tausende der treusten Anhänger gewonnen, welche durch keinerley Rücksichten auf zärtliche Verhältnisse gehindert, nur auf seine Winke achteten, und Alles aufbothen, um die Herrschaft der Kirche über die weltliche Macht zu vollenden.

Simonie nannte man das Empfangen eines geistlichen Amtes von Layen um Geld oder Geldeswerth oder weltliche Dienste. Eine allerdings höchst verwerfliche Gewohnheit, die Ordnung und Geist der Kirche vernichten mußte, deren Abschaffung sehr verdienstlich gewesen wäre, wenn nur Gregor seinen Planen zuliebe den Begriff der Simonie nicht allzuweit ausgedehnt, und darunter eine jede, wenn auch die rechtmäßigste Annahme eines geistlichen Amtes aus der Hand eines Weltlichen hätte verstanden wissen wollen. Gelang es ihm diesen Begriff geltend zu machen, so war eine neue unübersteigliche Kluft zwischen Staat und Kirche entstanden, und die letztere hatte einen nicht zu berechnenden Vortheil errungen.

Investitur. Aber die Diener der Kirche sollten noch freyer von weltlichem Einflusse werden, und nicht ein Mahl mehr ihre weltlichen Besitzungen als Lehen aus der Hand der

Fürsten empfangen. Wie nehmlich der weltliche Vasall zum Zeichen der Belehnung eine Fahne erhielt, so ertheilten die Fürsten den Bischöfen und Prälaten, welche Landesherren waren, einen Ring und einen Hirtenstab; dieß nannte man die Investitur. Nun behauptete Gregor, daß auch diese ihm und nicht dem Kaiser oder den Fürsten zustehe, geboth den Bischöfen ernstlich, ihre Erhebung allein vom Päbstlichen Stuhle zu empfangen, und nur dem Pabste einen Eyd der Treue und des Gehorsams zu schwören. Gelang es dem Pabste, dieses Geboth durchzusetzen, so war er Herr über den dritten Theil des Christlichen Erdbodens geworden, und damit man erkenne, daß mit dem Päbstlichen Befehle nicht zu scherzen sey, wurden mehrere ungehorsame Bischöfe und Prälaten nach Rom gefordert, und zum warnenden Beyspiele ihrer Aemter entsetzt.

Der erste Stein war nun geworfen. Gregors Maaßregeln zündeten schnell, wie ein Blitzstrahl, und hoch empor loderte die Flamme, die Deutschland zu verzehren drohte. Die geistliche und weltliche Macht traten in die Schranken, und kämpften um die Obergewalt, die eine mit der Hülfe des gemißbrauchten Glaubens und Aberglaubens, mit listiger Benutzung menschlicher Leidenschaften, und unverschämten Anmaßungen; die andere mit der Stärke eines durch Jahrhunderte geheiligten Ansehens, und mit der Schärfe des Schwertes.

Daß sich Heinrich den Päbstlichen Anordnungen, welche das Kaiserliche Ansehen so sehr gefährdeten, mit aller Macht widersetzte, und daß Viele sich zu gleichen Zwecken an ihn anschlossen, wird Niemanden befremden; aber auch der Pabst both seine letzte Kraft auf, und fand viele Anhänger unter den mißvergnügten Großen. Es entstand im ganzen Deutschen Reiche ein ungeheurer Zwiespalt. Alle Hochstifter, Klöster, Provinzen, Städte, Gemeinden, viele Familien zerfielen in ihrem Innern. Treue und Glauben, die Schlußsteine menschlicher Gesellschaft, schienen von der Erde verbannt. Unterthanen empörten sich gegen ihre Herren. Kinder ergriffen die Waffen gegen die Aeltern.

Alle Bande der Blutsfreundschaft waren gelöset, und was sonst die Menschheit für heilig und unverletzlich achtete, wurde höhnisch mit Füßen getreten. Haß erfüllte die Welt, und die Gesetze schwiegen zu der allgemeinen Unordnung. Als vollends der Bannfluch wider den Kaiser erging, und die Kaiserliche Acht die Widersächer Heinrichs verfolgte, stieg die Verwirrung aufs Höchste, und neben dem großen Streite, der sich bald erheben sollte, entbrannten im Umfange des Deutschen Reiches tausend kleine Fehden, die für und wider Kaiser und Pabst, manch Mahl auch nur unter diesem Nahmen zur Befriedigung der Raubsucht, der Leidenschaft, oder eines alten Hasses ausgefochten wurden. Auch Helvetien both damahls kein erfreuliches Bild dar. Sein erster Fürst, der Herzog Rudolf von Schwaben, hatte sich mit Berchthold von Zähringen, Herzog von Kärnthen, und vielen andern Fürsten gegen den Kaiser aufgelehnt. Das Land theilte sich. Rudolf vermochte das Meiste im Schwäbischen, der Kaiser in Burgundisch Helvetien. An Rudolf schlossen sich im östlichen Helvetien an: Anfänglich der Bischof zu Chur; später auch Constanz, (diese beyden Hochstifter verloren im Laufe des Streites die Prälaten, die im Anfange desselben regiert hatten, und jedes Mahl hielt der Nachfolger das den Ansichten seines Vorgängers entgegengesetzte System); die Aebte zu Rheinau, Reichenau, Stein und des kurz vorher (1052) gestifteten Klosters Allerheiligen, welches die Grundlage von Schaffhausen geworden ist; Herzog Welf von Bayern mit seinen Helvetischen Besitzungen; die von Montfort, Landgrafen im Thurgau; die von Nellenburg, Landgrafen im Zürichgau; Graf Dillingen auf Kiburg; Graf von Ahalm zu Wülflingen; die Häuser Tockenburg, Rapperschwyl, Regensberg, und eine starke Parthey zu Zürich. Im westlichen Helvetien hing Rudolfen außer dem Grafen von Habsburg Niemand von Bedeutung an. Dagegen hatte der Kaiser im westlichen Helvetien alle Prälaten und Grafen des Hauses Welsch-Neuen-

burg; die Bischöfe von Lausanne, Basel und Sitten; das Haus Savoyen und die mächtigen Lenzburger. Im östlichen Helvetien waren ihm treu: Das Land Rhätien, der erste Bischof von Constanz; der zweyte Bischof von Chur; der Abt von St. Gallen; so daß auch Helvetien in fürchterlicher Zertrennung in seinen eigenen Eingeweiden wüthete.

Durch den über Heinrich ausgesprochenen Bann löste Gregor den Eyd der Treue aller Kaiserlichen Vasallen und Unterthanen, und erklärte feyerlich: „Daß auch Kaiser, Könige und Fürsten mit aller ihrer Macht ihm, dem Pabste, „unterworfen seyen, und daß Er aus göttlicher Machtvollkommenheit Throne nehmen und geben könne.“ Diesen Grundsatz hatte Georg zuerst an dem Kaiser selbst, dem Haupte aller weltlichen Fürsten, auszuüben beschlossen, um dadurch dessen Kraft allen Völkern zu beweisen. Ein Wagestück, das der Pabst um so eher mit Glücke unternehmen konnte, weil Heinrich im Innern seines Reiches viele mächtige, erbitterte Feinde zählte, die ihn um jeden Preis, selbst auf Unkosten ihrer eigenen Gewalt, erniedrigt zu sehen wünschten. Heinrich durch Gregors Schritte mehr zum Zorne, als zur Furcht bewogen, weil die unsichtbare Gewalt des Päbstlichen Bannfluches noch nie war erprobt worden, antwortete 1076 durch eine schimpfliche Entsetzung des Pabstes. Darauf ward von Greger ein neuer Bannfluch und die Absetzung Heinrichs ausgesprochen. Der Eindruck dieser außerordentlichen Begebenheit war für den Kaiser höchst nachtheilig. Seine Feinde jubelten, denn ihre Sache war nur die geheiligte Sache der Kirche geworden, und „Heiliger Peter“ von da an ihr gewöhnliches Feldgeschrey. Heinrichs Freunde wurden schüchtern, und bald nahmen die Ereignisse eine solche Wendung, daß die Fürsten drohten, den Kaiser abzusetzen, wenn er nicht in Jahresfrist sich vom Banne reinige. Wäre Heinrich ein untadelhafter Mann gewesen, die Kraft eines bloßen Wortes hätte ihn nicht also vernichtet, denn dieses Wort er-

hielt seine überwältigende Macht erst durch die öffentliche Meynung. So aber hatte er sich durch Gebrechen und Uebermuth zahlreiche Feinde gemacht, die nun gerne ihre Rache unter dem Scheine der Gottesfurcht kühlten. Dem Kaiser blieb in dieser verzweifelten Lage kein anderes Mittel übrig, als im herbsten Winter, unter unsäglichen Schwierigkeiten und tausend Gefahren, ohne Geld, ohne Geleit, auf fürchterlichen Nebenwegen mit Gattin und Kindern durch das von Rudolf und seinen andern Feinden besetzte Hochgebirge sich nach Italien zu schleichen. Hier wurde er mit lautem Jubel aufgenommen, weil aber der Uebermüthige in den Tagen des Unglückes des wahren Muthes ermangelt, so versäumte Heinrich, durch ein schnell zusammengezogenes Heer der bereitwilligen Lombardischen Vasallen den Pabst, der schon Alles fürchtete, zu zerschmettern, und zog es vor, 1077 zu Canossa unter den schimpflichsten Demüthigungen und den härtesten Bedingnissen die Lossprechung vom Banne zu erbetteln. Mit Zorn und Rachsucht im Herzen kehrte er nach Deutschland zurück. Hier fand er den Herzog Rudolf von Schwaben, dessen Wohlthäter er gewesen war, da er ihn zum Herzoge erhoben hatte, als Gegenkaiser. Aber er selbst fand auch einen starken Anhang; bey den freyheitsliebenden Städten; bey dem Clerus, der mit Gregors Verfügungen höchst mißvergnügt war; bey Allen, welche Zorn über die Schmach des Deutschen Nahmens und Mitleiden zu dem tief Gedemüthigten hinzogen. Von Neuem spaltet sich Deutschland in entsetzlicher Zweytracht. Es wüthet ein Vertilgungskrieg, der auch einen bedeutenden Theil Helvetiens verheert. Vergebens schleudert Gregor, der Anfangs diesem Spiele ruhig zuschaute, neue Bannstrahlen. Vergebens sendet er seinem Rudolf eine geweihte Krone mit der stolzen Inschrift: **Petra dedit Petro, Petrus diadema Rodolfo.** Das Kriegsglück erklärt sich für Heinrich. In einer entscheidenden Schlacht bey Merseburg 1080 wird Rudolf tödtlich verwundet, und als man ihm seine im Treffen abge-

hauene Hand vorweist, spricht er reuend: „Das ist die Hand, „mit der ich Kaiser Heinrich Treue geschworen“! und stirbt. Sein Fall wird als ein Gottesurtheil angesehen, und Heinrichs Anhang gewinnt die Oberhand. Der Erzbischof Guibert von Ravenna wird als Clemens III. zum Gegenpabste erwählt. Gregor, aus Rom vertrieben, stirbt 1085 zu Salerno in der Verbannung. Heinrichs fernere Schicksale, der Aufruhr seines Sohnes, und des geprüften Kaisers Tod 1106 berühren unser Vaterland nicht mehr so nahe, wie die bisherigen Begebenheiten. Der Hauptstreit wurde erst 1122 unter Heinrich V. und Pabst Calixtus II. nothdürftig ausgeglichen. Investitur mit Ring und Stab, als Zeichen geistlicher Gerichtsbarkeit behielt der Pabst. Belehnung über die weltlichen Güter mit dem Scepter ward dem Kaiser zuerkannt; aber bald brach der Streit zwischen geistlicher und weltlicher Obergewalt wieder in volle Flammen aus.

Neuntes Capitel.

Die Zähringer.

1090 — 1218.

Anfang der Zähringischen Macht in Helvetien.

1090.

Nachdem Rudolf von Schwaben, der Gegenkaiser, bey Merseburg gefallen war, verlieh der siegreiche Heinrich IV. das erledigte Herzogthum seinem Eydame Friederich von Hohenstaufen. Rudolfs Sohn, der Graf Berchthold von Rheinfelden, machte das Erbe seines Vaters dem neuen Besitzer in einem langen Kriege streitig. Im Jahre 1090 stirbt Berchtold, und sein Schwager Berchtold II. von Zähringen, dessen Vater schon Ansprüche auf Alemannien gehabt hatte, erbt die

Güter und Rechte der Grafen von Rheinfelden. Die Herren des Landes nehmen ihn auch in der Stadt Ulm zum Herzoge an, und leisten ihm den Eyd der Treue. Friederich von Hohenstaufen rüstet sich, den Krieg mit größerem Nachdrucke zu erneuern; allein Berchtold von Zähringen, ein weiser und gerechter Mann, wußte, daß das Land des langen Unglückes müde war, und er selbst zog ein bescheidenes Glück den reichen Hoffnungen eines zweifelhaften Krieges vor. Daher fuhr er 1097 zum Kaiser auf den Reichstag nach Maynz, übergab daselbst das Herzogliche Amt in die Hände Friederichs von Hohenstaufen, und endete durch seine Unterwerfung die vier und zwanzigjährige Feindschaft seines Hauses gegen Heinrich IV. Aber Heinrich, der diese Entsagung belohnen will, theilt das bisherige Herzogthum Alemannien oder Schwaben unter die beyden Bewerber also, daß Friedrich das eigentliche Land Schwaben, Berchtold das Land Helvetien beynahe in seiner jetzigen Ausdehnung erhielt. Durch diesen Vertrag ist Schwaben von Helvetien für immer unterschieden worden, und die Benennung Alemannien erloschen. So wurde das Land ruhig, und in Helvetien erhob sich der Fürsten von Zähringen wohlthätige Macht. Sie fanden das Land in keinem glücklichen Zustande. Die langen und wüthenden Kriege hatten außerordentliche Unordnung, Unsicherheit, Sittenlosigkeit, Druck und Elend erzeugt. Dagegen beförderten zahlreiche, damahls noch fromme und nützliche Stiftungen, die sich täglich mehrten, oder in größere Aufnahme kamen, die Urbarmachung und die Gesittung des Landes. Auch die Städte blühten immer kräftiger empor. Im Ganzen schienen für Helvetien zur Zeit, als die Zähringer das Land empfingen, glücklichere Tage anzubrechen.

Die Kreuzzüge. 1095 — 1291.

Während sich der Gang der Begebenheiten in Deutschland und Helvetien also gestaltete, zieht ein anderes hochwichtiges Ereigniß, dessen Schauplatz das ferne Asien war, um

der Wirkungen willen, die es, wenn schon große Männer unserer Tage dieselben zu verkümmern suchten, doch unläugbar auf ganz Europa sowohl, als auf Helvetien insbesondere hatte, für Augenblicke unsre volle Aufmerksamkeit an sich.

Noch waren die beyden Deutschen Kaiser Heinrich IV. und V. mit den Päbsten im heftigsten Streite begriffen, als bereits hunderttausende aus Christlichen Ländern ihrer eigenen Begeisterung und dem Rufe der Kirche folgten, um das Grab des Erlösers und das Land, wo sein Fuß gewandelt hatte, den Türken wieder zu entreißen — Schon seit den ältesten Zeiten war es der Christen fromme Sitte gewesen, nach dem gelobten Lande zu wallen, an den geheiligten Stätten zu bethen, und sich im Jordan zu baden, der durch Jesu Taufe geweiht schien. Römisch-Orientalische Kaiser ließen diese heiligen Plätze reinigen und schmücken. Von da an wurden die Pilgerfahrten häufiger. Als im siebenten Jahrhunderte Palästina in die Hände der Araber fiel, die an Mohammed glaubten, blieben die Pilgrimme ungestört, weil jene in dem Besuche so vieler Fremden ihren entschiedenen Vortheil fanden. Tief schmerzte es dennoch die frommen Völker des Abendlandes, daß sie die heilige Stätte, wo der Stifter ihres Glaubens gelebt, wo er für das Heil der Welt gestorben, wo noch sein Grab, zu dem sie so gerne wallten, zu sehen war, in den Händen der Ungläubigen wissen mußten. Als vollends 1073 die Seldschuckischen Türken, ein rohes, barbarisches Volk, diese Länder einnahmen, so häuften sich die Klagen der Pilgrimme über harte, grausame, beschimpfende Behandlung. Wer aus dem Morgenlande zurückkehrte, schilderte den ungeheuern Druck und die zahllosen Gefahren, denen der fromme Wanderer daselbst ausgesetzt sey, mit den stärksten, lebendigsten Farben. Endlich erschien im Jahre 1094 vor dem Pabste Urban II. ein Einsiedler, Peter der Eremite, mit einem Briefe des Patriarchen von Jerusalem, der das rührendste Gemählde von den Leiden der Christen enthielt. Diesem fügte

Peter noch mündlich die lebhafteste Schilderung des Elendes bey, das die angesessenen und die reisenden Gläubigen bedrücke. Urban lobte seinen Eifer, und ließ ihn mit Sendschreiben an die Christlichen Fürsten abgehen, um die Gemüther zu einer großen Entschließung vorzubereiten. Seine begeisterten Reden, das Feuer, das aus seinen tiefliegenden Augen strahlte, und die abgezehrte, hagere Gestalt, welcher die ausgestandenen Leiden aufgeprägt waren, machten den tiefsten Eindruck. Wohin er zog, ergriff alle die gleiche Begeisterung. Auf einer Kirchenversammlung zu Piacenza wurde 1095 die Einnahme des geheiligten Landes beschlossen. Geistliche und Weltliche, Hohe und Niedere drängten sich an jenem Tage zu den Füßen des Pabstes, um ihre rechte Schulter mit dem rothen Kreuze, dem Zeichen der Theilnehmer an dieser That, belegen zu lassen.

Wohl mochte nicht bloß reiner, heiliger Eifer für die Befreyung des Grabes Jesu so große Erfolge hervorgebracht haben. Dem kriegerischen Unternehmungsgeiste der Völker des Mittelalters und den Vortheilen, die sich Jedermann von diesen Zügen versprach, mag auch ein bescheidener Theil dieser schwärmerischen Eifers zuzuschreiben seyn. Der Pabst betrachtete diese Züge als das Mittel, das Christenthum unter den Ungläubigen zu verbreiten, ganze Nationen in den Schooß der Kirche zurückzuführen, das Päbstliche Ansehen auch in Europa zu mehren, und seiner Schatzkammer durch die von Fürsten und Privaten eingehenden Beyträge zu den Kreuzzügen sowohl, als durch die aus den eroberten Ländern fließenden Einkünfte eine neue, reichlich strömende Quelle zu eröffnen. Die Fürsten hofften Sieg, Ruhm, Erweiterung ihrer Herrschaft. Der verarmte Adel neue Reichthümer und Lehen. Die Völker erwarteten rühmliche Abentheuer, leichte und reichliche Beute. Der in den meisten Gegenden gedrückte Landmann zog willig in ein Land, das man sich in Europa als ein Paradies dachte. — Auch wurden den heiligen Krie-

gern viele wichtige Freyheiten verstattet. Leibeigene wurden herrenlos. Mit leichter Mühe konnte sich hier jeder den Adel erwerben. Wer sich durch ein Vergehen entehrt hatte, fand hier die verlorne Ehre wieder. Ohne Einwilligung des Lehens-herren durften die Vasallen ihre Ländereyen verpfänden, oder veräußern. Sowohl der Person, als den Gütern nach traten alle Kreuzfahrer unter den Schutz und die Gerichtsbarkeit der Kirche, und genossen geistliche Rechte. War einer im Banne, so löste er ihn durch einen Zug ins heilige Land. Auch die weltliche Acht hatte keine Gewalt über die Kreuzfahrer. Diese waren ferner während des heiligen Krieges von allen Steuern und Gaben, von allen Rechtsansprüchen wegen Schulden und Zinsen frey. Ebenso wurden den Theilnehmern an diesen Zügen höhere Segnungen verheißen. Nicht nur erhielten sie vollkommenen Ablaß für die Menge ihrer Sünden; sondern sie sollten die vor Allen Beglückten, des Ewigen geliebtesten Söhne seyn. Schon die Hoffnung, die heiligsten Stätten der Erde zu betreten, mußte auf jene kindlich gläubigen Gemüther mächtig wirken, und da der Tod auf diesen Schlachtfeldern ein untrüglicher Freybrief zur Erlangung seliger Freuden schien, so hatte auch dieser furchtbare Feind der lebensfrohen Menschheit für die entflammten Streiter der Kirche keine Schrecken mehr. Haben wir uns daher zu verwundern, wenn der Bauer den Pflug, der Handwerker seine Werkstätte, der Edle seinen Rittersitz, der Fürst sein Land, der König sein Reich verließ, um den Streit gegen die Ungläubigen zu wagen, der so viele irdische und ewige Vortheile versprach? Haben wir uns zu wundern, wenn eine unglaubliche Menge gläubig frommer, andächtiger und reuender; aber auch schwärmender, wilder, leichtsinniger, unruhiger, ausschweifender, eigennütziger, betrügender und betrogener Menschen aus allen Ständen und Classen, von beyden Geschlechtern, wenn sogar Scharen von Kindern zusammenströmten, um das Kreuz zu nehmen? Aus dem von Allen verhofften,

reichen Gewinne an Leib und Seele muß man sich also vorzüglich den Enthusiasmus der Völker für die Züge nach dem gelobten Lande erklären.

In sieben in einem Zeitraume von zwey hundert Jahren auf einander folgenden Zügen wurden Europas Geldkräfte nutzlos verschleudert, und Millionen von Menschen, der Kern der Europäischen Völker, die Blüthe ihrer Kraft, durch Hunger, Pest, Krankheiten, Mühsale und das Schwert der Feinde hinweggerafft, oder vom Meere verschlungen; der eigentliche Zweck der Unternehmung aber nicht erreicht. Wenn indessen dieser schon fehlgeschlagen hatte, so sind die Folgen der Kreuzzüge dennoch für Europa höchst wichtig geworden. Das Steigen des Bürgerstandes wurde durch sie befördert, beschleunigt. Eine Menge reicher Vasallen und Ritter zogen fort, kamen nicht wieder, oder verarmten. Somit wurden ihre Güter verkauft, oder fielen ohne Bezahlung durch List und Gewalt an Andere. Dieß nutzte, wer da konnte, die Leibeigenen, die Unterthanen, der Lehensherr, der Clerus, die Städte besonders, jeder nach seiner Weise. Es kann hier nur im Allgemeinen angedeutet werden, daß in dieser Periode nahmentlich auch in unserm Vaterlande Vieles für die Freyheit kommender Jahrhunderte vorbereitet wurde. — Ferner schwächte der Adel in den Kreuzzügen seine Kräfte durch zahllose Klösterstiftungen. Hier gelobte einer vor seiner Abreise nach glücklicher Heimkehr ein Gotteshaus zu erbauen; dasselbe Gelübde that ein anderer während seiner Abwesenheit, auf der Reise, in einer großen Fährlichkeit, in Gefangenschaft; ein dritter baute oder bereicherte nach seiner Rückkehr ein Kloster in der ersten Freude seines Herzens; ein vierter um darin sein Alter in Ruhe zu beschließen, und begangene Sünden abzubüßen. Viele solche Stiftungen wurden auch von den zu Hause Gebliebenen, von altersschwachen Vätern und Müttern, von liebenden Gattinnen, von zarten, hülflosen Kindern, von treuen Freunden für das Heil und Leben der

Geliebten, die im fernen Morgenlande für die Ehre des Christen-Gottes stritten, gelobet. Mehr als zwanzig Klöster unsers Vaterlandes haben diesen Zeiten ihren Ursprung zu verdanken. — Wiederum erregten die Kreuzzüge einen weit ausgebreiteteren Handelsverkehr. Damahls bildete sich eigentlich der Stand der Kaufleute, und in andern Städten unsers Vaterlandes ein großer, gewinnreicher Handel. Man vermuthet, daß in jenen Zeiten die Gotthards-Straße angelegt wurde, indem der Handelsweg früher von Zürich über den Wallenstadter-See nach Rhätien ging. Auch der Gesichtskreis des menschlichen Geistes erweiterte sich, und keine kleine Zahl neuer Kenntnisse ward nach Europa gebracht. Man wurde mit Ländern, Völkern, Religionen, Verfassungen, Sitten, Künsten, Gewerben, Landbau vertraut, von denen man bisdahin nichts gewußt hatte. Man wurde geneigt, sich freyere Religionsbegriffe anzueignen. Ohne den Einfluß der Kreuzzüge, welche Vielen die Augen öffneten, wäre Arnold von Brescia, der es gewagt hatte, in Rom selbst den Umsturz der Päbstlichen Oberherrschaft zu predigen, weder in Zürich, noch im Zürich-Gaue, noch im Herzogthume Schwaben so willig gehört worden, daß der heilige Abt Bernhard von Clairvaux zu Zürich im Großen Münster und an andern Orten vergeblich seine Wunderkraft gegen Arnold aufboth; daß die Zürcher dem Bischofe von Constanz zuwider, es wagten, ihre Geistlichen zum Baue der Stadtmauern zu besteuern, und ihren Ausschweifungen Inhalt zu thun; und daß 1153 auf Kaiser Conrads III. Reichstage zu Ulm einige kühne Männer behaupteten, und in den ersten Zeiten seines Nachfolgers, Friederichs Barbarossa, wirklich durchsetzten, daß der Päbstliche Bann keine weltliche Wirkung haben sollte. — Man erhielt im Allgemeinen eine vielseitigere Bildung. Man bekümmerte sich um Dinge, die man früher keiner Aufmerksamkeit gewürdigt hatte. Man lernte besser gebrauchen, was man in Europa längst besaß, und nahm Neues an, das bey andern als er-

sprießlich erkannt wurde. Während man aber auch in Helvetien Wälder ausrottete, und neue kostbare Früchte aller Art anpflanzte; während man die künstlichen Gold- und Seidenarbeiten der Italiäner und Morgenländer nachahmte, der Bürger darin neue Mittel zum Gewinne fand, und sich immer mehr dem gemeinen Adel an die Seite stellte, während Einzelne sich Schätze von richtigen Einsichten und edlen Wissenschaften sammelten, oder in anmuthigen Künsten groß wurden; so hatten andere mit Neid auf die Pracht des reichen Morgenlandes hingesehen. Der Adel, die Klöster, die reichen Bürger fingen an, sich ähnlicher Pracht zu befleißen. Die Gewürze und Waaren, die Sitten und Wollüste Asiens wollte ganz Europa genießen, und die Folge davon war, daß Adel und Klöster bey gleich bleibender Einnahme und gesteigerter Ausgabe verarmten, während der Bürger in seinem reichen Handelsgewinne hinlängliche Mittel zu solcher Verschwendung fand. Es mußten z. B. das Fraumünster in Zürich und viele andere Klöster aus Armuth Landschaften und Rechte veräußern die der Bürger an sich kaufte. Mit diesem Hange zu ausschweifender Pracht verband sich noch Adelstolz. In Palästina konnte jeder, der Waffen trug, sich den Adel leicht erwerben. Es sproßten hier unzählige Wappenritter gleich Wucherpflanzen hervor, welche in Europa niemahls zu dieser Ehre gekommen wären. Der alte, wahre, ritterliche Adel schämte sich, diesen gleich zu seyn. Viele gemeine Edle des ältern Adels ließen sich daher Freyherren nennen, viele Freyherren erhoben sich zu Grafen, und ohne daß sie dadurch ihre Besitzthümer vermehrt hätten, beluden sie sich mit neuen Anreizungen zu größerem Aufwande, der sie am Ende zur Armuth, von der Armuth zum Untergange führte. — Auf diese Weise erhielt Europas ganzes Thun und Seyn durch die Kreuzzüge einen gewaltigen Umschwung, und der gegenwärtige Zustand unsers Welttheiles ist guten Theils eine wenigstens mittelbare

Folge dieser Unternehmungen, welche schwärmerischer Eifer für den Glauben an Christum erzeugte.

Helvetiens Lage um das Jahr 1152.

Während diese gewaltigen Kriege mit Nachdruck geführt wurden, war Helvetien nach mannigfaltigen Veränderungen der Häupter und Herrscher auf folgende Weise eingetheilt. — Die Herzoge von Zähringen besaßen die Landgrafschaft über Burgund, Uechtland und alles Land diesseits des Jura; die Statthalterschaft über Lausanne, und verloren wegen Kaiserlicher Ungnade nur ein Mahl auf kurze Zeit die Kastvogtey über Zürich. — Die Bischöfe zu Genf und Sitten waren reichsfreye Fürsten. — Die Grafschaft Rore im Aargau, das Erbe der Lenzburger, hatte Pfalzgraf Otto, Kaiser Friederichs II. Sohn. — Ottos Bruder, Herzog Friederich, war der größte Herr in Rhätien. — Der Herzog Welf von Bayern bewahrte einige Zeit die Kaiserliche Schirmvogtey über Zürich.

Die Zähringischen Städte.

Im Jahre 1152 stand Berchtold IV an der Spitze des Zähringischen Hauses. Er hatte unter Hohen und Niedern verschiedene Anhänger; aber noch größer war die Zahl seiner heimlichen Feinde, die seine überwiegende Macht beneideten. Um diese in Schranken zu halten, und sich besonders gegen den Burgundischen Adel zu stärken, der sich nicht selten dem Willen des Herzogs widersetzte, und immer die Gegenwart eines Oberherren mit scheelen Augen betrachtete, ließ Berchtold viele alte Flecken ummauern, oder baute neue, mit reichen Vorrechten gezierte Städte. In diese sammelten sich aus Liebe zur Freyheit, Ruhe, Ordnung, Nahrung und Gewinn eine Menge Menschen, die dem Herzoge, der ihnen diesen behaglichen Zustand gab und sicherte, mit unwandelbarer Treue ergeben blieben. Gerichtet wurden die Bürger in diesen Städten von selbst gewählten Schultheißen und Räthen, überhaupt

von solchen, die mit ihnen unter dem Schutze gleicher Gesetze und Rechte standen. Keiner durfte seinen Mitbürger vor ein fremdes Gericht ziehen, oder fremde Zeugen gegen ihn aufstellen. Zwiespaltige Urtheile entschied nicht die Willkühr der Herzoge; sondern Zweykampf oder der Rath von Cölln, dessen Gesetz das Muster der Zähringischen Stadtrechte war. Jeder Bürger blieb lebenslang Herr über sein Vermögen. Nur auf dem Todbette, wenn die Sünder am freygebigsten sind, durfte einer nicht mehr als sechszig Schillinge vergaben. Starb einer, so erbten Wittwen und Waisen sein Gut. Die Güter derer, die keine Leibeserben hatten, fielen größten Theils den Armen, den Kirchen, den Stadtbauten zu. Für Waisen sorgte die Stadt durch Bestellung eines Vormundes. War ein solcher ungetreu, so nahm der Herzog sein Gut. Seine anderweitige Strafe legten ihm die Bürger auf. Gewicht und Maß waren unter der Aufsicht der Bürger. Die Bürger waren im Lande zollfrey. Sie bestimmten die Preise für die nothwendigsten Lebensmittel. Sie machten Verordnungen, sich ihre Nahrung zu erleichtern. Das Haus eines Mörders wurde niedergerissen, und der Platz blieb ein Jahr lang wüste. Nie drang der Herzog der Stadt einen Bürger auf, oder hinderte einen am Abzuge. Desto lieber zogen Freye und Leibeigene in die Städte. Die letztern wurden frey, wenn ihr Herr sie in Jahresfrist nicht suchte, und ihre Dienstbarkeit mit sieben Verwandten eidlich bewies. Die Bürger besteurten sich selbst. In des Herzogs Kriegen mußten sie nicht weiter ziehen, als daß sie zu Hause schlafen konnten. Als Pfand der Treue gegen den Herzog mußte jeder Bürger ein Haus besitzen. In guten und bösen Sachen standen sie Einer für Alle und Alle für Einen. — So einfache Gesetze und Sitten beobachteten die aufstrebenden Bürgerschaften. Diese Gesetze und Rechte waren freylich nicht auf das allgemeine Staatswohl, sondern nur auf Eine Stadt und ihre Angehörigen berechnet. Mit der Nächstenliebe fingen die Bür-

ger bey sich selbst an. Zu dieser Selbstsucht kamen sie durch die Zeitumstände und die Noth. Es war nicht möglich, daß damahls, als die Städte begründet wurden, ein Gefühl von Staatswohl oder gar von allgemeinen Menschenrechten vorhanden seyn konnte. Der Bürger, der gut und herzhaft für seine Stadt war, und der Ritter, der die Tugenden seines Standes und die Liebe zum Fürsten bewahrte, hatte allen seinen Pflichten ein Genüge geleistet, weil in jenen Zeiten der Bürger seine Stadt als sein Vaterland betrachtete, und der Ritter keinen Staat nur einen Fürsten kannte. Eine engere Verbindung der einzelnen Theile eines Staates zum gemeinsamen Wohle, Beschränkung und Aufopferung seiner eigenen Vortheile um des allgemeinen Beßten willen, Achtung für die Rechte Anderer; mit einem Worte eine allgemeinere Vaterlandsliebe war eine Frucht späterer Zeiten. Schon das mußte Selbstsucht in die Verfassung der Städte bringen, mehr noch das Folgende. Wer neben ihnen in Betrachtung kam, der Adel und der Clerus, wollte ihren aufblühenden Stand mit aller Gewalt in Erniedrigung halten; sie aber wünschten aus dem Drucke und Elende emporzustreben, und sich aus der allgemeinen Verwilderung und Verwirrung zu retten, und das konnten sie wieder nur durch die höchste Aufmerksamkeit auf ihren besonderen Vortheil, und durch das Anknüpfen der festesten Bande unter sich selbst, wobey das Wohl der Uebrigen und die Verbindung mit ihnen nicht in Anschlag gebracht werden konnte.

Stiftung von Freyburg im Uechtlande 1178.

Zu einer Stadt wurde von Berchtold IV. Freyburg im Uechtlande an der Sane erhoben. Die Stadt lag zum Theile im tiefen Thale, zum Theile hoch über der Sane auf steilen Felsen. Der Fluß, von welchem sie mehr als halb umströmt ist, dient zu ihrer Befestigung. Mitten unter den Besitzungen der Grafen von Welsch-Neuenburg und Greyerz, nahe

dem Bischofe von Lausanne, sollte Freyburg dem Uebermuthe dieser Großen ein kräftiger Kappzaum seyn. Die Erbauung der Stadt fand großen Widerstand, so daß die Bürger, mit der Errichtung der Mauer beschäftigt, Soldaten miethen, und immer eines feindlichen Anfalls gewärtig seyn mußten. Als aber der Bau beendigt war, kam Freyburg durch die Eigenthümlichkeit seiner Umgebungen bald in blühenderen Zustand, als viele benachbarte Städte, die unter gleichen Gesetzen standen. Nach dem Erlöschen der Zähringer fiel Freyburg unter die Kiburger, von ihnen an die Oesterreicher, von diesen an Savoyen. Erst nach den Burgundischen Kriegen kam es zur Freyheit.

Stiftung von Bern 1191.

Berchtold V. folgte dem Beyspiele seines Vaters, und legte ebenfalls verschiedene Städte an; denn die Zähringer regierten nach einem Plane, der sich auf die Zeitumstände gründete, oder vielmehr von diesen deutlich vorgeschrieben war. Der Adel beneidete nehmlich ihre Macht, und sie mußten denselben zu demüthigen suchen. Unter Berchtold V. Regierung empörten sich gegen ihn alle Großen und Gewaltigen in Burgund, so daß er mit seinen Unterthanen im offenen Kriege leben mußte. Die Zähringischen Geschichtschreiber melden, die Empörung sey aus Haß gegen des Herzogs gerechte Verwaltung ausgebrochen. Die Gegner behaupten, Berchtold habe die von ihren Vorfahren ererbten Freyheiten und Rechte empfindlicher angetastet, als daß sie es hätten ertragen können. Der Herzog besiegte die Empörer zwey Mahl. Um diese Zeit machte er die Orte Burgdorf und Moudon zu kleinen Städten. Doch suchte er einen noch günstigeren Platz, näher den Besitzungen seiner Feinde, und so gelegen, daß die Erbauung einer Stadt an diesem Orte seinen Anhängern keine Furcht einflößen konnte; dagegen aber den Feinden schädlich war. Ein kleiner Ort, Bern, lag bey der Burg Nideck auf

einer Halbinsel, um welche die Aare fließt. Die Ufer des pfeilschnell dahin strömenden Flusses sind aller Orten hoch und steil. An dem Platze, wo jetzt die Stadt steht, lag eine beträchtliche Viehweide, hinter ihr dichter Wald. Ringsum konnte man nur einige Meyerhöfe, selten ein Pfarrdorf erblicken. Feste Burgen der Herren schauten von nahen und fernen Bergen drohend herüber. Ungefähr einen Monath nachdem Berthold den Adel geschlagen hatte, ließ er Bern durch Cuno von Bubenberg mit Mauern umgeben. Cuno überschritt den Umfang, der ihm vorgeschrieben war, auch bald nach ihm wurden die Grenzen, die er der Stadt gegeben hatte, erweitert. Lange schien die Fortdauer der neuen Stadt ungewiß. Die Luft war rauh. Die Gegend nicht anziehend. Die Nähe der Feinde gefährlich. Hingegen erhob sich die Stadt dadurch, daß Berchtold sie als freye Reichsstadt unter den Schutz des Kaisers stellte, und von der Herrschaft seines eigenen Fürstenhauses unabhängig machte, ein Vortheil, dessen Freyburg und andre Städte entbehrten. Viel niederer Adel, der seine Freyheit liebte, und sie vereinzelt nicht finden konnte, sammelte sich in der Stadt, um durch brüderliche Vereinigung sein edelstes Gut zu bewahren (z. B. die Bubenberge, Mühlerern, Erlach.) Von Zürich und Freyburg im Breisgau brachten gute, adelgleiche Bürgergeschlechter bürgerlichen Sinn nach Bern (z. B. die Münzer, Stadler.) Viele Handwerker lokte der Gewinn. Auch aus den obern Thälern und von ganz Uechtland floß wegen der sichern Freyheit und des offenen bequemen Marktes viel Volk zusammen. Selbst die vergrößerte Stadt mochte die wachsende Menge nicht mehr fassen, und da zudem die Landeigenthümer es liebten, auf ihren Gütern zu wohnen, so erhielt Bern viele Ausbürger, die der Stadt eine besondere Kraft gaben. Bern war Anfangs nur von Holz gebaut. Der herrliche Münster noch schmucklos. Die Bürgerschaft nicht zahlreich; aber stark durch ihre Sitten, im Landbau und im Kriege erfahren. Bern hatte die gleichen

Gesetze, wie andere Städte der Zähringer; aber es übertraf alle andern an herzhaften, kraftvollen, würdigen Thaten, es war eine Eidsgenossenschaft unerschrockner Edler zu nennen. Verderben dem übermächtigen Adel! war seine Losung. Auf den Trümmern des zerstörten Glückes seiner Erbfeinde gelangte Bern zu einer bedeutenden Größe, die es mehr als sechs hundert Jahre behauptete, und als es erschlafft war, nur durch boshafte List und empörende Gewalt verlor.

Berchtold V. 1191 — 1218.

Bald nach dieser Stiftung gerieth Berchtold in eine Fehde mit dem Kaiserlichen Hause. Ehe sie noch beendigt war, wurde Herzog Conrad von Schwaben, des Kaisers Bruder, ermordet, und Kaiser Heinrich VI. starb bald nach seinem Bruder. Jetzt wollten viele Deutsche Fürsten, theils aus Haß gegen das Haus Hohenstaufen, welches damahls auf dem Throne saß, theils aus Achtung für das Haus Zähringen, dem Herzog Berchtold die Krone übertragen. Fünf auf einander folgende treffliche Fürsten hatten bey Vielen eine gute Meynung von diesem Regentenstamme erweckt, den Macht und Reichthum besonders geschickt zu machen schienen, das Kaiserliche Amt mit Würde zu behaupten. Obschon aber Berchtold sonst liebte, seine Macht auf jedem Wege, zuweilen sogar mit mehr Glück, als Lob zu vergrößern, so lehnte er doch diese gefährliche Ehre mit kluger Mäßigung ab, und begab sich eines Anspruches, den er selbst mit den Waffen in der Hand nicht wohl hätte behaupten können, weil der Unwille seiner Burgundischen Unterthanen ihn das Schlimmste befürchten ließ, und deutliche Beyspiele ihn lehrten, daß auf ihre Treue im Kriege nicht sehr zu zählen sey. Aber auch im glücklichsten Falle konnte Berchtold nur ein ohnmächtiger Kaiser werden, und er zog es vor, ein gewaltiger Herzog zu seyn. Für seine Thronentsagung empfing er von Philipp, des verstorbenen Kaisers Bruder, Ersatz, und lebte fortan mit dem

Kaiserlichen Hause im Frieden. Noch zwanzig Jahre lang verwaltete er seine Besitzungen mit Lob und Ruhm. Er war an Gold, Gewalt und Ansehen der mächtigste aller Reichsfürsten; ein liebevoller Vater der Städte und des Volkes; ein strenger Statthalter über seine Großen. Seine Waffen waren siegreich, obschon auch er durch die Untreue seines Heeres die Wandelbarkeit des Glückes erfuhr. Er war der Letzte seines Stammes, denn seine Söhne starben vor ihm an Gift. Er selbst den vierzehnten Februar 1218. Sieben und zwanzig Jahre nach Berns Stiftung endete Berchtold von Zähringen, der in Helvetien vor Allen gewaltig gewesen war zum Schirm und zum Unrecht. Er liegt mit Schild und Helm zu Freyburg im Breisgau begraben. Die Zähringischen Fürsten, die unserm Vaterlande so wohlthätig geworden sind, hielten die Parthey der Städte und des Volkes vielleicht nicht sowohl darum, weil sie die Freyheit liebten; als, weil sie mit Hülfe des Volkes und der Städte den mächtigen und feindselig gesinnten Adel zu unterdrücken wünschten, und da ihnen dieses beynahe gelungen war, erlosch das Haus in der schönsten Zeit seines unbefleckten Nachruhmes, ehe es durch Unterjochung der Städte und des Volkes seine unumschränkte Herrschaft über Helvetien vollenden konnte. Mit dem Zähringischen Stamme erlosch auch das Herzogthum in Helvetien, die Statthalterschaft über Burgund, und bald darauf endete ebenfalls die Kastvogtey über Zürich. Das Volk fühlte seine Würde immer besser, es begann die Vorzeit der vollendeten Freyheit.

Das Land nach dem Erlöschen der Zähringer. 1218. u. d. f.

Die Zähringer hatten einen immer noch mächtigen Adel hinterlassen, der, wenn auch nicht mehr so zahlreich, dafür im Einzelnen desto kräftiger war. Noch lange hören wir die Nahmen der Häuser Savoyen, Habsburg, Kyburg, Kapper-

schwyl, Welsch=Neuenburg, Tockenburg und anderer bald unter den Vertheidigern der Freyheit, doch mehr noch unter ihren Feinden und Anfechtern nennen. Neben dem Adel bestand ein nicht minder mächtiger Clerus. Die Bischöfe von Genf, Lausanne, Sitten, Basel, Chur, der Abt von St. Gallen waren Fürsten mit sehr bedeutender Macht. Das Ansehen des Clerus gerieth zwar ins Sinken, weil viele Glieder desselben die Würde ihres Standes vergaßen, und lieber ritterlichen Sinn, als die Tugenden der Priester bewiesen; weil andere sich toller Verschwendung hingaben, oder in unthätigem Müssiggange schwelgten, und nicht selten das Laster begünstigten und übten, während sich unter dem Volke die erste Morgenröthe der Aufklärung verbreitete, durch welche das Betragen des Clerus in ein gedoppelt häßliches Licht gesetzt wurde. Indessen bewirkte frommer Glaube noch immer häufige Vergabungen und Stiftungen; dagegen sehen wir aber auch manche Klöster durch den Adel befehdet, unter Schirmvogtey gezwungen und beraubt, ja, wir haben Beyspiele, daß das Landvolk in seinem Unwillen neu gestiftete Gotteshäuser zerstörte, weil es nicht gesonnen war, zum Schaden des Landes mehrere Sitze tyrannischen Druckes, weltlicher und lasterhafter Lüste aufkommen zu lassen. So tief war also der Clerus durch eigene Schuld in der öffentlichen Meynung gesunken, daß man ungescheut eine That wagte, vor der noch unlängst der Ruchloseste aus Furcht vor dem göttlichen Zorne und augenblicklich einbrechender Strafe zurückgebebt wäre. — Neben Adel und Clerus erhoben sich ferner blühende Städte. Die Bürger fingen an, durch Handel und Gewerbe, durch eigenthümliche Sitten, und eine ungezwungene Denkart, die sogar dem päbstlichen Banne trotzte, wohlhabend, frey, selbstständig, dem Adel und dem Clerus gleich zu werden. Vielleicht fehlten den Helvetischen Städten bloß ausgebreitete Bündnisse, um damahls schon entschiedene Ueberlegenheit zu erringen. — Was sich nicht zum Adel, zum Clerus, zu den Städten

zälte, war leibeigen oder sonst schwer gedrückt, eine meist unbeachtete Menge, die wenig in die Staatsverhältnisse eingriff, von den Gesetzen übel bedacht, durch nichts gegen heimliche und öffentliche Gewalt geschützt war, und erst von da an in Betrachtung gezogen wurde, als sie anfing, der eigenen Kraft zu vertrauen, und sich mit Glücke des Joches zu entledigen. — Auf diese Weise von Städten, von geistlichen und weltlichen Herren, von denen jeder in seiner Ohnmacht für sich allein bestehen, oder lieber noch auf Kosten der andern größer werden wollte, verstümmelt, kam Helvetien wieder unter die unmittelbare Herrschaft des Reiches, an dessen Spitze schwache Kaiser standen, oder solche, die sich um das Reich nicht bekümmern konnten, noch mochten, wie Friedrich II, der die ganze Kraft seines gewaltigen Geistes, mit der er das Heil von Deutschland hätte werden können, nutzlos nach andern Gegenden hinwirken ließ. Die mit Berchtold V. erloschenen Stellen eines Herzogs, Statthalters, Kastvogts wurden nicht wieder besetzt, obschon sie das einzige Mittel zur Erhaltung der Ordnung gewesen wären. Die Großen erreichten also ihren Wunsch, und sahen sich im Zustande einer völligen Unabhängigkeit. Geistliche und weltliche Herren, Fürsten und Städte blieben in Helvetien fortan ihrer eignen Klugheit und ihren eigenen Kräften überlassen. Jeder suchte seinen Vortheil durch Bündnisse zu erhalten, oder durch Waffengewalt zu vermehren. Die Schwächern fanden in dem Schutze der Großen eine gefährliche Zuflucht gegen andere Große, von denen sie gerade geängstigt wurden, und mancher büßte mit dem Verluste der Unabhängigkeit seine Lust an der allgemeinen Anarchie. Dennoch sproßte dem Lande Helvetien aus diesem grausen, blutigen Gewirre die goldene Saat der Freyheit hervor, welche dieses Land gewiß niemahls beglückt haben würde, wenn noch länger ein übermächtiges Herzogsgeschlecht nach einem wohlberechneten, fest verfolgten Plane auf die Unterdrückung Aller hätte hinarbeiten können.

Die Schwytzer 1114 — 1240.

Zu den Zeiten der Zähringischen Herrschaft wurde neben so vielen mächtigen Grafen, Bischöfen und wachsenden Bürgerschaften der Nahme der freyen Männer von Schwytz in einem Markenstreite mit Einsiedlen zum ersten Mahle genannt. Schon lange hatten diese Leute im Genusse eines stillen Glückes gelebt, Niemandem, als ihrem Gotte und dem Reiche unterthan. Man hatte sie bisdahin so wenig beobachtet, daß die Mönche von Einsiedlen dem Kaiser ihr Daseyn verhehlen konnten. Diesen Mönchen hatte Heinrich II. in allgemeinen Ausdrücken die umliegende Wüste vergabt. Der Abt begriff unter dem Nahmen der unbegränzten Wüste Alles, was ihm beliebte, auch die Weiden, Berge und Länder, welche die Schwytzer von ihren Vätern ererbt hatten. Allein Sie wollten ihr Eigenthum nicht lassen. Der Kaiser Heinrich V. durch die Ränke des Abtes verblendet, sprach 1114 ein Urtheil, das dem Abte günstig war. Die Landleute kehrten sich aber nicht an den Spruch des Kaisers, und behaupteten 1144 unter Conrad III. von Hohenstaufen ihr Recht mit solchem Nachdrucke, daß alle gegen sie gerichteten Bemühungen fruchtlos blieben, und selbst Acht und Bann nichts über sie vermochten. Durch ihre muthvolle Kraft erhielten sie sich im Besitze, den Friedrich II, ein gerechterer oder besser unterrichteter Kaiser, durch treue Anhänglichkeit bewogen, ihnen 1240 auf ewige Zeiten sicherte. Von diesen Schwytzern ist nachher alle Freyheit und Eidsgenossenschaft des alten Schweizer-Bundes ausgegangen, so wie sie auch in diesen Thälern zuletzt wieder erloschen ist.

Des ersten Hauptttheiles zweyte Unterabtheilung.

Die Vorzeit der vollendeten Freyheit.

1218 — 1308.

Erstes Capitel.

Die Zeiten Rudolfs von Habsburg.

1218 — 1291.

Theilung des Zähringischen Erbes. 1218. u. d. f.

Nachdem der letzte Zähringer bestattet war, nahmen verschiedene verwandte Fürsten das Erbe des erloschenen Stammes in Anspruch und Besitz. Zürich und Bern suchten durch die Gunst Kaiser Friedrichs II. ihre Reichsfreyheit zu bewahren. Es gelang ihnen, während Freyburg einem Herren anheim fiel. Der Bischof zu Lausanne verdammte den verstorbenen Berchtold V. zu ewigen Strafen, und gab aus eigener Willkühr seinem Hochstifte die Reichsunmittelbarkeit. Indessen verflossen mehr als zwanzig Jahre in unnützen, blutigen Fehden, bis alle die verschiedenen, sich durchkreuzenden Ansprüche auf das Zähringische Erbe auseinandergesetzt waren.

Savoyen 1218 — 1291.

Mehr und mehr wuchs nach dem Erlöschen des Zähringischen Stammes die Kühnheit und Macht, wodurch die Grafen von Savoyen dem südwestlichen Helvetien furchtbar wur-

den. Mit einem verunglückten Versuche gegen den Bischof von Sitten und das Land Wallis 1233, mit einer Gewaltthat gegen Lausanne 1240 fingen sie ihre Vergrößerungsplane an, und wenn schon diese ersten Regungen mißglückten, so brachten dennoch die Savoyer nach und nach fast alles Romanische Land, (die Waat), das nach Berchtolds von Zähringen Tode nur den Kaiser zum Oberherren hätte haben sollen, unter ihre Gewalt. Selbst die Schirmvogtey über Bern erwarben sie sich durch die großen Gefahren, welche die Feindschaft des Gesammthauses Habsburg über diese Stadt brachte, mehrere Mahle auf kurze Zeit. Trefflich kam den Grafen von Savoyen bey ihrer Lust, sich auszubreiten, die Verwirrung des Deutschen Reiches und der Verfall der alten Kaiserlichen Macht zu Statten.

Rudolf, Graf von Habsburg 1218 — 1264.

In demselben folgenreichen Jahre, als dem Lande mit dem Erlöschen der Zähringer ein herrliches Gestirn unterging, wurde Graf Rudolf von Habsburg gebohren, der sich bald als neue, glänzendere Sonne erhob. Die Habsburger waren ehmahls ein mächtiges Geschlecht gewesen; aber in einer unglücklichen Zerwürfniß mit Kaiser Otto verlor im Jahre 940 Guntram, einer ihrer Ahnen, ein mächtiger Graf im Elsaß, alle seine Lehen, so daß ihm nur sein angeerbtes Eigenthum bey Windisch im Aargau blieb. Guntram war aus dem hohen Adel der Elsassischen Herzoge entsprossen; aber sein Stamm fiel so sehr, daß er und seine Nachkommen, die sich Grafen von Altenburg nannten, Ungerechtigkeiten an armen hülflosen Bauern und an ohnmächtigen Landedeln nicht verschmähten. Und in der Folge der Zeiten stieg dasselbe Geschlecht unter dem Nahmen der Habsburger wieder so hoch, daß es die ersten Throne der Erde errang, und in seinem Reiche die Sonne nicht unterging. Aus diesem Hause stammte Graf Rudolf. Zu seinen Lebzeiten hatte dasselbe schon wieder eine

solche Höhe erreicht, daß es nach dem Tode der Zähringer mit Savoyen um die Herrschaft wetteiferte. Zwar Rudolf selbst erbte von seinem Vater Albrecht IV, als dieser 1240 auf einer Kreuzfahrt starb, nur einen mäßigen Theil an Land und Leuten. Die meisten Stammgüter waren in der Hand seines väterlichen Oheims, der mit fünf Söhnen zu Laufenburg hauste. Als Landgraf im Elsaß und Graf im Aargau besaß Rudolf wegen der alten Liebe zur Freyheit so geringe Gewalt, daß seine ganze Macht beynahe nur auf den Nahmen des Landesherren eingeschränkt war. In diese nicht sehr glänzende Lage kam Rudolf mit einem Geiste, der sich hier eingeengt fühlte, wodurch Rudolf angetrieben wurde, durch kriegrische Unternehmungen eine seinen Wünschen angemessenere Stellung zu suchen.

Als ein feuriger Jüngling von zwey und zwanzig Jahren trat Rudolf das väterliche Erbe an. Er war sehr groß von Statur, schlank von Gliedmaßen, seine Nase hatte einen starken Ausbug, den Haarwuchs verlor er frühe, Bläsſe überzog sein Antlitz, in seinen Zügen lag tiefer Ernst. Im Umgange und im Gespräche erweckte er durch zuvorkommende Freundlichkeit Zutrauen in den Herzen Aller. In jeder Lage, auch als die größten Geschäfte und Sorgen ihn drückten, blieb Rudolf munter, ruhig, und liebte den Scherz. Die zwanglose Einfalt und Offenheit eines wahrhaft großen Mannes war in seinen Sitten. Einfachheit übte er im ganzen Leben. Mäßig in Speise und Trank achtete er nicht viel auf köstliche Leckereyen, und eben so wenig hielt er auf prachtvolle Kleidung. Man weiß, daß er mit rohen Rüben seinen Hunger stillte, und sein Heer, das über Hunger klagte, lachend, ein Gleiches zu thun, anwies. Man weiß, daß er mit eigener Hand ein schlechtes, blaues Wamms flickte, welches er auf langen Zügen nach Art seiner Kriegsgefährten zu tragen pflegte. Gegen Geringere war er herablassend, und ertrug sogar Freyheiten, die man sich im Uebermaße gegen ihn herausgenommen hatte, ohne Zorn. Als Rudolf schon Kaiser war, über-

häufte ihn einst ein gemeines Bäckerweib zu Maynz, bey der er in geringer Kleidung eintrat, um sich zu wärmen, mit Schimpfworten, ja, da sie ihn für einen gemeinen Soldaten hielt, bespritzte sie ihn sogar mit Kohlenwasser. Dieß Weib bestrafte Rudolf nicht anders, als dadurch, daß sie gegen ihn, als er vom Glanze seiner Majestät umgeben war, eben dieselben Schimpfworte wiederhohlen mußte, die sie gegen den geringe scheinenden Unbekannten ausgestoßen hatte. — Ein ander Mahl begegnete Rudolf einem Bauer, der dem Kaiserlichen Wagenführer scherzhaft zuflüsterte: „Wo soll ich denn „hinweichen, da des Kaisers große Nase die ganze Straße „einnimmt?“ Der Kaiser der diesen groben Scherz hörte, schob seine wirklich große Nase auf die Seite, und rief sanft verweisend: „Hast du nun Platz?“ — Unter allen Umständen seines Lebens zeigte Rudolf Scharfsicht und, nachdem sich ein Mahl sein Jugendfeuer verloren hatte, oder durch Unfälle gemäßigt war, durchdringende Klugheit. In Kriegslisten war er besonders wohl geübt. Seine Geistesgegenwart verließ ihn nie. Nach seiner feyerlichen Krönung zu Aachen wollten sich die anwesenden Reichsfürsten, der alten Sitte gemäß, von dem neuen Kaiser mit ihren Ländern belehnen lassen. Zufällig war kein Scepter vorhanden. Man hielt dieß für eine unglückliche Vorbedeutung. Es entstand großes Bedenken, womit der Kaiser seine Belehnung vornehmen werde. Da trat Rudolf ins Mittel, ergriff ein Crucifix, und gebrauchte es statt des Scepters: „Denn, sagte er, ein Zeichen, durch „welches die Welt erlöset ist, mag wohl leichtlich die Stelle „eines Scepters vertreten!“ Diese Rede gefiel Allen wohl. Die Fürsten schwuren willig den Lehenseid. — Mit seinen übrigen Eigenschaften verband Rudolf auch eine ächte Frömmigkeit, und aufrichtige Achtung gegen die verdienstvollen Glieder des Clerus, wovon er in seinem ganzen Leben vielfältige Beweise gab; denn er hielt es für das Zeichen eines gottesfürchtigen Gemüthes, denen zu dienen, die des Herren Wort wür-

dig verkündigen. Es ist in vielen Jahrbüchern mit Ruhme verzeichnet, als Rudolf auf der Jagd bey einem angeschwollenen Bache einen armen Priester angetroffen, welcher eilte, einem Sterbenden das Sakrament zu bringen, und sich eben bereitete, den Bach zu durchwaten, habe der Graf dem Priester sein Pferd aufgedrungen unter vielen Aeußerungen seiner Gottesfurcht, von dem er Alles, was er habe, zu Lehen trage, auch nachher jenes Pferd nicht mehr angenommen, weil er unwerth sey, ein Pferd zu besteigen, das den Leichnam des Gesalbeten getragen habe. — Mit nicht minderem Ruhme erzählen Andere, wie Rudolf den Erzbischof Werner von Maynz, als dieser nach Rom reiste, mit ritterlicher Treue und Uneigennützigkeit durch die unsichere Schweiz hin und her geleitet. Auf der Reise lernte der Erzbischof Rudolfs große und einfache Tugenden kennen, beym Abschiede sprach er: „Er wünschte nur so lange zu leben, bis er ihm diesen „Ritterdienst einiger Maßen vergolten habe.“ Dazu kam ihm später die Gelegenheit; denn Er war es, der vorzüglich Rudolfs Erhebung auf den Kaiserthron bewirkte. — In dem Meldungsschreiben, welches nach jeder Kaiserwahl an den Pabst zu ergehen pflegte, faßt der Erzbischof von Cölln sein Urtheil über Rudolfen in folgende Worte zusammen: „Daß „er ein Verehrer der Kirche, ein Liebhaber der Gerechtigkeit, „ein Mann von guten Rathschlägen und wahrer Frömmig„keit sey; bey Gott und Menschen beliebt, von einnehmen„der Gesichtsbildung, am Körper abgehärtet, im Kriege gegen „die Treulosen, (Ungläubigen) glücklich.“

Voll Ungeduld nach größerem Glücke verschmähte Rudolf Anfangs die langsamen Wege vorsichtiger Klugheit, und betrat als ein jugendlich unbesonnener Feuerkopf seine Laufbahn. Durch diesen allzu großen Eifer hat er sich mehr aufgehalten, als gefördert. Noch ehe er das vierzigste Jahr erreicht hatte, wurde er den väterlichen Verwandten tödtlich verhaßt, von der Mutter Bruder enterbt, von der Kirche zwey Mahle ge-

bannt. — Unter dem Vorwande einiger Uebervortheilung befehdete er zuerst, doch mit schlechtem Erfolge, seinen Vatersbruder, den Grafen von Laufenburg. Zum Lohne seiner That mußte Rudolf 1242 sein eigenes Gebiethe verheert sehen. — Durch das Mißlingen dieses Unternehmens nicht abgeschreckt, beleidigte er 1243 auch seinen mütterlichen Oheim, den reichen Grafen Hartmann von Kiburg den Aeltern, so sehr, daß dieser eilte, Rudolfen im Jahre 1244, durch eine ewige unwiederrufliche Vergabung der Kiburgischen Güter an das Hochstift Straßburg für seinen Uebermuth zu bestrafen. — Als Anhänger seines Pathen, des Kaisers Friedrich II., kam Rudolf 1249 mit der ganzen Parthey der Gibellinen in den Bann. — Kaum davon befreyt, verbrannte er 1254 in einer Vorstadt von Basel ein Kloster. Da traf ihn abermals und unerbittlich der Bannstrahl des Pabstes Innozenz IV. — Hievon reinigte sich Rudolf 1255 durch eine Kreuzfahrt unter König Ottokar von Böhmen gegen die ungläubigen Preußen. Nachdem ihn solche Widerwärtigkeiten klug gemacht hatten, lernte er seine Leidenschaften bezähmen, und dadurch verbesserte sich seine ungünstige Lage. Zum großen Zeugnisse für feurige Jünglinge, daß sie die Kraft, die in ihnen wohnt, aus Verdruß aber die Fehltritte eines jugendlichen Alters nicht erschlaffen lassen; sondern mit unerschütterlicher Hoffnung auf bessere Zeiten anstrengen.

Nach seiner Zurückkunft aus dem Preußischen Feldzuge versöhnte sich Rudolf mit den Grafen von Laufenburg und Kiburg. Dann versuchte er in Güte und durch viele Dienste von dem Bischofe von Straßburg die Rückgabe des Kiburgischen Schenkungsbriefes zu erhalten. Als die Güte nichts fruchten wollte, griff Rudolf zum Schwerte, und fehdete mit Hülfe der Schwytzer, die ihn 1257 zum Schirmvogte gewählt hatten, der Zürcher und vieler Ritter, deren Liebe er sich erworben, den Bischof, so daß sich dieser gezwungen sah, die Vergabungsurkunde zurückzustellen. — Im Jahre 1263 starb

Graf Hartmann von Kiburg der Jüngere. Freyburg im Uechtlande, Burgdorf, Thun und andere große Güter gehörten ihm. Er hinterließ sie tief verschuldet zwey hülflosen Töchtern, die in Gefahr waren, durch die Härte der Gläubiger Alles zu verlieren. Rudolf nahm sich der Verlassenen an, und löste zugleich einen Theil der Güter an sich. — Ein Jahr später 1264 empörte sich die Stadt Winterthur gegen den Grafen Hartmann den Aeltern auf Kiburg. Er rief Rudolfen zu Hülfe. Dieser eilte, dem Rufe Folge zu leisten. Auf dem Wege treffen ihn die Bothen mit der Nachricht von Hartmanns Tode. So war Rudolf Graf zu Kiburg, Landgraf im Thurgau geworden. Baden, Gaster gehörten durch denselben Todesfall ihm. Die Edlen, die Stadt, die Klöster des verstorbenen Grafen leisteten die Huldigung unverweigert. Der Stadt Winterthur verzieh Rudolf, vergnügt, daß ein einziger Tag die Herrschaft seines Hauses besser als lange, verflossene Zeiten gegründet hatte.

Das Interregnum. 1254 — 1273.

Zu der Zeit, als Rudolf in den Besitz seines väterlichen Erbes gekommen war, herrschte in Deutschland Friedrich II. aus dem mächtigen Hause der Hohenstaufen. Dieser, ein Geist hoch über sein Zeitalter erhaben, wagte es, der Macht der Päbste zu widerstehen, und suchte, den Stolz der Nachfolger Petri zu demüthigen. Daher verfloß sein Leben in beständigen Kämpfen gegen Italien, gegen den Pabst und die Gegenkaiser, die dieser in Deutschland aufzustellen wußte. Von solchen Geschäften und Sorgen befangen, konnte und mochte Friederich seinem Reiche nur wenige Fürsorge schenken, und es entstand die größte Unordnung in Deutschland, wie in Italien. Das Kaiserliche Ansehen sank zum Nichts herab, weil Friederich, der als Europas größter Ketzer galt, die öffentliche Meynung gegen sich und seine beßten Entwürfe hatte. „Als Friederich, sagt uns ein alter Geschichtschreiber,

„vollends im Banne war, da frohlockten die Räuber, und „freuten sich über die dargebothene Beute. Die Pflugscharen „wurden in Schwerter und die Sensen in Lanzen umgewan„delt. Keiner war, der nicht Stahl und Stein bey sich „trug, um sogleich Feuer und Brand stiften zu können.“ — Friederich starb 1250; aber sein Tod stellte die Ruhe nicht her, denn eine Parthey hing dem Gegenkaiser Wilhelm, Grafen von Holland, an, eine andere Parthey wählte Friederichs Sohn, Conrad IV. Im Jahre 1254 stirbt auch dieser letzte Deutsche König aus dem Hause der Hohenstaufen, und 1268 beschließt sein Sohn Conradin, der einzige noch übrige Sprößling dieses Geschlechtes, in seinem eigenen Königreiche Neapel sein junges Leben auf dem Blutgerüste, und vollendet den Untergang seines einst so mächtigen Stammes. — Einige Jahre länger, als Conrad IV. lebt Kaiser Wilhelm, doch in so geringem Ansehen, daß zu Utrecht ein Bürger ungestraft mit einem Steine nach ihm warf, und ein Edelmann ebenso ungestraft die kaiserliche Gemahlinn auf offener Landstraße beraubte. In einem Winterzuge gegen die Friesen findet Wilhelm 1264 unter dem brechenden Eise eines Sumpfes einen elenden Tod, durch den die Verwirrung aller Dinge in Deutschland noch höher, als zuvor steigt, weil Deutschland von da an lange Zeit ohne Oberhaupt bleibt. — In diesen Zeiten, die man das Interregnum, (Zwischenreich), nennt, gewinnen aus Mangel der vormahligen Aufsicht Unrecht und Gewalt auf furchtbare Weise die Oberhand. Das Reich gleicht einer verlassenen Herde, die, ihres Hirten beraubt, den Anfällen reißender Thiere und lauernder Diebe Preis gegeben ist. Das körperliche Recht der Stärkern, Faustrecht genannt, wird das allein gültige, und die Zweytracht zerreißt alle Bande alter Sitte und Ordnung. Schrecklich sind die Wunden, die dem Reiche geschlagen werden. Die größern Fürsten machen sich vom Reichsverbande los, führen Kriege unter sich selbst, und kümmern sich nicht darum, einen Kaiser zu wählen. Die-

Schlösser der Edlen, die man auf jeder Anhöhe findet, sind ebenso viele Raubnester. Straßenraub wird für ein Ritterspiel, einen adelichen Erwerbszweig, eine unschuldige Ergötzlichkeit genommen. Aus jedem Schlupfwinkel stürzt dem Reisenden eine bewaffnete Rotte entgegen, um ihn zu besteuern, oder ihm lieber seine ganze Habe zu nehmen, und glücklich für ihn, wenn er an manchen Orten noch Leben und Freyheit rettet. Kein Deutscher Fürst wünscht, nach Wilhelms Tode die Krone auf sein Haupt zu setzen. Keiner besitzt Klugheit, Kriegskunst, Macht und allgemeines Vertrauen in so hohem Grade, daß er den Thron der großen Kaiser einnehmen könnte, deren letzter Friederich gewesen ist. Selbst die Meynung von der Hoheit und Ehre des Kaiserthumes ist so gesunken, daß jeder diese Krone verachtet, oder fürchtet. Jeder will lieber die Unordnung benutzen, um durch Unterdrückung von Schwächern sich selbst eigennützig zu vergrößern, als Etwas für das allgemeine Wohl thun. Keiner mag die schwere Pflicht auf sich nehmen, in den verwilderten Deutschen Landen Ruhe und Ordnung herzustellen, und mit Selbstentsagung seine Kräfte dem Wohle des Vaterlandes zu weihen. — Weil kein Eingebohrner die Krone begehrt, so kommt man endlich, fast nothgedrungen, auf den Gedanken, einen fremden Kaiser zu wählen. Die Wahl wird streitig. Die einen wählen den Englischen Grafen Richard von Cornwallis, die andern den König Alphons den Weisen von Castilien. Beyde Fürsten versprechen, und senden für die Wahl bedeutende Summen; aber Alphons kommt nie nach Deutschland. Dagegen langt Richard mit zwey und dreyßig achtspännigen Geldwagen an. Seine goldenen Waffen erobern ihm aller Herzen. Alphons wird vergessen, und 1257 wird Richard von Cornwallis zu Aachen feyerlich zum Könige gekrönt; aber seine Wagen werden leer, die Liebe zu ihm nimmt ab, und er kehrt, von Deutschen Großen begleitet, nach England zurück, entweder um neue Geldvorräthe zu hohlen, oder um in seinem Vater-

lande mit der theuer erkauften Würde zu prunken. Allein der Englische Nationalstolz kennt in Richard nur den Englischen Bürger und nicht den Deutschen Kaiser. Seine Begleiter, darüber mißvergnügt, kehren in ihr Vaterland zurück. Seit dieser Zeit kommt Richard noch drey Mahl; aber nur für kurze Augenblicke in sein Reich, das er seinem eigenen Glücke überläßt, und dieses ist durch einen solchen Kaiser um Nichts gebessert. Bey Verhältnissen dieser Art mußte wohl die Unordnung von Tage zu Tage größer, die Unruhe und Unsicherheit bedeutender, die Gewaltthaten zahlreicher werden, so daß große und kleine Fürsten und Grafen, Prälaten, Ritter und Städte in beständiger, verderbender Fehde mit einander lebten; daß der Stärkere über den Schwächeren herfiel, ihn zu unterjochen, und daß die friedlichen und ruheliebenden Menschen von ganzer Seele nach einem Kaiser seufzten, der ihr Schutz und Schirm und den Bösen ein mächtiger Kappzaum seyn würde.

Erster Bund der drey Länder mit Zürich. 1250.

Kurz vor dieser bedenklichen Zeit, in welcher auch Helvetien als Theil des Deutschen Reiches jeder Gewalt und jedem Unrechte hingegeben war, schlossen die drey Länder Uri, Schwytz und Unterwalden mit Zürich auf drey Jahre den ersten Bund zu gegenseitigem Schutz und Schirm und Abwendung der Ungerechtigkeit und Uebermacht.

Rudolfs System während der Interregnums. 1254 — 1273.

Dem Grafen Rudolf wäre es ein Leichtes gewesen, in Verbindung mit dem übrigen Adel zur Unterdrückung der Städte und Länder Helvetiens mitzuwirken; allein er besaß die Klugheit, aus allen Umständen, unter denen er lebte, den beßten Nutzen zu ziehen, und zog es vor, die Bürger und Landleute gegen die Gewalt der Großen und der wilden

Raubritter zu schirmen. Als Kriegshauptmann der Städte und Länder schwächte er ohne große eigene Aufopferung durch die Schätze und Waffen der Bürger jeden seiner adelichen Nebenbuhler, unter denen ihm Viele an Geburt und Macht gleich, Viele überlegen waren. Die Reichsstädte und freyen Länder in Helvetien, die ohne Rudolf keinen Schirm gegen Gewaltthaten fanden, warfen sich ihm unbedingt in die Arme. Die Bürger, durch Gesetze und Stadtrechte mehr, als die Vasallen des Adels an Folgsamkeit und Ordnung gewöhnt, fesselten durch Mannszucht, die in den Kriegen Hauptsache ist, den Sieg an Rudolfs Paniere. Ihr Fleiß und Handel verschaffte ihm die Mittel, Kriege, in welchen der Adel allmählich verarmte, unbeschadet in die Länge zu ziehen, und durch Zögern die Oberhand zu gewinnen. Und weil Rudolf auch gegen den Niedrigsten leutselig war und blieb, und alle Fürstentugenden ihn zierten, so gewann ihm sein Glück, das ihn nie verließ, Zutrauen, Liebe und das Herz alles Volkes, während Andere bey gleichem Glücke nur Neid und Furcht erweckt haben würden.

Schirmvogtey über die Schwytzer. 1257.

Schon 1210 hatte Rudolfs Großvater seinem Hause die Reichsvogtey über die drey Länder Uri, Schwytz, Unterwalden erworben. Diese Vogtey blieb damahls dem freyen Volke stets sehr lästig, und nur ungerne fügten sie sich dem Gebothe der eisernen Nothwendigkeit. Endlich konnten sie sich 1240 der verhaßten Last entledigen. In den Italiänischen Kriegen Kaiser Friederichs II. hatten ihm die Waldstätte mit auserlesener Mannschaft trefflich und unerschütterlich treu gedient. Selbst der Bann, der so Viele schreckte, vermochte ihre furchtlose Anhänglichkeit nicht wankend zu machen. Dafür hob Friederich zum Zeichen seiner Gunst die Habsburgische Reichsvogtey auf, und gab, wie wir oben sahen, jedem Thale eine Urkunde der Freyheit, daß die Schwytzer für ewige Zeiten frey-

willig den unmittelbaren Schutz des Kaisers erwählt haben. Als aber das hauptlose Römische Reich in den Jahren des Interregnums ein Schauplatz der Unruhe wurde, und Alles Preis gegeben war, was ein jeder mit Gewalt und Raub an sich bringen konnte, so erneuerten die Länder 1257 freywillig die erloschene Reichswürde, um an dem allgemein beliebten Rudolf von Habsburg einen mächtigen Freund und tapferen Anführer zu haben.

Hauptmannschaft über Zürich. 1265.

Diese Stadt litt damals nicht wenig unter dem Drucke der Zeit. Theils war die Sicherheit ihres Handels zerstört, theils sah sie sich von den Burgen und Ländern mächtiger Großen so enge umschlossen, daß sie beständig zittern mußte, durch einen feindlichen Anfall die Freyheit zu verlieren. Die Stadt wollte sich gegen dieses Unglück dadurch sichern, daß sie sich nach damahliger Sitte unter dem benachbarten Adel einen Schirmherren und Anführer erwählte.. Es schien dieß um so nöthiger, weil wegen der Kiburgischen Erbschaft eine dumpfe Gährung das ganze Land erfüllte, und ein verheerender Krieg zwischen Rudolf, der das ganze Erbe an sich gezogen hatte, und andern, den erloschenen Kiburgern ebenso nahe, als er verwandten Herren auszubrechen drohte. Unter diesen Gegnern Rudolfs bemerken wir die Freyherren von Regensberg. Rings um Zürich herum lagen die großen Besitzungen dieses mächtigen Hauses, welche bis weit über den Rhein hinaus, an der Limmath, am Zürich-See, im Rheinthale und bis nach Unterwalden zerstreut waren. Zwey Brüder, Lüthold auf Alt- und Ulrich auf Neu-Regensberg, hatten diese reichen Besitzungen getheilt. Zu Lüthold auf Alt-Regensberg, der durch seine Burgen Wulp, Balderen, Uetliburg, Glanzenberg, der Stadt am nächsten war, und die Sicherheit ihres Handels und ihrer Freyheit am kräftigsten schirmen, oder gefährden konnte, schickten die Zürcher sechs

Ritter und sechs Bürger, mit der Bitte, die Freyheiten und Rechte der Stadt zu schützen, bis das Reich wieder einen Oberherren und Ruhe gewinne. Allein der Freyherr, ein stolzer und herrschsüchtiger Mann, der schon lange gegen Zürich verderbliche Plane gehegt hatte, und jetzt, wie es schien, seinem Ziele nahe stand, antwortete höhnisch und verächtlich: „Zürich ist von meinen Herrschaften, wie ein Fischlein vom Netze, umgeben, Euer Schirmherr mag ich nicht „seyn, unterwerfet Euch mir, ich will Euch gnädig regieren.“ Die Stadt erschrack. Hierauf sandte man zu dem Gegner der Regensberger, dem Grafen Rudolf von Habsburg, der die Hauptmannschaft erfreut annahm. Schnell erschien er in der Stadt, wo man ihm in kriegerischen Dingen unbedingten Gehorsam schwur, und hinwiederum von ihm den Eid empfing, daß er die Stadt als Bundesgenossinn bey ihren Freyheiten lassen und schirmen, und sie nicht zur Herrschaftsstadt herabwürdigen wolle.

Fehde mit Regensberg. 1266.

Diese Verbindung erregte bey den Regensbergern und ihren Freunden die äußerste Besorgniß, füllte das Maß ihrer Bitterkeit gegen Rudolf, und ward der Anlaß zum Kriege. Die Fehden ergingen. Die Burgen wurden verwahrt. Der Freyherr, der mit vielen mächtigen Grafen verbündet war, übte die ersten Thätlichkeiten, und brannte die Vorstädte Zürichs nieder. Rudolf, der diesen Unfall vernahm, und noch größere Gefahr besorgte, wollte den Zürchern zu Hülfe eilen. Die Regensberger, davon benachrichtigt, waren Willens, dem Grafen entgegen zu gehen, und ihn wo möglich aufzuheben; allein Lütholds Hofnarr entdeckte durch wirkliche oder verstellte Einfalt das hinterlistige Spiel, so daß der gewarnte Rudolf mehr Streiter zusammenziehen, und die Zürcher auffordern konnte, dem Feinde bey seinem Anzuge in den Rücken zu fallen. Die Regensberger, die an dem Gelingen ihres An-

schlages nicht zweifelten, sahen sich unvermuthet von zwey Seiten angefallen, und wurden mit großem Verluste geschlagen. Hierauf entschlossen sie sich, den Krieg in die Länge zu ziehen, und die Zürcher aus ihren wohlbefestigten Schlössern mit unaufhörlichen Neckereyen zu ermüden. Auch diesen klugen Plan wußte Rudolf zu vereiteln. Nach nicht gar langer Zeit erhielt Lüthold die Nachricht, Rudolf rüste sich, diese oder jene Burg zu überfallen. Der Freyherr eilte, den bedrohten Ort mit Speise, Mannschaft, Waffen zu versehen, bis er nach einiger Zeit merkte, daß Mühe und Aufwand vergebens gewesen sey, weil Rudolf sich verstellt habe. Diese List wiederhohlte Rudolf mehrere Mahle, und der Freyherr durfte es nicht wagen, seine bedrohten Burgen unbewehrt zu lassen; allein durch diesen unnöthigen Aufwand verschuldete und verarmte Lüthold. Bald mußte er Städte und Herrschaften verkaufen und verpfänden. Die Bundesgenossen, die ihm Anfangs beygestanden hatten, ermüdeten, traten vom Kampfplatze zurück, und dem verlassenen Freyherrn fiel die Fortsetzung der Fehde immer schwerer. Nachdem Rudolf ohne eigenen Verlurst und Gefahr dem Feinde mehrere Mahle großen Schaden zugefügt hatte, überfiel und zerstörte er unversehens das Schloß Wulp bey Küßnacht am Zürich-See. Da zog Lüthold, durch den Krieg schon aufs Aeußerste gebracht, mit letzter Anstrengung aller seiner Kräfte in den Burgen um Zürich und an der Limmath so viel Mannschaft zusammen, und befestigte dieselben so stark, daß ihre Einnahme bey der geringen Belagerungskunst jener Zeiten ganz unmöglich schien.

Zerstörung von Utznaburg. 1267.

Rudolf beschloß nun, sich gegen Utznaburg, eine Feste der mit Lüthold verbündeten Grafen von Tockenburg, welche oben am Zürich-See den Handelsweg unsicher machte, zu wenden. Lange und fruchtlos belagerte er die Burg, und wollte schon wieder abziehen, indem er die Grafen sehr lobte,

daß sie ihre Feste so gut verwahrt hätten. Da warf ein muthwilliger Krieger mit höhnischen Worten lebendige Fische über die Mauern der Burg herunter. Dieß wurde der Anlaß ihrer Zerstörung, denn Rudolf merkte, daß die Burg einen heimlichen Ausgang haben müsse. Diesem ließ er nachspüren, und nachdem er ihn entdeckt hatte, wurde die Burg des Nachts überfallen. Die Besatzung konnte noch zu rechter Zeit ihr Leben retten. Die Feste wurde von den Zürchern gebrochen.

Zerstörung von Balderen. 1268.

Im Jahre 1268 griff Rudolf Lütholds eigene Festungen rings um Zürich an, aus denen die Stadt täglich so sehr geneckt wurde, daß man außer den Thoren keine Sicherheit mehr hatte. Rudolfs erster Plan ging gegen Balderen, welches so fest und wohlgerüstet war, daß Gewalt unmöglich, List allein wirksam schien. Fünf und dreyßig Reiter, von denen jeder einen Fußknecht hinter sich auf dem Pferde hatte, ritten eines Abends zu Zürichs Thoren heraus, und versteckten sich unter dem Schutze der Nacht im Gesträuche des Albis-Berges. Die Fußgänger schlichen sich behutsam dem Schlosse so nahe, als möglich, und hielten sich dann stille. Am folgenden Morgen zeigten sich die Zürcherschen Reiter, umschweiften kühn die Burg, und höhnten die Feigheit der Besatzung. Diese, die für die wenigen Reiter nirgends eine Unterstützung bemerkte, verließ kampflustig ihre Feste, voll fröhlicher Hoffnung hier leichte und gute Beute zu machen. Als die Zürcherschen Reiter sich verfolgt sahen, flohen sie mit verstellter Furcht ins Thal. Die Besatzung mit Siegsgeschrey ihnen nach. Diesen Augenblick erlauschten die versteckten Fußknechte der Zürcher, eilten der verlassenen Burg zu, fanden das Thor offen, drangen hinein, und setzten Balderen in Flammen. Mit Schrecken sieht die Besatzung die List und ihr

Unglück. Entmuthigt entflieht sie unter lauten Verwünschungen zu Lüthold.

Zerstörung von Uetliburg. 1268.

Auf der Uetliburg, der stärksten seiner Festungen, Zürich am nächsten, von der man Stadt und Umgegend so wohl überschaute, daß sich Niemand unbemerkt nähern konnte, hauste meist Freyherr Lüthold selbst. Täglich ritt er mit zwölf weißen Pferden und zwölf weißen Hunden in die Ebene auf die Jagd oder zum Raube. Solche Pferde und Hunde kaufte sich Rudolf in gleicher Zahl, und versteckte sich des Nachts mit ihnen in der Nähe der Burg. Einiges Fußvolk hatte er an demselben Orte aufgestellt, sonst mit absichtlichem Geräusche alle seine Krieger aus der Gegend hinweggezogen. Am frühen Morgen ritt Lüthold mit seinen Pferden und Hunden aus der Burg, um auf die Zürcher zu streifen, und weil er, durch Rudolfs Anstalten getäuscht, die feindliche Kriegsmacht ferne glaubte, so wagte er sich weit ins Thal. Als Lüthold weit genug entfernt schien, so sprengte plötzlich Graf Rudolf, als wär' er der Freyherr, mit seinen Pferden und Hunden der Burg zu. Hinter ihm her, in eiliger Hast, Zürcherisches Fußvolk. Die Burgleute, die ihren Herrn verfolgt, und in großer Gefahr glaubten, öffneten schleunigst zu seiner Rettung die Thore; allein unter dem Thore setzten sich die heransprengenden Reiter, und hielten es mit Gewalt offen, bis das Fußvolk hinzu kam. Zu spät erkannte die Besatzung in den Reitern verkleidete Feinde. Sie wurde überwältigt, die Burg eingenommen und zerstört.

Zerstörung von Glanzenberg. 1268.

Lüthold besaß nichts mehr, als seine Stammburg Altregensberg und Städtchen und Schloß Glanzenberg an der Limmath. Aus diesem Städtchen wurden die vorbeyfahrenden Handelsschiffe der Zürcher oft beschädigt. Auf Rudolfs Rath

rüsten die Zürcher zwey große Schiffe mit Kisten und Fässern, als ob sie nach Basel fahren wollten. In die Kisten und Fässer werden statt der Waaren bewaffnete Krieger versteckt, und die Schiffe fahren ab. Etwas früher war Rudolf mit einiger Mannschaft zu Lande gegen Glanzenberg abgegangen, und erwartete in einem Eichwalde nahe bey dem Städtchen die Ankunft der Schiffe. Diese fahren Glanzenberg vorbey, und werden mit Pfeilen beschossen. Ein wenig unten am Städtchen, vom Gehölze verborgen, landen sie, und die Krieger ordnen sich. Dann erheben die Zürcher ein heftiges Geschrey, als hätten sie Schiffbruch gelitten, und werfen Kisten und Fässer und allerley unnützes Zeug ins Wasser. Bald wird das schwimmende Zeug von Glanzenberg aus wieder erblickt, und das Hülfsgeschrey vernommen. Die im Städtchen ahnden keine List, sie eilen heraus, die Schiffbrüchigen zu fangen und zu tödten, und die Waaren zu haschen. Zu ihrer Verwunderung finden sie statt der Beute gerüstete Zürcher. Es erhebt sich ein Gefechte, und der Lärm desselben zieht immer mehr Leute herbey, bis Schloß und Städtchen von Vertheidigern ganz entblößt sind. Darauf hatte Rudolf gewartet. Kaum verrathen ihm Lärm und Geschrey was vorgehe, so bricht er mit seiner Schar im Rücken der Glanzenberger hervor, wirft sich auf das Städtchen, und in Einem Augenblicke stehen Schloß und Städtchen in Flammen. Grauen ergreift die Glanzenberger bey diesem Anblicke. Sie fliehen schreckenvoll. Schloß und Städtchen sind bis auf die letzte Spur untergegangen.

Friede. 1268.

Endlich vermittelte Ulrich auf Neu-Regensberg, daß Rudolf und die Zürcher seinen Bruder nicht ganz verdarben. Lüthold selbst mußte nach Zürich kommen, um Frieden zu bitten. Der größere Theil seiner Herrschaften wurde der Stadt abgetreten, unter deren Schutz sich beyde Freyherren

begaben. Ja, mit dem gesunkenen Lüthold, der einst zu stolz gewesen war, der Zürcher Hauptmann zu werden, der gelüstet hatte ihr Herr zu seyn, war es so weit gekommen, daß er sich erfreuen mußte, in der verachteten Stadt Ruhe und das Bürgerrecht zu erlangen. Von ihr empfing er für die abgetretenen Besitzungen lebenslang ein Leibgedinge, und starb endlich, ein warnendes Beyspiel der Eitelkeit menschlicher Größe und der Verderblichkeit thörichten Stolzes. Durch diese Fehde hatte Zürich den ersten Grundstein zu seiner künftigen Macht und Größe gelegt, und Rudolf hatte durch den hier erworbenen Ruf der Tapferkeit, Kriegskunst und Weisheit nicht wenig zu seiner nachherigen Erhöhung beygetragen.

Rudolf als Kaiser.

Ehe noch der Krieg mit Lüthold zu Ende gegangen war, gerieth Rudolf in eine zweyte Fehde mit dem Abte zu St. Gallen, und bald darauf in eine dritte mit Bischof und Stadt Basel. Die mit St. Gallen endigte er gütlich. Ohne Geleit wagte er sich nach Wyl zu dem Abte, trat mitten unter seine versammelten Feinde, nahm durch die Hoheit seines Gemüthes, durch den Zauber seiner Rede Jedermann für sich ein, und stiftete Frieden und Bündniß. Ernstlicher betrieb er die Fehde gegen Basel. Ein von dem Bischofe mit Gelde erkaufter Friede beschwichtigte die feindseligen Gemüther nur für kurze Zeit, denn bald brach die Fehde zum zweyten Mahle los. Rudolf lagerte sich mit aller Macht vor der Stadt. Von beyden Seiten wurde der Krieg mit Erbitterung, ja mit Grausamkeit geführt. Als Rudolf noch vor Basel lag, brachte ihm sein Schwestersohn Friedrich von Hohenzollern, Burggraf zu Nürnberg, und bald nach diesem der Reichs-Erbmarschall Heinrich Graf von Pappenheim, die Nachricht, daß er auf den Deutschen Kaiserthron erhoben worden sey. Die Deutschen Fürsten, der Anarchie müde, und vom Pabste bedroht, hatten sich endlich 1273 auf einem Reichstage zu Frankfurt am Maine

vereinigen können, einen Kaiser zu wählen, der nach aller Sinne wäre. Er sollte stark und weise seyn, um das Kaiserliche Ansehen herzustellen, und doch nicht so mächtig, daß der Ehrgeiz der Fürsten oder die Freyheit des Reiches durch ihn hätte in Gefahr kommen können. Das Schicksal lenkte die Wahl glücklich zu des Reiches Besten auf den von dem Erzbischofe von Maynz aus Dankbarkeit vorgeschlagenen Grafen von Habsburg. Diese ausgezeichnete Ehre war Rudolf darum geworden, weil er sich durch seine Thaten in gleichem Maße die Achtung der Großen und die Liebe des Volkes erworben hatte. Er selbst sowohl, als seine Freunde und Feinde erstaunten über diese unerwartete Wendung seines Schicksales. Die belagerte Stadt Basel verzagte. Der Bischof, vor Grimm und Schrecken fast besinnungslos, rief: „Nun „setze dich fest auf deinem Throne lieber Herre Gott, sonst „stößt dich dieser Rudolf auch herab!“ Doch Rudolf hatte so viel Edelmuth, seine neue Macht nicht zu mißbrauchen, versicherte die Stadt, der Kaiser habe alle Beleidigungen vergessen, die man dem Grafen von Habsburg angethan, und both Friede an. Basel öffnete seine Thore, und war die Erste, den neuen Kaiser feyerlich zu begrüßen. Achtzehn Jahre besaß nun Rudolf seinen Thron. Er behauptete sein Ansehen mit unerwartetem Nachdrucke. Er half dem Landfrieden wieder auf, brach die Burgen der Raubritter, schaffte das Faustrecht ab, und wo ein Friedensstörer war, so strafte er ihn nach der Strenge der Gesetze. Auch adeliche Verbrecher verurtheilte er zu schmählichem Tode. Doch wagte er sich nicht bloß an die kleinen Räuber und Ruhestörer, sondern auch große Fürsten, die des Kaisers Ansehen mit Heeresmacht widerstanden, wies er mit Kraft in die Schranken des Gehorsams zurück. Ein König Ottokar von Böhmen, ein Graf Eberhard von Würtemberg und Andere lernten ihre Widersetzlichkeit gegen Rudolf bereuen; denn er bewies auch als Kaiser an der Spitze seines Heeres die alten Vorzüge, dieselbe Weisheit,

dieselbe Tapferkeit, dieselbe Verachtung der Gefahr und des Todes, die er gezeigt, als er noch keine Krone zu verlieren hatte. — Mit gleichem Eifer, wie für die öffentliche Ruhe, sorgte er auch für das bürgerliche Recht. Er reiste, wie einst Carl der Große, in seinem weiten Reiche umher, um jedem ohne Ansehen der Person Recht zu sprechen, daher man ihn „das lebendige Gesetz“ nannte. Als Beweis seiner Rechtsliebe können einige Worte aus einem Schreiben dienen, welches er an die, welche Zölle hielten, ergehen ließ: „Das Ge„schrey der Armuth ist zu meinen Ohren gekommen. Die „Reisenden zwingt ihr zu Auflagen, die sie nicht bezahlen „sollten, zu Lasten, die sie nicht ertragen können. Haltet „eure Hände rein von ungerechtem Gute, und nehmet nur, „was euch gebührt; denn wisset, daß ich für Frieden und „Recht alle Sorgfalt und Macht anwenden werde, weil jene „des Himmels köstlichste Gaben sind!“ — Da, wo Rudolf keine Vergehungen zu bestrafen fand, regierte er mit ernster Sanftmuth, als ein Vater seines Volkes. Er war gefürchtet, und doch wegen seiner Milde und Güte geliebt. Im Umgange zeigte er dieselbe Leutseligkeit und Verachtung unnützen Gepränges, wie vorher, als er noch oft in einem Dorfe bey Basel einen wohlhabenden Gerber besuchte, und sich an dessen häuslichem Glücke erfreute. Seinen Wachen, die einem armen Manne den Zutritt zu ihm verweigert hatten, sagte er: „Wie, bin ich denn Kaiser geworden, um mich vor meinen „Unterthanen einzuschließen?“ — Seine alten Freunde vergaß Rudolf auch auf dem Throne nicht, und behandelte auf dem höchsten Gipfel menschlicher Ehre diejenigen mit Wohlwollen, die einst in seiner Kleinheit mit ihm gewesen waren. Als er zu Maynz sein Hoflager hielt, kam Jakob Müller, ein Bürger von Zürich, in die Stadt, und wünschte, den Kaiser in seiner Herrlichkeit zu schauen. Er trat in den Saal. Sogleich erhob sich Rudolf vom Throne, eilte auf ihn zu, umarmte ihn. Den Fürsten, die sich wunderten,

daß der Kaiser einem so geringen Mann so herablassend behandle, gab er diesen Aufschluß: „Als ich noch der Zürcher „Hauptmann war, wurde ich in einem Gefechte verwundet „vom Pferde gestochen, von den Meinen für todt verlassen. „Da kam dieser Müller, schlug die Feinde zurück, hob mich „auf sein Pferd, rettete mich. Darum muß ich billig diesen „Mann, so wie alle von Zürich, hoch ehren, weil sie mir „beygestanden, als ich mich noch eines sparsamen Glückes „erfreute.“ Hierauf schlug Rudolf den Müller zum Ritter, und entließ ihn fürstlich beschenkt.

Der Kaiser gegen Helvetien.

Auf dieses Land, den alten Schauplatz seiner Thaten, in welchem alle seine Besitzungen lagen, richtete Rudolf seine vorzügliche Aufmerksamkeit. Die Zürcher, seine Bundesgenossen, die ihm noch immer gute Dienste bewiesen, schirmte er mit besonderer Huld, und mehrte ihre Freyheiten. Von ihm empfingen sie das wichtige Recht, vor keinem fremden Richter und nur nach ihren eigenen Gesetzen Antwort geben zu müssen. Bern, Luzern und andere Städte verdankten ihm verschiedene Begünstigungen. Den Waldstätten sicherte er die angebohrne Freyheit und Reichsunmittelbarkeit. Solche Wohlthaten hielt er für das beste Mittel, seinen Thron durch Erweckung allgemeiner Liebe zu sichern. — Dem Adel, den andere Fürsten zu unterdrücken gesucht hatten, war er ein unveränderlicher Freund, so lange seine Thaten die Kaiserliche Huld verdienten. — Wenn Rudolf mit dem Clerus in Fehden stand, betrachtete er diesen nicht wie Lehrer des Christlichen Glaubens; sondern gleich andern Großen. Sonst aber schirmte er denselben bey Gütern und Ansehen, und mehrte seine Macht und Ehre; doch, ohne ihm Vortheile zu gestatten, die das Land gedrückt, oder die Rechte des Staates beeinträchtigt hätten. In diesem Sinne und Geiste wirkte Rudolf im An-

Bayerische Staatsbibliothek München

fange seiner Regierung innerhalb der Grenzen unsers Vaterlandes.

Aber mit dem Anwachse seines Glückes änderte der Kaiser zum Theile wenigstens seine gerechten Gesinnungen gegen Helvetien, und suchte, wie die meisten Fürsten, denen der Thron nicht erblich, nur lebenslänglich zugehört, während der Zeit seiner Regierung, die Besitzungen seines Hauses auf jedem Wege zu vergrößern. Schon hatte er mit Bewilligung der Deutschen Fürsten seine Söhne Rudolf und Albrecht zu Herzogen in Schwaben und Oesterreich, Steyermark und Krain und zu Markgrafen von Burgau gemacht. Jetzt warf er sein Auge auch auf Helvetien. Als Graf und Herr von Habsburg, Kiburg, Baden, Lenzburg, Frohburg, Zug, Zofingen und Freyburg im Uechtlande, war er in dieser Gegend schon sehr mächtig; und wünschte seinem Hause ganz Helvetien zu erwerben. Mit Geld, Freundlichkeit und Drohungen suchte er den Edelleuten und Klöstern unsers Vaterlandes ihre Herrschaften abzulocken, und freye Städte und Länder zu bewegen, sich in den Schutz des Hauses Habsburg zu begeben. Viele, denen Rudolf mit der einen Hand schmeichelte, bemerkten die Fesseln nicht, in die er sie mit der andern schlug. Andere weigerten sich, und gegen diese wurde Gewalt versucht. Auf solchen Wegen erhielt Rudolf vom Abte zu St. Gallen Grüningen 1273 und Ittingen, von dem Abte zu Murbach Luzern 1291, anderer, minder wichtiger Erwerbungen nicht zu gedenken.

Krieg gegen Savoyen. 1281 — 1285.

Die auffallendsten Gewaltschritte geschahen gegen Savoyen und Bern. Rudolf hatte den für sein Haus allerdings guten Gedanken gefaßt, das alte Königreich Burgund für seinen Lieblingssohn Hartmann wieder herzustellen. Dieser Plan verwickelte den Kaiser in Streit mit dem Hause Savoyen, dessen Besitzungen durch Rudolfs Absichten gefährdet wurden.

Der Kaiser that gegen dieses Haus drey glückliche Feldzüge. Manches Gebiethe, das die Savoyer nach dem Tode der Zähringer und während der Unruhen des Interregnums in West-Helvetien vom Reiche abgerissen hatten, fiel wieder in Rudolfs Hand; aber seinen eigentlichen Zweck verfehlte er um so eher, da durch Hartmanns frühzeitigen, unglücklichen Tod Rudolfs Lust an diesem Kriege erkaltete.

Rudolf belagert Bern. 1288.

Nicht glücklicher, als gegen Savoyen war Rudolf in seinen Fehden gegen Bern. Es herrschte eine alte Feindschaft zwischen dem Hause Habsburg und den Bernern. Schon 1241 wurde Bern von Gottfried von Habsburg zu der Bürger großem Schaden hart gefehdet, und gezwungen, sich Savoyen in die Arme zu werfen. Rudolf fand neue Ursache, die aufblühende Stadt zu hassen, weil sie bey des Kaisers Kriegen gegen Savoyen, aus Besorgniß für ihre eigene Unabhängigkeit dem Kaiser nur unwillig Dienste geleistet, und aus dem gleichen Grunde den Kauf zu hindern gesucht, den Rudolf über Freyburg im Uechtlande abgeschlossen hatte. Mit Freuden benutzte daher der Kaiser die erste Gelegenheit, die Stadt zu demüthigen. Die Berner hatten aus ihrer Stadt für ewige Zeiten die Juden vertrieben, denen man, weil in jenen Tagen von diesem ehemahligen Volke Gottes auch das Gräulichste leicht geglaubt wurde, den grausamen Mord eines Christen-Knaben Schuld gab. Diese vertriebenen Juden, des Reiches ewige Kammerknechte, gaben nun dem Kaiser einen wenigstens scheinbaren Vorwand, gegen die Stadt ein hartes Urtheil zu sprechen; aber Bern achtete nicht auf seinen Spruch und seine Befehle, und als Rudolf seinen Heerbann gegen die ungehorsame Stadt aufbiethet, beschließen die Bürger, sich so muthig zu vertheidigen, daß der letzte Tag der Freyheit der Stadt, auch der letzte des Lebens aller Bürger seyn solle. Mit funfzehn tausend Mann lagert sich Rudolf am Ende des May-

Bayerische Staatsbibliothek München

monathes 1288 auf dem Breitenfelde vor der Stadt; aber da dieselbe von drey Seiten durch einen reißenden Fluß umgeben, durch steile Ufer und gute Mauern geschützt, und von tapfern Bürgern vertheidigt war, so vermochte die Belagerungskunst der damahligen Zeit nichts gegen sie, und Rudolf mußte mit seinem Heere abziehen. Im August desselben Jahres erscheint er zum zweyten Mahle vor der Stadt, und versucht eine List. Große Flöße, mit brennenden Holzstößen, Schwefel und Pech beladen, werden die Aare herunter gelassen. Sie sollen die hölzerne Brücke, durch diese, die nach einem großen Brande ebenfalls von Holz neu aufgebaute Stadt anzünden. Ein allgemeiner Sturm des Kaiserlichen Heeres hatte die Bestimmung, die Kraft der Bürger zu theilen, und ihre Aufmerksamkeit von der Hauptgefahr abzulenken; allein die wachsamen Bürger gewahrten die List, und wußten ihr zu begegnen. Sie schlugen oberhalb der Brücke Pfähle ins Wasser, an denen die Flöße hängen blieben, und unschädlich verbrannten, oder von den tapfersten Bernern, die sich in Schiffen auf die Aare wagten, mit Hacken zerrissen, untergetaucht, und gelöscht wurden. Auch der Sturm ward mit Muth und Klugheit abgeschlagen. Nach diesem mißlungenen Versuche ließ Rudolf von Bern ab; doch blieb die feindselige Stimmung, ja die offene Fehde. Nach Rudolfs Abzuge wendeten sich die Berner mit gutem Glücke ins Oberland zur Züchtigung des Adels, der in Vereinigung mit dem Kaiser die Stadt gefehdet hatte.

Gefecht an der Schoßhalden. 1289.

Im folgenden Frühlinge im April hatte der Kaiser, über den zweymahligen schimpflichen Abzug erbittert, der Stadt eine neue Gefahr bereitet. Eines Tages bemerkte der Venner Brugger von Bern, dem das Brückenthor anvertraut war, plötzlich einen Haufen Feinde, dessen Stärke ihm ein nahe liegender Hügel, die Schoßhalde, verbarg. Er, in der Mei-

Bayerische Staatsbibliothek München

nung, die Stadt von einem ungeahnten Ueberfalle zu retten, achtet keine Gefahr, ergreift das Banner, und eilt mit mehr Muth als Klugheit nebst wenigen Genossen dem Feinde entgegen. Zu spät bemerkte er, daß er nicht nur einige streifende Feinde, sondern den Herzog Rudolf von Schwaben, des Kaisers Sohn, vor sich habe, der mit großer Heeresmacht aus dem Aargau gekommen war, die unbereitete Stadt zu bezwingen. Brugger, seine Unbesonnenheit fühlend, wünscht den Fehler wieder gut zu machen. Er flieht nicht, er bittet nicht um Gnade, er hält, und streitet. Ritterlich kämpfen seine wenigen Krieger. Unter ihnen ein zahlreiches, durch Tapferkeit berühmtes Geschlecht, die Neunhaupte, die sich hier zu Berns Heile, wie die Fabier für Rom, aufzuopfern entschlossen sind. Aber Brugger vermochte mit seinem kleinen Häufchen nur wenig gegen die Uebermacht der Feinde. Viele waren schon gefallen, die Andern ermattet und dem Untergange nahe, das Stadtbanner in der Feinde Hand. Da eilt die Bürgerschaft wohlgerüstet, streitlustig hinzu. Walo von Greyerz, der um dieses Tages willen den Nahmen des Biedern auf seine Nachkommen brachte, stürzte sich in die Feinde, entriß ihnen mit wüthender Gewalt das erstegte Banner, und trug es blutig und zerrissen zu den Bürgern zurück. Diese, die Größe der Gefahr erkennend, streiten mit so verzweifelndem Muthe, daß Rudolf das Treffen nach großem Verluste abbricht; aber auch die Berner bedauern zwey hundert Todte, die mit ihrem Blute die Freyheit der Stadt gerettet. Nach diesem endigte ein Friede den Krieg des Kaisers gegen Bern; aber dieser Friede hindert die Stadt nicht, abermahls gegen den Oberländischen Adel zu ziehen, um an diesem den erlittenen schmerzlichen Verlurst zu rächen.

Rudolfs Tod. Den funfzehnten July 1291.

Von dieser Zeit an wirkte der Kaiser wenig auf Helvetien. Drey Jahre später machte der Tod seinem thatenvollen

Leben und seinen weitaussehenden Planen ein Ende. Achtzehn Jahre nach seiner Thronbesteigung, nachdem er, wie er selbst sagte, „aus der Hütte seiner Väter in den Kaiserlichen Palast „war erhöht worden," im vier und siebenzigsten Jahre seines Lebens erkrankte er auf einer Reise nach Speier, und starb zu Germersheim in einer Stadt, die er selbst gestiftet hatte. Wenn ihn die Ländergier nicht verführte, sein Glück zu mißbrauchen, hatte er meist gut und gerecht, und besonders in bürgerlichen Beziehungen mit solchem Beyfalle regiert, daß sein Andenken noch lange hoch geehrt wurde, und in den Deutschen Landen sich die Redensart erhielt: „Der hat Rudolfs „Redlichkeit nicht."

Zweytes Capitel.

Die Zeiten Albrechts von Habsburg-Oesterreich.

1291 — 1308.

Albrecht.

Albrecht von Habsburg, Herzog von Oesterreich, Rudolfs einziger noch lebender Sohn, gebohren im Jahre 1248, hatte ein Alter von ungefähr drey und vierzig Jahren erreicht, als er nach des Vaters Tode das große Habsburgische Erbe in Besitz nahm. Das Herzogthum Schwaben, das seinem zweyjährigen Neffen Johann angehörte, verwaltete er als Vormund. Er hatte sich in seinem früheren Leben schon hinlänglich gezeigt, um alle benachbarten Fürsten, Herren und Länder auf den furchtbaren Fortgang der Macht seines Hauses aufmerksam zu machen. Schon die äußerliche Bildung dieses Mannes verrieth die Häßlichkeit seines Inneren, in welchem gute und schlechte Eigenschaften meist zum Nachtheile der ersteren wunderbar gemischt waren. Albrecht war bucklicht, einäugig,

sein Antlitz finster und ungemüthlich. Er besaß einen nie gebogenen Starrsinn in der Verfolgung seiner Zwecke, und liebte bey seiner ungeduldigen Gemüthsart zu ihrer Erreichung mehr die Gewalt, als die Klugheit. Er nährte alle die ausgedehnten Wünsche seines Vaters, und hatte dessen kriegerischen Geist, nicht aber seine liebenswürdigen Eigenschaften geerbt. Auf die Waffen richtete Albrecht seine größte Aufmerksamkeit, weil er sie für das einzige und beste Mittel hielt, die Völker zu beherrschen. Unersättliche Ländergier; Haß der gesetzlichen Hindernisse seiner Gewalt, den Viele an Fürsten für hohe Kraft halten; ein Geist der Ordnung, der jeden scharf in den Schranken seines Standes fest hielt; dabey eine große Selbstbeherrschung bezeichnen diesen Mann, der auch im Aufwallen der Leidenschaft seine Zunge zu bändigen wußte, und von welchem die Geschichte rühmt, daß er nie im Zorne das bürgerliche Recht gebogen, oder den Ausschweifungen Gewalt über sich gegeben habe. Dennoch hat er während seines Lebens Vielen durch bitteres Unrecht wehe gethan, auch die Geschichtschreiber unsers Vaterlandes können seiner nicht mit Lobe gedenken. Merkwürdig bleibt er uns darum, weil er, obschon ganz gegen seinen Willen, durch eine Reihe von Gewaltthaten den ersten Anstoß zur Vollendung unserer Freyheit gegeben hat. Geliebt wurde Albrecht von Niemandem, gehaßt von Vielen, gefürchtet von Allen. Jedermann, auch des Vaters treuste Freunde, wandte sein Herz von ihm. Als die Schwytzer von seinem Regierungsantritte Nachricht erhielten, schien es ihnen nöthig, durch Erneuerung ihrer Bünde ihre Freyheit zu schirmen. Von seinen Verwandten wurde Albrecht angefeindet. In seinen Erbstaaten sah er Empörung, die er mit Kraft unterdrückte. Dieser glückliche Erfolg vermehrte seine Kühnheit, und steigerte seine Wünsche. In allen Würden wollte er Rudolfs Nachfolger seyn. Schon bey dem Leben des Vaters waren Versuche gemacht worden, dem Sohne den Kaiserthron zu sichern. Klug hatten damahls die Fürsten die

Wahl eines Königes verschoben. Nach seines Vaters Tode wartet Albrecht, der den Erfolg für sicher hält, die Entscheidung eines Reichstages nicht ab, und bemächtigte sich vorläufig der Reichs-Insignien. Da erhält er den ersten Beweis des allgemeinen Hasses; denn er wird bey der Kaiserwahl übergangen, und sieht seine liebste Hoffnung zertrümmert. Gründe der Klugheit bewegen ihn, die Wahl für den Augenblick anzuerkennen, und wider Aller Erwarten dem neuen Kaiser den Lehenseid zu leisten; aber in seinem Herzen verbirgt er eine unversöhnliche Feindschaft, einen Rachedurst, den nur Tod und Verderben zu stillen vermögen.

Adolf, Graf zu Nassau, Kaiser der Deutschen.

1291 — 1298.

Die Wahl der Deutschen Fürsten war durch die Gewandtheit des Erzbischofes von Maynz, Gerhard von Eppenstein, auf den Grafen Adolf von Nassau, einen in vielen Hinsichten untadelhaften Mann und tapferen Ritter, gefallen; der aber zu einer so hohen Würde weder Klugheit, noch Ansehen, noch Macht genug besaß. Sein Vermögen war so geringe, daß er nicht ein Mahl die Kosten des Krönungsfestes bestreiten konnte. Als Kaiser suchte er zwar in Rudolfs Fußstapfen zu treten; er ließ den Landfrieden beschwören; er sicherte Jedem seine Rechte, und bestätigte nahmentlich auch den Zürchern und Bernern und andern Städten und Ländern Helvetiens ihre herkömmlichen Freyheiten; aber daneben strebte er eifrigst, sogar auf unwürdigen Wegen, die Macht seines Hauses zu mehren, wurde dadurch verhaßt, und beleidigte auch seinen bisherigen Gönner, den ränkesüchtigen Erzbischof von Maynz, der in Rudolf einen seinem Interesse ergebenen Kaiser zu finden gehofft hatte, sich in seinen Erwartungen betrogen sah, und nun aus Rachsucht auf einem Fürstentage zu Maynz Adolfs Entsetzung widerrechtlich bewirkte.

Albrecht besteigt den Kaiserthron. 1298.

An die Stelle des Entsetzten wurde Herzog Albrecht von Oesterreich gewählt, der durch erheuchelte Milde und Billigkeit die Fürsten zu täuschen gewußt hatte. Allein auf dem Tage zu Maynz war ein Theil der Churfürsten geflissentlich übergangen worden. Diesen, den Reichsstädten, vielen Herren schien Adolfs Entlassung ungerecht. Sie war das erste Beyspiel, daß die Churfürsten ohne Aufforderung des Pabstes, aus eigenem Antriebe einen Kaiser entsetzt hatten. Das Reich theilte sich in seinen Meinungen. Die Waffen mußten über den Besitz des Thrones entscheiden. Im Jahre 1298 geschah bey Worms die Hauptschlacht, in der Adolf Krone und Leben, das letzte, wie die meisten Geschichtschreiber melden, durch Albrechts Hand verlor.

Albrechts Krieg gegen Bern. Schlacht am Donnerbühel. 1298.

Ueber Adolfs Unglück erschracken besonders seine treuen Anhänger, die Helvetischen Lande, weil der neue Kaiser den Waldstätten ihre Freyheiten nicht bestätigt, sondern sich geäußert hatte, „er gedenke ihnen nächstens eine Veränderung „ihres Zustandes antragen zu lassen," und weil das Gerücht erging, daß Albrechts Parthey wider Bern waffne. Wirklich sammelten die von Freyburg und mit ihnen der mächtige Adel rings um Bern, der Stadt alte Feinde, zahlreiche Scharen, und zogen gegen die Gehaßte. Die Berner hatten keine Hülfe, als einigen Zuzug des treuen Solothurn und der Grafen von Kiburg und Arberg. Dennoch bath die Stadt nicht um Frieden, weil ein freyes Volk in die größte Gefahr des Unterganges kommt, wenn es da, wo das Recht auf seiner Seite steht, aus scheuer Furcht der Uebermacht weicht, und nicht zu siegen, oder zu sterben weiß. Als das feindliche Heer anrückte, zogen die Berner unter ihrem Feldhauptmanne

Ulrich, Castellan von Erlach, einem kriegserfahrnen, unerschrockenen Ritter, dem Feinde entgegen (den 21 May 1298). Sie fanden ihn nahe bey der Stadt in vortheilhafter Stellung auf der Höhe des Donnerbühels und im Jammerthale unüberfehlich ausgebreitet. Sie, die sich der an der Schloßhalde erhaltenen Warnung erinnerten, zogen dieß Mahl in guter Ordnung heran. Als sie nahe gekommen, gibt Erlach das Zeichen zum Angriffe. Alle Harsthörner, alle kriegerischen Instrumente erschallen. Mit jubelndem Feldgeschrey wirft sich das Volk der Berner auf den Feind, der durch diese kriegerische Hitze bestürzt wird. Seine Bestürzung vollendet ein unerwarteter Angriff auf der linken Seite und im Rücken; denn Erlach hatte den Feind durch einen Theil seines Fußvolkes umgehen lassen. Die Ueberraschung war gelungen. Die feindlichen Ritter, hingerissen durch die erschrockenen Pferde, oder bey dem nie gesehenen Anblicke der Begeisterung des Kriegsvolkes der Stadt von Staunen starr, von Furcht betroffen, fliehen, oder werden fast ohne Widerstand erschlagen. Das Fußvolk wird von den Bernern ereilt, umringt, gefangen. Siegstolz bringen Erlachs Streiter achtzehn eroberte Banner und die entwaffneten Feinde in die Stadt. Die Banner werden im Münster aufgehangen, zum Danke, daß Gott der gerechten Sache den Sieg gegeben. — Von da an wagten die Berner zu Albrechts Zeiten mit großem Glücke ungestraft mehr, als unter dem gnädigsten Könige, und stiegen, durch jedes Glück erfahrner im Streite, bald zu solchem Glanze der Waffen, daß wenige Zeit nach der siegreichen Schlacht manche ihrer ältesten und mächtigsten Feinde Burgrechte und Freundschaftsbündnisse mit ihnen schlossen.

Albrecht vor Zürich. 1298.

Auch gegen diese, seinem Vater so innig befreundete Stadt zog Albrecht mit wenigem Glücke zu Felde. Als er nach seinem ersten Reichstage in die vorderen Erblande kam,

prachten seine Unterthanen, besonders die Winterthurer, die eben erst mit vielem Glücke eine Fehde gegen die Zürcher beendigt hatten, mit bitterer Feindseligkeit viele Klagen gegen diese Stadt vor. Sie wußten die Hoffnung zur Eroberung leicht zu entflammen. Was man wünscht, glaubt man gerne, und Albrecht wähnte sich schon im Besitze einer Stadt, von der man ihm gesagt hatte, sie sey im April desselben Jahres auf dem St. Georgen-Felde vor Winterthur so sehr geschwächt worden, daß sie beym ersten Angriffe fallen müsse. Der Kaiser lagerte sich hoffnungsvoll vor der Stadt auf dem Zürich-Berge. Sein Heer übte vielen Unfug. Die Bürger, ob Albrechts Ankunft wenig erschrocken, schlossen nicht ein Mahl ihre Thore zu, und erklärten dem Könige, daß sie in ihrer Sache billiges Recht und keine Gewaltschritte erwarten. Vom königlichen Lager aus sah man in den Straßen der Stadt einen langen Zug wehrhafter Jugend, wie es heißt, durch geharnischte Frauen und Jungfrauen um ein Bedeutendes verstärkt. Man sah offenen, überflüssigen Markt, und ganz Zürich im Vertrauen auf die eigene Kraft und die sichere Hülfe der nahen Waldstätte in unerschrockener Erwartung der kommenden Dinge. Der König auf eine Belagerung und ernsten Widerstand nicht gerüstet, zürnte mit denen, die seinen Hoffnungen fälschlich geschmeichelt hatten, und änderte seinen Sinn. Gnädig hörte er die Bothschafter der Stadt an, ließ es sich gefallen, als Freund nach Zürich zu kommen, und bestätigte den Bürgern ihre Freyheiten.

Albrecht gegen Helvetien im Allgemeinen.

Bald nach diesem vergeblichen Zuge eignete sich Albrecht mit übergroßer Habsucht die Kastvogtey über St. Gallen; die Reichsvogtey über Glarus, Einsiedeln, Oberhasli, Unterseen, Interlachen, Urseren, Laax in Rhätien; die Herrschaft Embrach; viele wichtige Besitzungen im Aargau und in Schwaben durch Kauf, List und Gewalt zu. Albrechts Familie

war zahlreich, und jedes Glied derselben sollte herrschen mit Macht und Glanz. Seine Gattinn hatte ihm ein und zwanzig Kinder gegeben, von denen fünf Töchter und fünf Söhne das männliche Alter erreichten. Für diese Kinder geizte Albrecht nach Ländern. So ließ er es sich in den Sinn kommen, ein neues Herzogthum in Helvetien zu errichten. Alle daselbst zerstreuten Besitzungen seines Hauses gedachte er durch Erwerbung des dazwischen gelegenen fremden Eigenthumes zu vereinigen, und Das an sich zu reißen, was sein Vater noch nicht hatte erlangen können.

Albrecht gegen die drey Länder. 1298 — 1308.

Der herrschsüchtige Albrecht, ganz mit der Ausführung seiner Plane beschäftigt, ließ an die friedlichen, freyen und genügsamen Bewohner der drey Länder Uri, Schwytz und Unterwalden, deren Gebieth seine reichen Besitzungen sehr unbequem trennte, den süßen und lockenden Antrag ergehen: „Sie „sollen den Schirm des Reiches gegen den ewigen Schirm „des Hauses Oesterreich, das alle benachbarten Städte und „Länder besitze, vertauschen. Der König könnte Gewalt ge„gen sie brauchen, und sie würden ihm nicht zu widerstehen „vermögen; aber er wolle sie lieber in Freundschaft erwerben. „Er, ein Sohn Rudolfs, ihres treuen Anführers, ein streit„barer, siegreicher, gewaltiger Fürst, verlange nichts von ihrer „Armuth. Mehr um ihrent-, als um seinetwillen trage er „ihnen Schutz und Schirm an. Er habe vernommen, welch „ein tapferes Volk sie seyen, tapfere Männer liebe er, und „möchte auch sie anführen zum Siege, und sie reich und ge„ehrt machen durch Beute, Ritterschaft, Lehen.“ Die Waldstätte, die aus gerechtem Mißtrauen des Kaisers verhüllte Absichten ahneten, und den Werth ihrer Freyheit wohl kannten, ließen sich durch den Schein der Freundlichkeit um so weniger täuschen, weil sie schon lange mit banger Sorge den Anwachs der Habsburgischen Macht gesehen hatten. Sie

antworteten daher: „Sie wünschen im Zustande ihrer Alt=
„vordern zu verbleiben, und es sey ihre Bitte an den Kaiser,
„ihnen diesen zu bestätigen.“ Der Kaiser, der gewohnt war, seinen Willen, er mochte nun gerecht oder ungerecht seyn, als Gesetz geachtet zu sehen, ergrimmte im Zorne. Den Ländern war er wegen ihrer Anhänglichkeit an Adolf von Nassau schon gram geworden, jetzt glaubte er noch mehr Ursache zur Feind=schaft zu haben, und erlaubte sich alle Mittel, diese Leute nach seinen Wünschen zu lenken. Er suchte den Samen der Zweytracht unter ihnen auszustreuen; er ließ das Land lange gegen Sitte und Recht durch seine Amtleute zu Rothenburg und Luzern verwalten. Erst nach vielen Bitten gab er ihnen 1304 eigentliche Reichsvögte, die sie ungerne entbehrt hatten. Aber statt der gehofften, gerechten Richter erhielten sie Vögte, welche sie hassen mußten. Ein Herrmann Geßler von Brun=eck, ein Beringer von Breiten=Landenberg zeigten Anfangs heuchlerische Freundlichkeit, und als sie mit dieser das Volk nicht unter das Joch zu locken vermochten, mißhandelten sie es auf des Kaisers Befehl mit äußerster Härte, in der Hoff=nung, das Volk werde hierüber in Verzweifelung gerathen, und zur Linderung seiner Last gerne unter Oesterreichs Herr=schaft sich fügen, oder durch offenbaren Aufruhr Gelegenheit geben, die alten Freyheiten durch einen scheinbaren Reichs=spruch zu vernichten. Vergebens waren Albrechts List und Gewalt, die Einigkeit und der schlichte Verstand dieser Berg=völker siegten über seine vermeintliche Staatskunst. Zwar fan=den die gedrückten Länder nirgends Hülfe, beym Kaiser nicht ein Mahl Gehör. So oft ihre Gesandtschaften von Albrechts Hoflager ohne Antwort, traurig, hoffnungslos in die Heimath zurückkehrten, erhöhte sich der Trotz der Vögte. Kein Druck und keine Gewalt, keine Grausamkeit und kein Unrecht wird genannt, die das Volk nicht erduldet hätte. Uebermäßige Zölle, lästige Ein= und Ausfuhrverbothe, ungewohnte Kosten zur Unterhaltung von Schloßbesatzungen, schwere Strafen an

Freyheit und Geld zur Bereicherung der armen oder geizigen Vögte waren das Geringste. Das Alles konnte noch unter einem gewissen Scheine der Nothwendigkeit und des Rechtes geübt und gefordert werden. Die Vögte gingen weiter. Geßler erbaute sich aus dem Schweiße des Volkes am Fuße des Gotthardes eine Feste, die er spöttisch Twing-Uri nannte. Ueberhaupt erregte er durch beleidigende Reden, die den Schmerz des Druckes erhöhten, und das künftige Schicksal ahnen ließen, die Verzweifelung. Die alten, langverdienten Geschlechter des Landes schalt er Bauernadel. In Worten und Gebehrden zeigte er hochmüthige Verachtung des Volkes. Einst ritt er durch den Ort Steinen bey Werner Staufachers Haus vorbey. Mit Neide sah er, wie dieses neu, schön, helle und geräumig erbaut war. „Wessen ist dieses Haus?“ fragt er stürmisch den Besitzer. Dieser antwortet bescheiden: „Es ist „meines Herren des Königes und Euer und mein Lehen.“ „Kann man dulden, ruft der Vogt, daß das Bauernvolk so „schön wohnt!“ — Mit gleichem Uebermuthe hauste Landenberg zu Sarnen in Unterwalden. Im Melchthale lebte Heinrich an der Halden, ein eifriger und beliebter Vertheidiger der Freyheiten. Diesen wollte Landenberg wegen eines geringen oder erdichteten Vergehens seines Sohnes, Arnold von Melchthal, um einen Zug schöner Ochsen strafen. Da der Gekränkte sich weigerte, fügte Landenbergs Knecht höhnisch bey: „Die Bauern können den Pflug selbst ziehen, „wenn sie Brot essen wollen!“ Arnolds Zorn entbrannte. Er zerschlug mit seinem Stabe dem Knechte einen Finger, und entfloh, weil er des Vogtes Grausamkeit fürchtete. Landenberg ließ den alten, greisen Vater des Entflohenen fangen, er sollte ihm sagen, wo sich der Sohn verborgen habe. Vergebens betheuerte er, es nicht zu wissen. Man nahm ihm die Ochsen. Man nahm von ihm eine starke Geldbuße. Man stach ihm für das Vergehen seines Sohnes die Augen aus: „Der Stich, sagt ein alter Geschichtschreiber, ging manchem

„Redlichen, so tief ins Herz, daß Viele sich entschlossen, eher „zu sterben, als die grausame That ungerochen zu lassen.“ — Der Burgvogt auf der Schwanau und ein Herr von Wolfenschieß übten noch andere, nicht weniger gewaltsame, zudem entehrende Verbrechen. Dafür wurden beyde von den Beleidigten erschlagen. Das Volk wurde immer geneigter, sich selbst Hülfe zu verschaffen.

Der Bund im Rütli. 1307.

Viel klagten unter diesem Drucke die Edelgesinnten des Landes, daß die Billigkeit verschwunden sey, und das Recht mit Füßen getreten werde; aber furchtsam und mißtrauisch seufzte jeder nur im Stillen. Endlich faßten einige Muthige einen gemeinsamen Entschluß. Werner von Staufach, ein begüterter, angesehener, wohlgesinnter Mann, fuhr, von seinem heldenmüthigen Weibe ermuntert, über den See nach Uri zu seinem gleichgesinnten, gleich ihm angesehenen Freunde Walther Fürst von Attinghausen. Bey ihm fand er jenen Arnold von Melchthal verborgen, der ihm sein trauriges Loos offenbarte. Nachdem diese drey ihre bekümmerten Herzen entlastet, beschlossen sie, noch größerem Unrechte zuvorzukommen. Wohl fühlten sie, mißlungener Widerstand könnte grausame Rache nach sich ziehen; aber sie zogen den Tod der Erduldung eines ungerechten Joches vor, und achteten das Vaterland ohne die alte Freyheit für verloren. Sie wollten nicht zur Vertheidigungen chimärischer Meynungen, nicht zu ihrem Vortheile, nicht aus Liebe zu Unruhen, nicht aus Rachsucht einen wohlgeordneten Staat umstürzen, auf seinen Ruinen ihren Leidenschaften fröhnen, und nach Herrschaft und Glücksgütern haschen; nein, Sie wollten mit eigener Gefahr und Aufopferung das unterdrückte Land befreyen, nach wohlgelungener That sich stille und bescheiden vom öffentlichen Schauplatze ihrer Verdienste zurückziehen, und da, wo Sie gesäet hatten, Andere ernten lassen. So wurden sie denn einig, die Gesinnungen

ihrer Verwandten und Freunde zu erforschen. Sie bestimmten, auf dem Rütli, einer einsamen Bergwiese am Vierwaldstätter-See, öfters in nächtlicher Stille zusammen zu kommen, über die Befreyung des Volkes zu rathschlagen, sich von dem Fortgange ihrer Bemühungen Nachricht zu geben, und die Freunde zu nennen, die sie gewonnen hatten. Aus verschiedenen Orten brachten sie Vertraute. Ohne Furcht eröffnete einer dem andern seine Gedanken. Je gefahrvoller die That, desto fester verband sich ihr Herz. — Endlich in der Nacht Mittwochs vor Martinstag im Wintermonathe 1307 brachten Walther Fürst von Uri, Arnold von Melchthal, Werner von Staufach jeder zehn redliche, mit dem Unternehmen vertraute Männer seines Landes an den Ort ihrer geheimen Versammlungen. Diese drey und dreyßig, voll Gefühl ihrer angestammten Freyheit, jede Gefahr verachtend, gaben sich mit bewegtem Herzen den Handschlag: „Keiner „den andern zu lassen. In Freundschaft zu leben und zu „sterben. Mit vereinten Kräften die Freyheiten des unschul„dig unterdrückten Volkes herzustellen, doch so, daß Niemand „Güter, Rechte oder Leben verliere.“ Sie verabredeten, bis zum Tage des Ausbruches die tiefste Verschwiegenheit zu beobachten. Als sie zu Allem diesem fest entschlossen waren, hoben die drey Führer, mit ihnen die Uebrigen die Hände auf, und leisteten, als eben zum günstigen Zeichen die ersten Strahlen der Morgensonne die Gipfel der nahen Urgebirge beleuchteten, bey Gott, der alle Menschen zu gleicher Freyheit geschaffen, und bey allen Heiligen diesen Eid. Ueber die Art, ihren Entschluß zu vollstrecken, waren sie einig. Damahls ging jeder in seine Hütte, schwieg stille, und winterte sein Vieh.

Wilhelm Tell. 1307.

Indeß wurde der Vogt Herrmann Geßler durch Wilhelm Tell von Bürglen in Uri, einen tapferen, kühnen Mann, von feurigem Gemüthe, Freund der Freyheit, der Verschwore-

nen Einer, Walther Fürsts Tochtermann, erschossen. Geßler hatte auf dem Marktplatze zu Altorf in Uri eine Stange mit einem Huthe aufrichten lassen. Er verlangte, daß man ihr fürstliche Ehre erweise, und sich im Vorbeygehen demüthig vor ihr bücke. Viele thaten es, oder vermieden den Weg. Nur Tell ehrte nicht den Uebermuth des Vogtes. Mit bedecktem Haupte, festen Trittes, hochaufgerichtet ging er an der Stange vorbey; da legte ihn der Vogt gefangen. Er ahnete etwas von der Verschwörung, und wollte von Tell sichere Nachricht haben. Durch dessen Verschwiegenheit beleidigt, übte er seinen tyrannischen Muthwillen. Geßler wußte, daß Tell ein guter Bogenschütze sey, und befahl ihm, zur Strafe seinem geliebtesten Knaben aus weiter Entfernung einen Apfel vom Kopfe zu schießen. Weder Tells Bitten, dessen Vaterherz verwundet war, noch die eifrigen Verwendungen seiner Freunde und der Angesehensten des Landes änderten den Sinn des Vogtes. Tell mußte schießen. Mit ihm war Gott. Diesen Ausgang hatte der Vogt nicht geahnet. Er dachte auf neue Wege dem Manne beyzukommen. Er erblickte in Tells Köcher einen zweyten Pfeil, und fragte: „Wozu „dieser?“ Ausweichend erwiedert Tell: „Herr, das ist Schützenart.“ Der Vogt, mit dieser Auskunft nicht zufrieden, dringt weiter in ihn, verheißt ihm mit deutlichen Worten Sicherung des Lebens, was immer sein Pfeil bedeute. Da antwortet Tell: „Wenn ich mein Kind niedergeschossen hätte, „wisse Vogt, so war dieser zweyte Pfeil für dich bestimmt, „und wahrlich dein Herz hätte ich nicht gefehlt!“ Der Vogt, schaudernd vor der Gefahr, in der er geschwebt hatte, ruft in höchster Wuth: „Deines Lebens Tell habe ich dich ver„sichert, und ich will es halten; aber im finsteren Kerker „will ich dich fortan bewahren!“ Mit Verletzung der Landesfreyheiten, die vor ausländischer Gefangenschaft sicherten, führt Geßler den Tell aus Uri hinweg über den Vierwaldstätter-See nach Küßnacht im Lande Schwytz. Geßler selbst steigt

mit dem Gefangenen zu Schiffe, und wird auf dem See vom Sturme überfallen. Wüthend warf der enge See die Wellen hoch und tief. Es rauschte der Abgrund. Schauervoll, todverkündend tönte durch die gewaltigen Felsen des furchtbaren Föhnes Hall. In dieser großen Todesnoth befahl Geßler, dem Tell, einem starken, mächtigen Manne und vortrefflichen Schiffer, die Fesseln abzunehmen. Tell steuerte bis an den Fuß des großen Axen-Berges, wo einzig ein platter Fels, noch heut zu Tage Tellen Platten genannt, und zum Andenken der That mit einer Capelle geziert, Stunden weit umher die Landung möglich macht. Hier ergreift Tell sein Schießzeug, und rettet sich durch einen kühnen Sprung auf den Felsen. Er klettert den Berg hinauf, das Schiff prellt an, und fährt in die Wellen zurück. Tell flieht durch das Land Schwytz. Auch der Vogt entgeht dem Sturme; als er aber bey Küßnacht gelandet, fällt er durch einen Pfeil, den Tell aus dem Gebüsche der hohlen Gasse auf ihn geschossen. Da, wo bey Immensee die Kapelle steht, endete der Vogt. Diese That wird Niemand mißbilligen, der die Größe des Hohnes und der Unterdrückung und die gepriesenen Beyspiele der geistlichen und weltlichen Geschichte erwägt. Die That war zwar nicht nach den eingeführten Gesetzen; aber nur gesetzmäßige Regenten sind heilig; daß der Unterdrücker Nichts zu fürchten habe, ist weder nöthig; noch gut. Tells That erhöhte den Muth des Volkes; aber auch die Wachsamkeit der Vögte. Die Verschworenen, die dadurch in die größte Gefahr kamen, entdeckt zu werden, hielten sich stille. Das dreyzehn hundert und siebente Jahr wurde vollendet.

II.

Die Heldenzeiten.

1308 — 1519.

Erste Unterabtheilung.

Die Stiftung der Freyheit.

1308 — 1412.

Erstes Capitel.

Der ewige Bund der vier Waldstätte.

1308 — 1334.

Verjagung der Oesterreichischen Vögte.
1308 den ersten Januar.

Das Jahr 1308 kam. In der ersten Stunde desselben sollte der Sturm losbrechen, den der Kaiser und seine Vögte über ihren eigenen Häuptern zusammengezogen hatten. Früh in der Nacht sammelten sich die Verbündeten. Sie beschlossen, die Burgen mit List einzunehmen, weil offene Gewalt tollkühn gewesen wäre. Man mußte besonders bey Sarnen, dem Sitze des Landvogts, mit großer Vorsicht zu Werke gehen. — Der erste Versuch war gegen den Rotzberg gerichtet. Ein Jüngling ließ sich von einer Magd an einem Seile in die Burg hinauf ziehen. Auf gleiche Weise half er selbst zwanzig andern nach, die im Burggraben versteckt lagen. Diese über-

fielen den Burgvogt und die Diener, bemächtigten sich des Schlosses, und hielten sich stille, bis sie Nachricht bekamen, daß auch Sarnen gefallen sey. — Als nähmlich Landenberg zu Sarnen früh am Neujahrstage von der Burg herab in die Messe ging, begegnen ihm zwanzig Männer mit Kälbern, Ziegen, Lämmern, Wildbret, Geflügel. Auf die Fragen des Vogtes antworten sie, es sey ihr Wille, ihm ein Neujahrsgeschenk zu überbringen. Vergnügt heißt sie Landenberg in die Burg gehen, unbedenklich, weil sie nach des Landes Sitte nur lange Stöcke, keine Waffen trugen. Als sie unter dem Thore sind, stößt Einer in ein Horn. Plötzlich langen Alle in den Kleidern verborgene Spießeisen hervor, und stecken sie auf ihre spitzen Stöcke. Zugleich rennen aus einem nahen Gehölze dreyßig Mitverschworene der Burg zu, deren Besatzung sich überwältigt sieht. — Nachdem dieses glücklich gelungen war, erging der Landsturm von Alpe zu Alpe. Die Urner eilten, den noch nicht ganz vollendeten Twinghof zu zerstören. Staufacher mit seinen Schwytzern nimmt Schwanau und Küßnacht. Alle diese Schlösser werden durch Feuer verzehrt, und auch die geringste Spur einer willkührlichen Macht ausgetilgt. So schwach und kraftlos ist jede den Unterthanen verhaßte, tyrannische Regierung, daß sie durch den geringsten Anstoß rettungslos verloren geht. — An diesem merkwürdigen Tage der Wiederherstellung alter Freyheit wurde von dem aufgeregten Volke selbst im ersten Eifer eines glücklichen Erfolges kein Tropfen Blut vergossen, und keinem Herren ein Recht genommen. Freyheit und nicht Rache wollten die drey Länder. Ihr Unternehmen war ein schöner Sieg der Weisheit, Menschlichkeit und Gerechtigkeit über blinde Wuth und ungebändigten Haß. Der Grund eines Staates, der sich später durch ewigen Frieden erhalten sollte, konnte nicht unter glücklicheren Vorbedeutungen gelegt werden. Mäßigung bey dem Gelingen solcher Unternehmungen, Enthaltung von revolutionärer Wuth ist das sicherste Kennzeichen, an dem man den ge-

rechten und überlegten Freyheitstrieb eines beleidigten Volkes von dem Aufruhre eines ausschweifenden Pöbels unterscheidet, der im Uebermaße seiner Rachsucht der eigenen Zernichtung blind entgegen eilt, wenn er nur den Gehaßten mit verderben kann. — Landenberg, der aus der Kirche gegen Alpnach geflohen war, wurde eingeholt, mußte Urphede schwören, und zog dann ungehindert zum Könige. Die Schweizer aber versammelten sich am folgenden Sonntage, ihren uralten, ewigen Bund neu zu beschwören.

Albrechts Tod. 1308 den ersten May.

Im Anfange des Frühlings kam Albrecht aufgebracht über diese Rebellen, wie er sie nannte, in die Schwäbischen und Argauischen Erblande, um wider die Waldstätte zu rüsten. Er nahm seinen Sitz zu Baden. Hier hob er alle Verbindung zwischen seinen Unterthanen und den Waldstätten auf, und war entschlossen, sie alle die Strafen fühlen zu lassen, die früher das empörte Oesterreich erduldet hatte. Gewaltsamer Tod hinderte sein Vorhaben. — In Albrechts Gefolge befand sich sein Brudersohn Johann, Herzog zu Schwaben. Er war volljährig; aber noch nie hatte ihn Albrecht in den Besitz seines Erbes gesetzt. Lieber vertröstete er ihn mit leeren Vorwänden und weit aussehenden Eroberungen. Unmuth erfüllte die Seele des Jünglings, um so mehr, da er seinen Altersgenossen Leopold, Albrechts Sohn, in Macht und Ansehen erblickte. Er fürchtete die schlimmsten Absichten von dem Ehrgeize seines Oheims. Sein Leid klagte Johann getreuen Freunden, alten Räthen, einem Walther von Eschenbach, Rudolf von Balm, Rudolf von Wart, Conrad von Tägerfelden. Die Entschlüsse der Rache wurden reif. Man wollte Hand an den Kaiser legen. Der bestimmte Tag verging. Muth oder Gelegenheit hatten gefehlt. Die Verschwörung ward im Beichtstuhle verrathen; aber Albrecht in der Meinung, sein Neffe gedenke ihn mit leeren Trugbildern zu schre-

cken, achtete nicht auf die Entdeckung. Neue Bitten Johanns wies der Kaiser nicht ohne Spott zurück, dieß bestärkte den Jüngling in seinem verderblichen Vorsatze. — Albrecht ritt Mittwochs am ersten May 1308, zehen Jahre nachdem Kaiser Adolf durch ihn den Tod gefunden hatte, mit zahlreichem Gefolge und seltener Fröhlichkeit gegen Bruck seiner Gemahlinn entgegen. An der Fähre bey Windisch drängen sich die Verschworenen allein zu ihm ins Schiff. Nachdem sie am jenseitigen Ufer gelandet, wird der Kahn eine Zeit lang aufgehalten, damit der Kaiser nicht etwa zu frühe Hülfe erlange. Als Albrecht nahe am Ufer um eine Ecke geritten war, wo ihn Gebüsche den Blicken seiner noch nicht übergefahrenen Begleiter entzog, hätt ihn Herzog Johann mit den Worten an: „Es ist genug!“ Eschenbach fällt dem Kaiser in die Zügel. Albrecht, noch immer den Ernst der Stunde nicht ahnend, ist erstaunt. Plötzlich Herzog Johann wieder: „Hier der Lohn des Unrechtes!“ und durchrennt ihn mit dem Speere. Balm spaltet ihm den Kopf. Eschenbach schlägt ihn durchs Antlitz. Betäubt steht Wart. Mit einem lauten Schreye sinkt der König ohnmächtig vom Pferde. Die Mörder, über die Größe ihrer Unthat erschrocken, in keinem Falle zu glücklicher Vollführung ihrer Plane gerüstet, ohne Geld, ohne Freunde, ohne ein Heer, von den Waldstätten, die vielleicht ihrem Schicksale eine Haltung hätten geben können, abgeschnitten, entfliehen besinnungslos. Ein armes Weib, das die That gesehen, eilt herbey, in ihrem verachteten Schooße haucht Deutschlands mächtiger Kaiser sein Leben aus. Einen solchen Ausgang nahm Albrechts von Oesterreich unruhige Ländersucht. — Endlich sind auch seine Freunde über das Wasser gekommen. Es ergreift sie ein entsetzlicher Jammer. Ganz Bruck strömt herzu. Das Land bewegt sich. Man eilt den Mördern nach. Drey ihrer Knechte werden zurückgebracht. Spurlos sind die Uebrigen verschwunden. Von den Meisten hat man nichts mehr vernommen. Sie starben unbe-

kannt in Dürftigkeit und Elend. Ganz Helvetien gerieth in große Unruhe. Jeder bewaffnete sich, weil er Krieg und Ueberfall und alle Noth eines Interregnums befürchtete. Zürich räumte den Schutt von seinen Thoren weg, die dreyßig Jahre lang nie verschlossen worden waren. Die Waldstätte verschanzten die Eingänge in ihr Land. Bern und Solothurn erneuerten auf ewig ihren engen Bund. Erst, als Graf Heinrich von Luxemburg den Kaiserthron bestiegen hatte, beruhigte man sich.

Die Blutrache. 1309.

In den ersten Zeiten nach Albrechts Tode war die ganze Thätigkeit des Hauses Oesterreich darauf gerichtet, für Albrechts ältesten Sohn, den sanften und edlen Friederich, die Deutsche Krone zu erwerben. Erst, als dieser Plan mißlungen war, weil die Deutschen Fürsten unter Albrecht seinen Stamm hatten hassen lernen, fingen die Oesterreicher an, mit ihrer vollen Stärke die Rache zu üben, die gegen Albrechts Mörder beschlossen war. Kaiser Heinrich sprach die Reichsacht über dieselben aus: „Sie sollten ehren = und rechtlos, lehens= „verlurstig, vogelfrey, ihre Gattinnen Wittwen, ihre Kinder „Waisen, ihre Güter dem Reiche anheim gefallen, jeder, „der sich ihrer annehme, in gleicher Strafe seyn.“ Weil man sich der Mörder selbst nicht bemächtigen konnte, so wurden durch Albrechts Kinder auch die unschuldigsten der Verwandten, Freunde, Diener und Unterthanen jener, mit unmenschlicher Grausamkeit verfolgt und vertilgt. Die eigentliche Urheberinn dieser Unthaten war Agnes, Königinn von Hungarn, eine gewandte, hinterlistige, hartherzige Frau, die mit boshafter Lust Ströme von Blut zur Kühlung ihrer Rache fließen sah. Um diese zu befriedigen, soll sie der weiblichen Würde vergessen, und die gemeinsten Begriffe von sittlichem Gefühle und Anstand so sehr aus den Augen gesetzt haben, daß sie zu Farwangen mit den fröhlichen Worten: „Wir baden

„heute im Maythau“ mit bloßen Füßen in dem Blute drey und sechszig unschuldig Erschlagener watete, und sich so unsinnig benahm, daß sie von den Rittern ihres Heeres, denen ihr Betragen höchlich mißfiel, mit Gewalt von der Richtstätte weggebracht wurde. Aber die höchste Lust dieser Agnes wurde befriedigt, als Rudolf von Wart, einer der Verschworenen, der bey Albrechts Ermordung unthätig zugesehen hatte, durch niedrigen Verrath eines vermeintlichen Freundes in ihre Hände fiel. Vergeblich bath Warts Gemahlinn, eine gebohrne Balm, auf den Knieen, „bey Gottes Gnade am jüngsten Tage!“ um sein Leben. Er mußte nach einer Qual von drey Tagen und drey Nächten auf dem Rade sterben. Sein letztes Wort war eine Betheurung seiner Unschuld, eine Anklage des ermordeten Albrecht. Standhaft blieb seine Gattinn bis zu seinem Tode tröstend und bethend unter dem Rade, nach seinem Hinschiede ging die Getreue zu Fuße nach Basel, und starb dort in untröstlichem Grame. — Nachdem eine Menge von Burgen zerstört, das ganze Glück Vieler zertrümmert, und mehr, als tausend Unschuldige, Männer, Weiber, Kinder sogar durch Henkershand hingerichtet waren, nahmen die Unthaten ein Ende, die das Haus Oesterreich sehr bereichert; aber ihm auch so viele Feinde zugezogen hatten, daß die Nachwirkungen dieses Ereignisses gewiß nicht wenig dazu beytrugen, seine Absichten gegen Helvetiens Freyheit zu vereiteln. Zum Gedächtnisse Albrechts und zum Heile ihrer eigenen Seele stiftete Agnes 1311 auf dem Felde, wo der Mord geschehen war, das reiche, durch den nahen Adel, durch die Beute der Erschlagenen oder Vertriebenen wohlbegabte Kloster Königsfelden, in welchem sie selbst mit vielem Scheine der Heiligkeit lebte. Doch, wie fromm sie sich auch stellte, mußte sie dennoch von dem Einsiedler Berchtold Strobel, den sie gerne in ihr Kloster gezogen hätte, die harte Wahrheit hören: „Frau, es ist ein schlechter Gottesdienst, wenn man unschul„dig Blut vergießt, und aus dem Raube Klöster stiftet, Gott

„hat mehr Gefallen an Gütigkeit und Erbarmen!“ Ueberhaupt hegten Viele die Meynung, die Königinn sey eine Frau, von deren Scheine geistlichen Wandels nicht viel zu halten sey.

Oesterreich gegen die Waldstätte. 1308 — 1315.

Kaiser Heinrich VII, der den Oesterreichern durch die Aechtung der Königsmörder seine Gnade bewiesen hatte, zeigte auch den Waldstätten seine Huld durch die Bestätigung ihrer Freyheit und Reichsunmittelbarkeit, weil er das nicht unbillig fand, was von ihnen gegen die Anmaßungen der Oesterreicher geschehen war. Die Fürsten dieses Hauses sahen das Benehmen des Kaisers sehr ungerne; aber, beschäftigt mit der Blutrache ihres Vaters, unterdrückten sie für ein Mahl ihren Zorn. Der Kaiser glaubte, Helvetien beruhigt zu haben; allein er unternahm einen Zug nach Italien, und sogleich brachen die Thätlichkeiten zwischen den Waldstätten und den Oesterreichischen Unterthanen los. Vielleicht hätten diese Unruhen keinen größeren Ausgang genommen, hätte nicht Heinrich in Italien das Ende seines Lebens gefunden. Zwar erhält durch seinen Tod der Ehrgeiz des Hauses Oesterreich für Augenblicke eine andere Richtung, und es wendet zum zweyten Mahle Alles an, seinem Friederich die Krone zu verschaffen, allein die meisten Reichsfürsten, diesem Hause immer noch abgeneigt, erklären sich für den Herzog Ludwig von Bayern. Diesem letzteren hangen auch die Waldstätte an, welche gerechte Ursache haben, lieber jeden andern, als einen Herzog von Oesterreich mit der Kaiserlichen Macht bekleidet zu sehen. Die streitige Kaiserwahl war der Anlaß zu einem heftigen Kriege durch Deutschland und Helvetien. — In diesem letztern Lande hatte sich unlängst ein uralter Gränzstreit zwischen Einsiedeln und Schwytz erneuert, der von beyden Seiten nur allzu heftig und mit Gewaltthaten geführt wurde. Friederich, dessen Haus die Kastvogtey über Einsiedeln besaß, benutzte diesen Streit als Vorwand, und ließ, obgleich nur Schwytz allein gefündigt

hatte, alle drey Waldstätte mit Acht und Banne belegen. Ludwig sprach sie wieder los. Dagegen rüstete sich Herzog Leopold mit aller Macht, dem alten Hasse seines Hauses genug zu thun, die Rechte eines berühmten Gotteshauses zu schirmen, und die Verschmähung seines Bruders an den Waldstätten zu rächen. Er drohte, die Bauern mit seinem Fuße zu zertreten, und ließ Wagen voll Stricke zur Wegführung oder Hinrichtung der Vorsteher mitnehmen. Er selbst kam nach Baden, wo er Kriegsrath hielt. Ein dreyfacher Angriff auf Einen Tag wurde beschlossen. Das Hauptheer unter Leopold, funfzehn bis zwanzig tausend Mann stark, sollte von Zug her anrücken; Graf Otto von Straßberg mit vier tausend Mann über den Brünig; tausend Luzerner über den See bey Stanzstad in Unterwalden einfallen. Das Hauptheer kam in zwey Haufen auf Zug. Schwere, geharnischte Reiterey, damahls der Kern und Stolz der Heere, zog ohne genugsame Unterscheidung der Gegend und Waffen in großer Zahl voran. Die Blüthe des Adels von Habsburg war bey diesem Heere. Unter Vielen der Vogt von Landenberg und das Geschlecht der Geßler, rachedurstig. Auch vertragsgemäß funfzig Bürger von Zürich, alle gleichförmig gekleidet. Der Herzog selbst, majestätisch und groß, ein ritterlicher Held, der in allen Dingen mit äußerster Kraft fühlte, und handelte, der von dem Nachdrucke aufwallender Leidenschaft Alles erwartete, und wenn er sich betrog, durch Zorn und Gram sich selbst und Andern schrecklich ward, führte seine Streiter, auf den Sieg trauend. Er gedachte nicht der Wunder, die ein bedrängtes Volk für seine Freyheit auch dann zu thun vermag, wenn es in den Künsten des Krieges nicht regelmäßig geübt ist.

Die Waldstätte. 1315.

Die Schwytzer, denen der Hauptangriff drohte, waren dadurch nicht furchtsam geworden. Einen schimpflichen Frie-

den, den man ihnen anboth, verwarfen sie. Als sie von Uri vier hundert, von Unterwalden drey hundert Mann Zuzug bekommen, betheten sie nach alter Sitte der Waldstätte zu Gott ihrem einzigen Herren um den Sieg, dann legten sie sich dreyzehn hundert Mann, gering an Zahl; aber groß an Kraft auf den Berg Sattel, entschlossen, ihr Köstlichstes für die Freyheit zu wagen; stark durch ihre genaue Kenntniß der Gegend, die auch gegen den zahlreichsten Feind den glücklichsten Widerstand möglich macht. Der Greis Rudolf Reding von Biberegg, an Leibeskräften so schwach, daß ihn die Füße nicht mehr trugen, aber so kriegserfahren und klug, daß das Volk begierig auf ihn horchte, hatte ihnen mit Weisheit gerathen, diese Stellung einzunehmen. Wenn wir auf die Erzählungen vieler Geschichtschreiber gehen wollen, so hätte sich Redings Rath auf eine erhaltene Warnung begründet; es soll nähmlich ein Oesterreichischer Edler, Heinrich von Hünenberg von Zug, einen Pfeil mit einem Zettel, auf welchem gestanden: „Hüthet euch vor Morgarten!“ den Grenzwachen der Schwytzer zugeschossen, und sie auf solche Weise sey es aus Liebe zur Freyheit, sey es aus gerechtem Mitleiden über das nahende Unglück so vieler wackerer Männer, von Leopolds Plane unterrichtet haben. Als die Waldstätte auf dem Sattel lagen, stellten sich am Abende vor der Schlacht funfzig Männer bey ihrem Schlachthaufen ein. Diese waren in früheren Zeiten der Unruhe aus ihrem Vaterlande verbannt worden; aber als ihnen die Gefahr desselben kund wurde, beschlossen sie, in muthigem Kampfe für die Freyheit sich des verlorenen wieder würdig zu machen; allein die Waldstätte wollten sie nicht innert der Gränzen dulden, noch in die Reihen ihrer Streiter aufnehmen. Nichts desto weniger blieben jene bey dem Vorsatze ihr Blut für die Freyheit zu vergießen. Sie legten sich außerhalb der Schwytzerischen Landmarken auf den Berg Morgarten, rüsteten sich, den Feind zu empfangen, und sind keine geringe Ursache des morgenden Sieges geworden.

Schlacht am Morgarten. 1315 den funfzehnten Wintermonath.

Den fünfzehnten Wintermonath ein tausend dreyhundert fünfzehn mit der ersten Morgenröthe zog das Oesterreichische Heer heran. Die Helme und Küraſſe der Ritter blitzten im Sonnenscheine. So weit das Auge blickte, sah man nur Lanze und Speer des ersten Heeres, das gegen die Waldstätte zu ziehen unternahm. Die Schweizer betrachteten unter mannigfaltigen Gemüthsbewegungen diese neue Erscheinung. Bald war die enge Straße zwischen dem Berge Morgarten und den Wassern des Aegeri-Sees mit dichten Reihen der Reiter angefüllt. In diesem Augenblicke wälzten, oder schleuderten jene fünfzig Verbannten mit großer Leibeskraft Felsenstücke und Baumstämme, die sie des Nachts gesammelt hatten, in die feindlichen Scharen, und zerschmetterten Roß und Mann. Es entstand eine furchtbare Unordnung. Die Pferde wurden scheu, bäumten sich, warfen ihre Reiter ab, rannten durcheinander, sprangen in den See. Diese Verwirrung benutzte der Schlachthaufe der Schweizer auf dem Sattel. In guter Ordnung stürzten sie herab, fielen in vollem Laufe den Feinden in die Seite, erschlugen mit Keulen und Hallbarden durch gewaltige Streiche die geharnischten Reiter, und vollendeten die Verwirrung und das Unglück der Oesterreicher, die bey halb überfrorenen Straßen noch unbehülflicher, und zur Vertheidigung in solchen Gegenden untauglicher wurden. Die Ritter versuchten, sich zurückzuziehen, und mehr Spielraum zu gewinnen; aber das enge geschlossene Fußvolk hinter ihnen konnte sich nicht öffnen. Da wurden Viele desselben von den Reitern zertreten. Viele von den Eidgenossen erschlagen. Niemand wurde geschont. Keiner gefangen genommen. Die Schlacht ward ein Schlachten. Die Oesterreicher verloren den Kern ihres Adels. Auch den Tyrannen Landenberg und zwey Geßler hatte das Todesloos getroffen. Das Fußvolk litt noch schwerer. Seine Menge verhinderte es zu fechten. Nach ge-

ringem Widerstande warf es sich in die wildeste Flucht. Nur die funfzig Zürcher hatten nebst den Zugern tapfer gegen die Waldstätte gestritten, und mehr Gegenwehr gethan, als das ganze übrige Heer. Sie wurden Alle an der Stelle, wo sie gestanden, Mann bey Mann todt gefunden. Am neun Uhr Vormittags war die Schlacht geendet. In anderthalb Stunden hatten die Waldstätte durch den Muth und den Verstand, womit sie den Trotz und die Ungeschicklichkeit ihrer Feinde benutzten, einen vollkommenen Sieg erfochten. Kaum war es noch dem Herzoge Leopold gelungen, auf Abwegen den Schrecken der Schlacht zu entfliehen. In tiefer Traurigkeit langte er des Abends mit Wenigen in Winterthur an.

Straßbergs Zug. 1315 den fünfzehnten Wintermonath.

Kein besseres Schicksal traf den Grafen Otto von Straßberg, obschon es ihm, weil Niemand sein Unternehmen vermuthete, gelungen war, ein ungerüstetes Land zu überfallen. Mit vier tausend Mann zog er über den Brünig, und verwüstete Obwalden. Zu gleicher Zeit griffen tausend Luzerner von der Seeseite her Nidwalden an. In dieser großen Gefahr suchte man kühn, die Feinde so lange aufzuhalten, bis die drey hundert Unterwaldner, die als Hülfstruppen im Lande Schwytz standen, zurückberufen wären. Der Bothe fand diese zu Brunnen, sie eilten in ihre Schiffe, und, obschon sie, voll Begierde ihr Land durch ihre eigene Kraft zu retten, sich jeden Zuzug verbathen, so hielten sich doch hundert Schwytzer zu ihnen. Sie schlugen zuerst die Luzerner, dann wendeten sie sich gegen Obwalden. Straßbergs Volk, das sich im ersten Siegestaumel zerstreut hatte, leistete geringen Widerstand. Der Graf selbst, als er Feldgeschrey hörte, und Banner der Schwytzer und Unterwaldner sah, von denen er wußte, daß sie bey Morgarten gewesen waren, ahnete Leopolds Unglück, und ordnete seinen Rückzug, der bald mit großem Verluste

in unordentliche Flucht ausartete. Um diese Zeit landete zu Buochs ein Zuzug von sieben hundert Unterwaldnern und Schwytzern, deren Ankunft Straßbergs Sache, wenn er länger verweilt hätte, eine noch üblere Wendung würde gegeben haben. — Diesen Tag eines gedoppelten Sieges beschlossen die frommen Vorfahren alljährlich als ein heiliges Fest zu feyern: „Weil an demselben Tage der Herr sein Volk heimgesucht „habe mit grimmigen Feinden; aber ihm den Sieg gegeben, „der Herr, der Allmächtige!“ Jährlich werden für die Seelen der im Freyheitskampfe Gefallenen Messen gelesen, und ihre Nahmen zur Erinnerung an ihre Thaten dem bethenden Volke genannt. — Den fünfzig Vertriebenen schenkte die Dankbarkeit ihr Vaterland wieder.

Entstehung der Eidgenossenschaft. 1315 den neunten December.

Es war leicht vorauszusehen, daß die erfochtenen Siege den drey Ländern keine dauernde Ruhe verschaffen würden, sie mußten daher auf Mittel denken, ihre Kräfte zur Fortsetzung des Kampfes zu stärken; diese Mittel, glaubten sie, in einer ewigen Eidgenossenschaft zu finden. Am neunten December 1315 traten die Gesandten der Waldstätte zu Brunnen zusammen, um ihren ewigen Bund zur Selbsterhaltung und Verhüthung alles Streites von Innen und Außen zu schließen, einen Bund, der sich von den meisten andern Staatsverfassungen und Bundesverträgen durch hohe Einfalt und Unschuld und dadurch unterscheidet, daß er nur das Glück des Volkes, Freyheit, Gerechtigkeit und Frieden suchte; nicht aber zur Erreichung ehrgeiziger oder eigennütziger Zwecke dienen sollte, und daß er einem Bundesstaate sein Daseyn gab, der nur darum so lange den Erschütterungen der Zeit widerstand, weil er nicht wie andere Föderativ-Staaten jenes Zeitalters auf bloße Handelsverbindung; sondern auf die Erhaltung der heiligsten Rechte der Menschheit sich

gründete, ein edler Zweck, der auch von den habsüchtigsten Nachbarn so lange geehrt wurde, bis das Zeitalter kam, das der Welt eine neue Ordnung zu geben bestimmt war, indem es unter gewaltigen, wehthuenden Stürmen das Edle von dem Unedlen oder Veralteten sichtete, vielem Werthlosen den Untergang, vielem Guten das Daseyn oder eine reinere Wiedergeburt bereitete. Dieser Bund blieb lange das einzige Band und Gesetz der Eidgenossenschaft; aber schon am Ende des sechszehnten Jahrhunderts konnte ein Franzose schreiben: „laxata sunt invicti illius foederis vincula negligentia reipublicæ," und Heinrich Rahn ein alter Eidgenössischer Geschichtschreiber, muß gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts über denselben Bund sagen: „Es ist dabey zu „wünschen, daß, da der lieben Eidgenossenschaft aller Orten „so gefährliche Stricke gelegt werden, die vorige Eintracht „und Vertraulichkeit wieder in den Gang gebracht, die Ge„rechtigkeit mit Hintansetzung alles Eigennutzes mehr beför„dert, und das unvermögliche Alter dieses so enge verbündeten „Leibes wiederum in die erste unschuldige und anmuthige Kind„heit verwandelt werden möchte, so den Eidgenössisch gesinn„ten Leser ich im Vorbeygange zu erinnern nicht unterlassen „wollen." — Eine Warnung, die hauptsächlich auch in unsern Tagen mit höchster Aufmerksamkeit zu beherzigen wäre. — Der Kaiser Ludwig bestätigte diesen Bund, und die Schweizer alle, auch die, welche später in den Bund traten, hießen von da an Eidsgenossen.

Friede. 1318 den neunzehnten Brachmonath.

Den neunzehnten Brachmonath 1318 wurde zwischen Oesterreich und den Eidsgenossen ein billiger Friede oder richtiger ein Waffenstillstand auf ein Jahr, der sich nachher bis ins sechste Jahr verlängerte, abgeschlossen; die Freyheit der Eidsgenossen erhielt durch diesen Frieden eine neue Bestätigung, dagegen sollten sie in ihren Landen alle Einkünfte

Oesterreichs verabfolgen lassen. Indessen wurde ungeachtet der äußeren Ruhe der alte Groll von beyden Seiten durch mannigfaltige Kränkungen genährt.

Belagerung von Solothurn. 1318.

Die Herzoge von Oesterreich, welche gegen die Eidsgenossen kein Glück gefunden hatten, wendeten nun ihre Waffen gegen die übrigen Anhänger Kaiser Ludwigs. So belagerte Herzog Leopold im Jahre 1318 das Bayrisch gesinnte Solothurn mit vielem Volke zehn Wochen lang. Tapfer verfocht die Stadt mit Hülfe der Berner ihre Freyheit. Vergebens versuchte Leopold, sie zu bezwingen, und eben so vergebens wollte er ihren Befehlshaber, den Grafen Hugo von Bucheck, einschüchtern, indem er ihm, wenn er die Stadt nicht übergebe, mit dem Tode seines einzigen Sohnes drohte. Vater und Sohn verachteten die Drohung, und behaupteten mit edelmüthiger Aufopferung die Treue gegen ihr Vaterland. Einen andern Beweis nicht minderen Edelmuthes, der um so seltener war, weil er in einem Zeitalter geübt wurde, das sich gegen Feinde Alles erlaubte, empfing Leopold während derselben Belagerung. Er hatte, um der bedrängten Stadt Hülfe und Zufuhr abzuschneiden, und seinem eigenen Heere die nöthige Verbindung auf beyden Seiten der Aare zu sichern, oberhalb Solothurn eine Brücke schlagen lassen. Bald schwellte heftiges Regenwetter den Strom so furchtbar an, daß nicht nur alles Belagerungswerkzeug verdorben wurde, sondern auch die Brücke in große Gefahr gerieth. In dieser Noth ließ Leopold die Brücke mit Steinen belasten, und seine eigenen Krieger auf dieselbe stellen. Die Brücke vermochte der doppelten Gewalt des Wassers und der auf ihr ruhenden Last nicht zu widerstehen, sie stürzte zusammen, und Leopolds Völker in den wüthenden Fluß. Bey diesem Anblicke sahen die Solothurner in ihnen nicht mehr die Feinde, nur die nothleidenden Brüder. Mit eigener Gefahr warfen sie sich zur-

Rettung der Feinde in den Strom, erwärmten und speiseten die Geretteten in ihrer Stadt, und entließen sie ohne Lösegeld ins herzogliche Lager. Das rührte den Fürsten, der selbst den Edelmuth kannte. Er hatte geringe Hoffnung, gegen die Stadt glücklich zu seyn, und mochte nicht mehr mit Waffen gegen die kämpfen, die ihn durch Großmuth überwunden hatten. Mit dreyßig Rittern begehrte er Einlaß in die Stadt, schenkte den Bürgern ein Banner, und schloß mit ihnen einen ehrenvollen Frieden.

Die Eidsgenossen. 1318 — 1332.

Der Vertrag zwischen Oesterreich und den Eidsgenossen hatte ungefähr sechs Jahre gedauert, als Ludwig 1323 die Schweizer zum Zuzuge in den Reichskrieg gegen Oesterreich mahnte. Nachdem der Krieg für Oesterreich unglücklich ausgefallen, verkürzte der Gram dem Herzog Leopold sein Leben, und Herzog Albrecht sein Bruder und Thronfolger erneuerte 1326 den Stillstand mit der Schweiz. Im gleichen Jahre folgten die Waldstätte, die mit besonderer Treue an dem Kaiser hingen, demselben nach Italien. Als sie deßwegen 1328 in den Bann kamen, wußten sie, wie früher, die Kraft dieses gefürchteten Strahles dadurch zu vernichten, daß sie den Priestern frey stellten, ihre Pflicht zu thun, oder das Land zu meiden, denn sie konnten sich nie überzeugen, daß die Behauptung ihrer freyen, politischen Meinung eine Sünde wider Gott sey. Der Pabst Johann XXI. fühlte es, daß er gegen solche Entschlossenheit nichts vermöge, und antwortete der Geistlichkeit, welche das Bleiben im Lande gewählt hatte; „sie habe unrecht; aber klug gethan.“ Ueberhaupt vermochte nie ein Pabst etwas wider die Völker, nur wider die Fürsten, denen er die Treue der Völker entriß. Die Waldstätte waren bey dem Kaiser wegen ihrer unwandelbaren Liebe so geachtet, daß schon im Jahre 1316 alle Rechte Oesterreichs in ihren Landen durch einen Kaiserlichen Spruch vernichtet wurden,

und daß im Jahre 1330 die Fürbitte der Waldstätte den Zürchern die Freyheit rettete, nachdem der Kaiser Ludwig den Herzogen von Oesterreich, um sie für die Aufopferungen des langen Krieges zu entschädigen, und ihre Gunst zu gewinnen, die freyen Reichsstädte Rheinfelden, Schaffhausen, St. Gallen und Zürich verpfändet hatte.

Luzern in den Bund. 1332.

Im Jahr 1332 nahmen die Waldstätte, was ihre Vorfahren nie gethan hatten, ein viertes Ort in ihren ewigen Bund auf. Die Stadt Luzern war, wie wir oben sahen, schon unter Kaiser Rudolf durch einen widerrechtlichen Kauf 1291 von dem Kloster Murbach an das Haus Oesterreich gekommen. Nur die glattesten Versprechungen konnten damahls die Stadt bewegen, sich der neuen Herrschaft zu unterwerfen; aber nicht lange, so waren jene Versprechungen vergessen, und die Oesterreicher fingen an, ihre erlaubten Gerechtsame unbillig auszudehnen. So ungerne die Bürger dieß sahen, so ertrugen sie es doch geduldig, und blieben Oesterreich treu. Sie thaten Alles für ihren Fürsten. In den Kriegen gegen die Waldstätte erlitten die Luzerner an Gelde, Handel und Mannschaft schmerzlichen Verlurst. Das Haus Oesterreich hatte damahls alle Herrschertugenden so verloren, daß es sich mit Vorsatze den Haß des Volkes zuzuziehen schien, und Anhänglichkeit mit Härte lohnte. Zum Danke für die Dienste, die ihnen Luzern geleistet hatte, wollten die Herzoge der Stadt einen versprochenen Sold nicht auszahlen, und vermöge fürstlicher Macht gehaltlose Münzen und erhöhete Abgaben aufdringen. Es herrschte aber damahls die Meynung, daß auch der Wille der Fürsten seine Schranken habe, und daß die allgemeinen Rechte der Menschheit nicht an einige Erdengötter seyen übertragen worden. Darum versammelten sich die Bürger, und schlossen mit den Eidsgenossen einen zwanzigjährigen Waffenstillstand. Als der Adel einige Versuche zu gewalt-

ſamer Hinderung desſelben machte, ſo war die Folge, daß in einer zweyten Volksverſammlung ein ewiger Bund mit den Waldſtätten erkannt wurde, wobey dem Herzoge einzig ſeine von Murbach erkauften, urkundlichen Rechte und nicht mehr, noch weniger vorbehalten blieben.

Mordnacht zu Luzern. 1333.

Der Aargauiſche Adel erhob einen Krieg gegen Luzern. Trotz des ungewiſſen Ausganges einer vielleicht langwierigen Fehde blieb das Volk unerſchüttert. Da verſuchten die vornehmen Geſchlechter, Oeſterreichs Freunde, einen nächtlichen Anſchlag auf Luzern, um die von Mord und Schrecken erfüllte Stadt unter das alte Joch zu beugen. Die Verſchworenen ſammelten ſich in ſtiller Nacht bewaffnet an einem einſamen Orte. Ein vorbeygehender Knabe hört das Geklirre ihrer Waffen. Er fürchtet Geſpenſter, und entflieht. Sie eilen ihm nach, fangen ihn, und obſchon ſie ſich vorgenommen, viele ihrer Mitbürger zu ermorden, mögen ſie doch das Blut dieſes einzigen Knaben nicht vergießen; ſondern laſſen ihn wieder frey, nachdem er geſchworen hatte, den Anſchlag keinem Menſchen zu verrathen. Der Knabe eilt auf die Trinkſtube der Fleiſcher, wo noch Einige ſitzen, und erzählt dem Ofen, was er geſehen habe, und warum er es keinem Menſchen entdecken dürfe. Die Zechgeſellen machen Lärm, die Bürger ſtrömen zuſammen, die Verſchworenen ſchätzen ſich glücklich, lebendig heim ſchleichen zu können; werden aber in ihren Häuſern bewaffnet angetroffen, oder an ihrem Zeichen, dem rothen linken Aermel, erkannt, und gefangen genommen. Da man nicht weiß, ob alle Gefahr abgewendet iſt, ſo wird noch in derſelben Nacht die Eidsgenöſſiſche Hülfe gehohlt. Die Ariſtokratiſche Verfaſſung wird gemildert, aber klüglich Niemand hingerichtet, noch der Freyheit beraubt, noch von Staatswürden ausgeſchloſſen, denn man will durch Milde die Grollenden zum Danke verpflichten. Wer ſich in den neuen Bund nicht finden

kann, dem wird gestattet, in bestimmter Zeit mit Habe und Gut abzuziehen. Eine Fehde, die viele Rhätische Edle, in Folge dieser Begebenheiten Oesterreich zu Liebe erheben, droht plötzlich den Eidsgenossen alle Zufuhr abzuschneiden; allein ein Sieg der Eidsgenossen und das Ansehen des Urnerischen Landammanns, Freyherr Johann von Attinghausen, wenden diese Gefahr durch Güte und Gewalt. Ein zweyter Friede mit dem erschöpften Oesterreich, der den Luzerner-Bund bestätigt, erfolgt unter der Bedingung, daß die Luzerner nichts von dem Herzoge fordern, und seine Münze nehmen; die Rechte aber, welche Oesterreich noch an die Waldstätte zu haben glaubte, von Schiedrichtern gemäß Zeugniß und Urkunden untersucht, bestimmt, und vom Kaiser bestätigt werden sollen. Dieß geschah.

Landbau und Handel. 1308 — 1334.

Ungeachtet aller der Unruhen und Fehden, die in diesem kurzen Zeitraume sich drängten, stieg dennoch der Flor der Helvetischen Lande. Städte und Klöster wetteiferten, den Feldbau auch in den wildesten Gebirgen zu verbreiten. Dazu bestand große Handelsverbindung mit Italien, Deutschland, Frankreich, Flandern. Leinewand und Seiden-Fabriken hatten Zürich und St. Gallen; Häute, Wolle, Käse, Butter, Vieh, die Erzeugnisse ihres Fleißes, gaben die Länder; in Bern und Freyburg blühten Tuch-Fabriken und Färbereyen; die westliche Schweiz handelte mit Eisen, Pferden, Hornvieh, Jagdvögeln, Genf mit Spezereyen und Südfrüchten. Der Geldhandel war verbothen; der Silberhandel eingeschränkt.

Religion. 1308 — 1334.

Die Andacht zeigte sich noch immer in alter Einfachheit. Reiche Ritter wußten noch kein besseres Mittel zur Erhaltung ihres Andenkens im Lande, als daß sie Klöster stifteten, oder daß jährlich an ihrem Todestage ein Kloster gespeiset, oder

die Armen der Umgegend erquickt wurden. Die Mönche bauten noch hie und da mit eigener Hand unfruchtbare Felder, oder hielten Schulen, und übten gerne Gastfreyheit, wenn sie schon oft selbst gedrängt waren. Dabey waren nicht alle ohne Aufklärung. Die Barfüßer scheuten sich nicht, unter gelehrten Anführern das Ansehen des sichtbaren Oberhauptes der Kirche anzutasten. Der Einfluß der höheren Clerisey war schon vor zwey hundert Jahren durch Arnold von Brescia erschüttert worden. Auch die Achtung für die Mönche fing an zu verschwinden, weil die Meisten ihre Ordensregeln, ungeachtet der öfters versuchten Wiederherstellung, immer wieder verletzten, und nicht, wie Jesus und die Apostel, unbesorgt um das Vergängliche, in Arbeitsamkeit und Mäßigkeit nur dem Göttlichen sich weiheten; sondern zu eifrig nach den Besitzthümern, Freuden und Genüssen einer hinfälligen Welt haschten. Ueberhaupt stieg das Ansehen der gesammten Geistlichkeit in Helvetien um Nichts, als 1277 im Uechtländischen Schwarzenburg fromme Zweifler von denen, die keine bessere Antwort wußten, verbrannt wurden. Man billigte, daß die Waldstätte, als sie 1328 in den Bann kamen, ihren Priestern frey stellten, Gottesdienst zu halten, oder das Land zu räumen. Man billigte, daß diese das erstere wählten. Wir haben gesehen, daß der Pabst selbst ihr Benehmen milde beurtheilte. Man vernahm es ohne Widerwillen, als die Basler 1330 einen vornehmen Bothen des Pabstes, der in ihrer Kirche den Bann gegen Kaiser Ludwig anzuschlagen wagte, ergriffen, in den Rhein stürzten, und im Wasser erschlugen. Solche gewaltsame Handlungen waren im Geiste der damahligen Zeiten. Die Zürcher, mächtig durch Muth und Geist, achteten den Bann des Pabstes so wenig, daß sie 1331 die Geistlichkeit, die dem Banne Gehorsam leistete, aus der Stadt vertrieben, und achtzehn Jahre lang keinen andern Gottesdienst hatten, als den die Barfüßer hielten. Das ganze Land widersprach oft mit Kraft kirchlichen Einrichtungen, wenn sie

dem alten Herkommen zuwider waren; oft mit solchem Eigensinne, daß mitunter auch Gutes nicht geringen Schaden litt. Sehr gut wußte das Volk mit natürlichem Sinne zu unterscheiden, was Nebensache oder ihm nicht dienlich wäre.

Schluß.

So stand damahls in Helvetien die Lage der Dinge, die den Stoff zu den großen Veränderungen enthielt, welche nicht lange nachher im Schooße unsers Vaterlandes erfolgten.

Zweytes Capitel.

Die Brunische Staatsumwälzung zu Zürich.

1335 — 1337.

Bild der Stadt Zürich.

In anmuthiger Gegend, wo einst das Helvetische Thuricum gestanden, lag die alte Zürich. Frey und sicher, des Landes Krone, durch verständigen Fleiß, blühenden Handel, bedeutenden, nicht zu ungleich vertheilten Wohlstand und ächten Bürgersinn bekannt. Eine allgemeine, standhafte Liebe zu den Gesetzen war Jahrhunderte lang die Stütze des Staates. Die gutherzigen, vertraulichen Sitten der Altväter änderten nicht leicht, und diese Sitten waren, wie es in Freystaaten seyn soll, bey Allen gleichförmig und einfach. Bescheidenheit zierte die Bürger. Sie behielten ihre Geschlechtsnahmen bey, auch wenn sie sich Herrschaften erworben hatten, und schämten sich des Kaufladens nicht, auch wenn sie Ritter und Herren geworden waren. Wissenschaften und Künste waren ihnen nicht fremde. Der Zusammenfluß vieler Ausländer und der herrschende Wohlstand beförderten die Blüthe

derselben. Die berühmten Minnesinger der damahligen Zeit fanden freundliche Aufnahme im Schooße der Stadt, vor Allen bey dem Ritter Rüdiger Manesse, dem Freunde alles Schönen und Guten, dem Sieger von Tätwyl. Zürichs Bürger besaßen den Ruhm der Aufklärung. Die Lehren eines Arnolds von Brescia, dieses Feindes der Gewalt des Pabstes und des Clerus, waren schon im zwölften Jahrhunderte nirgends mit größerem und bleibenderem Erfolge, als zu Zürich verkündet worden. Wir haben so eben gesehen, daß selbst Päbstliche Bannsprüche diese Bürger nicht schreckten, noch bogen. Sie erließen öfters Gesetze, die der Geistlichkeit hart und drückend schienen, weil sie auch in den Abgaben und Lasten allen Bürgern des Staats gleich gestellt wurden, und unter ernsten Drohungen die Weisung erhielt, keinen geheimen Gottesdienst mehr zu halten. Bey Allem dem bewahrten die Bürger der Stadt Frömmigkeit und Ehrfurcht vor Gott in ihren Herzen. — Die Stadt war fest, nicht nur, weil die Belagerungskunst noch nicht ausgebildet war, oder wegen großer Kriegsvorräthe und starker Rüstung, sondern durch den unbezwingbaren Muth der Bürger, welche die Beleidigungen des Adels durch blutige Fehden und Zerstörung vieler alter Burgen vergalten. — Zürich war vom vornehmsten Adel, auch von Oesterreich geachtet, und lebte in ruhmvollem Bündnisse mit allen Städten und Ländern vom Mayn bis an den Gotthard. — Die Stadt hatte bey einer Bevölkerung von zwölf tausend vier hundert und siebenzig meist freyer Bürger noch kein anderes Gebiethe, als den Wald an der Sihl. — Das gemeine Wesen wurde von dem Reichsvogte, der Gemeinde der Bürger, von dem Rathe, dem Schultheiße und den Pfaffenrichtern verwaltet.

Der Reichsvogt, anfänglich vom Kaiser, nachher vom Rathe gesetzt, hielt das Blutgericht. — Der Schultheiß, von der Aebtissinn zum Fraumünster gewählt, hielt ein Schuldengericht, aber er und der Reichsvogt konnten ohne

den Beystand des Rathes ihre Sprüche nicht vollziehen. — Drey Chorherren, durch Alter und Einsicht zu Geschäften tauglich, entschieden als Pfaffenrichter die Streitigkeiten zwischen Bürgern und Geistlichen. — Das Volk ertheilte das Bürgerrecht, wählte, oder bestätigte den Rath, und entschied über die wichtigsten Staatsangelegenheiten; über Bündnisse, Krieg und Frieden; über die Annahme eines Schirmherren; die Anerkennung eines Kaisers, über Sendungen an das Reichsoberhaupt, und über neue Verordnungen und Gesetze. — Dem Rathe schwuren die Bürger Treue und Beystand, und empfingen von ihm wechselseitig den Eid. Der Rath bestand aus zwölf Rittern und vier und zwanzig Bürgern, die in drey Rotten eingetheilt, alle vier Monathe mit einander abwechselten. Jede dieser Rotten regierte für sich, unabhängig von den andern. Nur in höchst wichtigen Fällen forderte etwa die regierende Rotte die vorhergehende oder die nachfolgende oder beyde zur Mitberathung auf. Der Rath war die vollziehende Gewalt des Volkes, und hatte den Eid auf sich, in unvorgesehenen Fällen nach seinen beßten Einsichten den Nutzen der Stadt zu befördern. Wer Unruhe stiftete, verlor als Meineidiger sein Amt. Wer Miethe und Gaben nahm, den traf die Verbannung. Scharfe Gesetze sollten die Erhaltung und Sicherstellung der Ruhe, des Besitzthumes, des Leibes und Lebens bewirken. Es war sehr strenge verbothen, fehlbare Bürger um des eigenen Ansehens oder mächtiger Fürsprache willen ungestraft zu lassen, damit, wie es in jedem Staate sich geziemt, Alle den Gesetzen unterworfen, Keiner über sie erhaben sey. Der Abgaben waren wenige, die Geldkräfte der Stadt geringe; aber in Fällen der Noth steuerte zum Nutzen der Stadt jeder ohne einige Ausnahme der Geburt, des Standes, des Amtes von seinem Vermögen nach Wort und Eid; ein Gesetz gegen welches kein Sträuben, kein verjährtes Herkommen, keine Vorrechte beschützten. So war das alte Zürich. Lange ein starkes, musterhaftes, glückliches

Gemeinwesen, dessen Rath und dessen Rechtspflege auch von Ausländern geachtet, und in Streitfällen angerufen wurde.

Die Staatsumwälzung. 1335.

Diese Verfassung, die ungefähr zweyhundert und funfzig Jahre lang bestanden, sollte gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts ihr Ende erreichen. Die Regierung war in einen Zustand gänzlicher Schlaffheit gerathen. Sie theilte sich in Partheyen, und erlaubte sich Manches, das gegen Ordnung und Billigkeit lief. Da klagten viele Bürger nicht ganz ohne Grund: „Daß das Wohl des gemeinen Wesens dem Eigen=„nutze, der Vorliebe, dem Hasse oder der Bequemlichkeit der „Regenten weichen müsse; daß die Räthe öfters das Recht in „Unrecht und das Unrecht in Recht verwandeln; daß Der „wenig Gutes zu erwarten habe, der sich nicht zu ihrer Par=„they bekenne; daß die Bürger und der verburgrechtete Adel „nicht bey Ehre, Leib und Gut gesichert seyen; daß dagegen „die Räthe mit dem benachbarten, verdorbenen, der Stadt oft „feindseligen Adel in allzu enger Bekanntschaft und Vertrau=„lichkeit stehen; daß sie, vom Hochmuthe befallen, sich wie „die gebohrenen Fürsten des Landes betragen; daß sie die Ge=„ringen verachten; ja, daß aus Furcht vor Rache Niemand „mehr ein Wort wider sie sprechen dürfe.“ Ferner hieß es: „Durch Pracht und Wollust haben sie ihr Vermögen ver=„schwendet, das nöthige sie dann, durch unrechte Mittel das „sinkende zu stützen, darum werde nur derjenige von ihnen „freundlich aufgenommen, der sich ihnen nicht mit leerer Hand „nahe, aber die Armuth, die der Regenten Rath und Hülfe „bedürfte, erhalte schnöden Bescheid. Auch scheuen sich die=„selben Räthe nicht, die Staatsgelder für ihren eigenen Nu=„tzen zu verschwenden, darum werde von diesen niemahls Rech=„nung abgelegt, und darum werde der Bürger mit so vielen „ungewohnten Lasten und Steuern hart bedrückt.“ An die Spitze der Unzufriedenen stellte sich Rudolf Brun, ein Mann

von funfzig Jahren, reich, von edler Geburt, Ritter und Rathsglied. Er besaß alle Eigenschaften eines Volksführers. Kühnheit und Schlauheit, Verstand und Wohlredenheit waren seine vorzüglichsten Gaben. Seine herablassende Freundlichkeit machte ihn zum Lieblinge des gemeinen Mannes, und Er war listig genug, die Umstände klug zu benutzen, und die eigene Rachsucht oder Herrschbegierde unter dem Scheine ächten Bürgersinnes und hoher Vaterlandsliebe zu verhüllen. Daß die Sache, die Brun führte, gut war, dafür zeugt die innige Theilnahme so manches ächten Vaterlandsfreundes, wie eines Rüdiger Manesse, auf dem keine Spur eines Unrechtes haftet; daß Bruns Herz schlecht war, dafür spricht, wie der Verfolg zeigen wird, sein eigen Leben klar und deutlich; daran kann niemand zweifeln, als wer ähnliche Unternehmungen mit ähnlicher Gesinnung begonnen hat. Dieser Mann ist von jeher zusammt seinem Werke entweder beynahe vergöttert und angebethet, oder ganz und gar verworfen worden. Die Wahrheit scheint in der Mitte zu liegen, das Unternehmen selbst müssen wir loben; aber die Gründe, um derentwillen es unternommen und die Art, wie es durchgeführt wurde, die können wir nicht billigen.

Mit Wohlstand, Vermögen und vielen Kenntnissen hatte der Freyheitssinn der Bürger Zürichs zugenommen, und sie äußerten immer größere Neigung, sich mit ausgedehnteren Rechten in politische Zünfte zu vereinen. Als daher Brun den Bürgern vorstellte: „Daß die Regenten ihre Pflicht ver„letzen, und die ursprünglich freye Stadt unter das Joch „unerträglicher Tyranney komme; daß er selbst dem Rathe „verhaßt sey, weil er aus Liebe zu den Mitbürgern seine „Stimme öfters gegen dieses Unwesen erhebe; daß sie die „Bürger sich aber nur aus eigener Kraft befreyen, und die „Stadt besser, als die bisherigen stolzen und reichen Gewalt„haber regieren sollten, und daß er selbst mit Freuden bereit „sey, Gut und Blut zu ihnen zu setzen," da fand Brun

manches offene Ohr. Sein Anhang mehrte sich täglich. Viele Gute und Edle, welche die dringende Nothwendigkeit einer Verbesserung einsahen, traten auf seine Seite; aber vor Allen aus, wie es bey solchen Unternehmungen immer zu gehen pflegt, auch Viele, denen einst ein Rathsglied unfreundlich begegnet war, oder die, wie man von Brun selbst sagt, zu einer Strafe waren verurtheilt worden; Viele, denen eine Steuer beschwerlich gewesen, und also auch unnöthig schien; Viele, welche nicht nach ihrem Sinne, und also, wie sie meinten, ungerecht gerichtet worden waren; Viele, die von einer Umwälzung der bestehenden Ordnung Vortheile, Herstellung eines zertrümmerten oder Gründung eines neuen Glückes hofften; Viele endlich, deren Leichtsinn, deren kühner und lebhafter Geist, deren Hang zu zügelloser Ausschweifung sie an jeder gewagten, mit Unordnungen verbundenen, die Gesetze zerstörenden und die Schranken der Sittlichkeit zertrümmernden Unternehmung Theil nehmen ließ. Von allen diesen Vorgängen ahnete der Rath Nichts.

Den ersten May 1335 sollte die erste Rathsrotte abgehen, und die zweyte erwartete die Bestätigung des Volkes. Da wurde ihnen aber zuvor Rechnung über die Staatsgelder abgefordert. Die Räthe geriethen in Verwirrung, und wußten nicht, was zu thun sey. Einige redeten von aufrührerischen Neuerungen, Andere thaten Versprechungen. Endlich erlaubte man ihnen auf Bruns Betreiben heimzugehen, und sich über das Ansuchen der Gemeinde zu berathen. Sie hielten die Sache für vorübergehend, zögerten mit der Entscheidung, und glaubten sich abermahls sicher. Allein nach sechs Wochen spiegelte Brun dem Volke vor: „Der Rath spotte seiner!“ Da geschah ein großer Auflauf gegen das Rathhaus, daß die meisten Rathsglieder Todesfurcht ergriff. Einige, zum Theile von Brun gewonnen, zum Theil aus reiner Begierde nach einer besseren Verwaltung, erklärten sich für das Volk; aber siebenzehn Räthe mit ein und zwanzig ihrer Freunde flohen

in unbesonnener Eile aus der Stadt, so daß die Obrigkeit durch bloße Drohungen gestürzt war. Nach wenigen Tagen wurde in der Kirche der Barfüßer Volksversammlung gehalten. Die Klagen über die alte Regierung erneuerten sich, und man beschloß, alle Glieder derselben zur Rechenschaft zu ziehen, die bisherige Verfassung zu ändern, die Regierungsgewalt für ein Mahl an Rudolf Brun und seine Freunde zu übertragen, und ihm einen Eid der Treue zu schwören. Nach drey Wochen bathen vier und zwanzig von den Entflohenen, welche ihre Besitzungen zu verlieren fürchteten, um freyes Geleit und Verhör. Sie retteten zwar ihre Güter; aber sie wurden gebüßt, zerstreut, an verschiedene Orte verbannt, und für sich und ihre Kinder alles Antheiles an der Regierung verlurstig erklärt, auch heilig verpflichtet, keine Schritte gegen die neue Verfassung zu thun. Die übrigen, welche nicht zur Verantwortung erschienen waren, wurden ihres Vermögens beraubt, und bey Todesstrafe auf ewige Zeiten verbannt. So endete die alte Verfassung der Stadt Zürich. Man würde besser gethan haben, sie nicht unter Gewaltthaten zu begraben, die begangenen Fehler zu vergessen, und wie zu Luzern, lieber durch edle Milde die Gemüther zu gewinnen, als durch rohe Härte und übermüthigen Mißbrauch des Rechtes des Stärkeren, Feinde und Verräther zu pflanzen.

Die neue Verfassung. 1335.

In den letzten Tagen des Jahres 1335 wurde in der Barfüßerkirche zu Zürich die neue Verfassung angenommen. Ihr Inhalt war folgender: „Rudolf Brun ist auf Lebens„lang Bürgermeister. Ihm steht ein Rath von Rittern, Bür„gern und Handwerkern zur Seite. Alle Bürger von zwan„zig Jahren schwören dem Bürgermeister jährlich zwey Mahl „Treue und Beystand. Er aber wird schwören, gerecht zu „richten, und die Stadt nach beßtem Vermögen zu schirmen. „Alle Bürger vereinigen sich in vierzehen Zünfte, deren erste

„die Constafel ist, die aus dem Adel und den Bürgern ohne „Handwerk besteht. Aus dieser Zunft ernennt der Bürger„meister jährlich zwey Mahl zwey Ritter und nach Wohl„gefallen vier Andere, Adeliche oder Bürgerliche. Diese wäh„len mit ihm aus den Gliedern der Constafel sechs Ritter „und sieben Bürger zu Rathsherren. Von den dreyzehn übri„gen Zünften wählt jede einen Zunftmeister, der ein Hand„werksmann, der Stadt alter Bürger und ihr Einwohner, „von ehelicher, freyer Geburt, von Ehre, Gut, Verstand und „Bescheidenheit seyn soll. Ist die Wahl streitig, so entschei„det der Bürgermeister je für den Besten. Die Zunftmei„ster leisten dem Bürgermeister den Eid der Treue, und bil„den mit ihm und den dreyzehn von der Constafel den Rath. „Dieser Rath wird alle halbe Jahre erneuert; wenn es aber „dem Bürgermeister gefällt, mag er auch aus dem abgehen„den Rathe zwey oder drey besonders erfahrene Männer zur „Mitberathung einladen. Stirbt der Bürgermeister, so tritt „Heinrich Biber oder Rüdiger Maneſſe oder Hans von Hot„tingen oder Jakob Brun an seine Stelle. Alles dieses mit „Vorbehalt der Kaiserlichen Bewilligung und der Rechte des „Reiches.“ Das war der Geist einer Verfassung, in welcher Brun das Volk mit Scheinfreyheiten ausgestattet, und sich selbst nicht am schlechtesten bedacht hatte; denn beynahe alle Gewalt lag in seiner Hand oder in der Hand des Volkes, das ihm blindlings gehorchte. Mit ausgezeichnet gutem Erfolge begünstigte Brun die Zunftmeister, um mit ihrer Hülfe über die Geschlechter zu siegen. Die aber, denen Geburt, Vermögen, Erziehung und andere Gründe ein besonderes Recht gegeben hätten, an der Regierung Theil zu nehmen, blieben vom Staatsruder entfernt, wenn sie nicht des Bürgermeisters Freunde oder Knechte seyn wollten. Das läßt sich nicht läugnen, Brun hat eine tadelnswerthe Regierung entsetzt, und eine harte Aristokratie gestürzt; aber an ihrer Statt gründete er eine noch verwerflichere Volksherrschaft, um den Staat

unbedingt nach seinem Willen lenken zu können. Erst spätere, weisere Abänderungen seiner Verfassung haben ihr die Kraft gegeben, durch die sie sich Jahrhunderte lang zu halten vermochte. Seit die Zünfte eingerichtet waren, wurde durch den Einfluß der handwerksmäßigen Denkensart alles Rohe, das der Landmann verkaufte, wohlfeil, und Alles, was der Handwerksmann verarbeitete, theuer. Die Ausfuhr aller Materialien, die Einfuhr alles Verarbeiteten und alles Mitarbeiten fremder Handwerker wurde nach und nach verbothen. Selbst Brot, Wein, Leder und andere Nothwendigkeiten des täglichen Lebens durften nicht zu Stadt und Land von dem besten und wohlfeilsten Verkäufer erhandelt; sondern mußten beym Handwerke genommen werden. Durch solche Schranken der Gewerbsfreyheit, durch den Verfall des Vermögens und Ansehens der vornehmsten Bürger wurde, ohne daß die Zünfte es wollten, der allgemeine Flor aufgehalten, und hintertrieben. — Der Kaiser Ludwig trug kein Bedenken, diese neue Verfassung 1337 zu bestätigen. — Aebtissinn und Probst zum Frau- und Großmünster unterschrieben und besiegelten sie.

Die Vertriebenen. 1335 — 1337.

Die Vertriebenen, welche sich nicht unterworfen hatten, flohen zu dem Grafen Johann von Habsburg auf Rapperschwyl, der unter der vorigen Regierung mit Zürich ins Bürgerrecht getreten war. Die Vertriebenen hatten ihm viele freundschaftliche Dienste geleistet, und er hoffte von der Verbindung mit ihnen mehr, als von der neuen Volksherrschaft, die seinem Stolze nicht angenehm war. Darum sah er den Sturz der alten, edeln Geschlechter nicht gleichgültig an; sondern nahm die Entflohenen bey sich auf, schützte sie gegen Bruns Gewalt, und erlaubte ihnen, die Stadt Rapperschwyl zu ihrem Waffenplatze zu machen, von dem aus sie die Zürcher schädigten. Weil man ihnen nähmlich ihre Güter eingezogen hatte, so pfändeten sie von Rapperschwyl aus den Ertrag der Land-

güter ihrer Feinde, klagten zugleich über erlittenes, schweres Unrecht, und behaupteten, daß Brun und die neue Regierung nicht den Nutzen der Stadt suchen; sondern nur ihrem Hasse gegen alte, verdiente Geschlechter, ihrem Eigennutze oder ihrer Eitelkeit fröhnen wollen. Auch begannen die Vertriebenen, Verbindungen in der Stadt anzuknüpfen, vielleicht, um durch diese im Innern Aufruhr, Mord und Brand zu erregen. Wirklich verbreitete sich einst das Gerüchte, man habe Zürich in Brand stecken, und im ersten Schreck einnehmen wollen.

Bruns Maßnahmen. 1335 — 1337.

Der Bürgermeister nutzte diesen Anlaß, um seine Macht zu vermehren. Die für einen Theil der Vertriebenen auf bestimmte Jahre festgesetzte Verbannung wurde in eine ewige verwandelt. Einige Bürger richtete man hin, und erließ die strengsten Gesetze zur Erhaltung der öffentlichen Sicherheit. Wer zu Zürich wohnen wollte, mußte zuvor dem Bürgermeister Treue schwören. Ohne seine Erlaubniß durfte bey Strafe ewiger Verbannung Niemand die Stadt verlassen. Selbst die nächsten Freunde und Verwandten durften sich nicht in höherer Zahl als fünfe, später drey versammeln. Wer sich nach der Stäubglocke auf den Straßen sehen ließ, wurde gefangen gesetzt. Wer nach der Nachglocke einem Andern sein Haus öffnete, oder nicht aufs erste Zeichen bey Tage und bey Nacht sich bewaffnet auf dem Sammelplatze einfand, hatte Strafe an Leib und Gut zu erwarten. Auch erhielt der Bürgermeister auf jeden Fall hin die Macht, sich aller Pferde zu bedienen. Durch diese Strenge wurden viele, den Vertriebenen befreundete Bürger bewogen, noch jetzt die Stadt zu verlassen.

Fehde mit Rapperschwyl. Gefecht bey Grynau. 1337 den ein und zwanzigsten September.

Dem Grafen von Habsburg ließ der Bürgermeister die Warnung zukommen, der Pflichten seines Bürgerrechtes besser

eingedenk zu seyn, und als diese Warnung nichts fruchtete, wurde das Bürgerrecht mit dem Grafen aufgehoben, und es begann gegen ihn eine Fehde. Im Laufe derselben wollten die Zürcher in Verbindung mit dem Grafen Diethelm von Tockenburg die Feste Grynau erstürmen. Stolz auf die große Zahl ihrer Mannschaft, überließen sie sich einer trügerischen Sicherheit, und wurden von Grafen Johann überfallen. Die Zürcher flohen in großer Unordnung mit Verlurst auf ihre Schiffe. Graf Diethelm wurde gefangen. Auf der Höhe des sicheren Sees suchte der Bürgermeister, welcher bedachte, daß er mit dieser seiner ersten Kriegsthat zu Hause schlechte Ehre einärndten dürfte, sein geschlagenes Volk wieder zu ermuthigen. Es gelang ihm. Die Zürcher von Wuth und Scham begeistert, landeten in guter Ordnung zum zweyten Mahle, erhielten in demselben Augenblicke Hülfe von Schwytz, und überfielen das Habsburgische Volk, das sich zum Plündern der Erschlagenen zerstreut hatte. Vergebens focht Johann von Habsburg, ein kühner, beherzter, männlich schöner Heerführer, unerschrocken an der Spitze seiner schnell gesammelten Krieger. Er mußte der Uebermacht weichen, und fand seinen Tod. Die Feste Grynau vermochten die Zürcher nicht zu bezwingen. Von den Rapperschwylern wurde der gefangene Graf Diethelm im ersten Zorne in Stücken gehauen.

Friede. 1337.

Der Kaiser Ludwig und das Haus Oesterreich vermittelten zu Gunsten von Johanns Söhnen einen Frieden. Die Vertriebenen zahlten für die Pfändungen, die sie sich auf Zürcherschem Gebiethe erlaubt hatten, eine Entschädigungssumme, erhielten von der Stadt ihre eingezogenen Güter zurück, nebst der Erlaubniß, nach einer fünfjährigen Verbannung wieder in die Vaterstadt zurück kehren zu dürfen, wenn sie sich mittlerweile gegen Zürich ruhig, treu und aufrichtig betragen hätten. Allein die Erbitterung dieser Unglücklichen war

zu groß, als daß sie den Vertrag hätten erfüllen können. Sie reizten die Stadt durch neue Beleidigungen. Da wurden ihre Güter auf Kaiserliche Bewilligung zum zweyten Mahle eingezogen, verkauft, oder verschenkt, auch die ewige Verbannung erneuert. Sie verloren viele von ihren Freunden und Vertheidigern, welche zornig über die Hartnäckigkeit, mit der sie sich neues Unglück zugezogen hatten, von ihnen abfielen. Jetzt bathen einige der Vertriebenen um Frieden, oder ergaben sich, und erhielten durch Vermittelung der Königinn Agnes von Hungarn leidliche Bedingungen. — Die Stadt ergriff alle Mittel, ihre neue Verfassung sicher zu stellen. Von Außen schützte sie sich durch Bündnisse; im Innern wurden die alten Vorsichtsmaßregeln bedeutend verschärft. Zahlreiche Wachen sicherten das Rathhaus, besetzten die Thore und Thürme, durchstreiften die Straßen. Brun selbst erhielt eine bedeutende Leibwache, und versäumte nichts, wodurch er seine neuerworbene Macht gegen die Unternehmungen Anderer befestigen konnte. So herrschte einige Jahre eine zweifelhafte Ruhe, ähnlich der drückenden Stille, die einem heftigen Ungewitter voranzugehen pflegt.

Drittes Capitel.

Der Krieg um Laupen.

1338 — 1350.

Bern.

Während wir zu Zürich innere Stürme betrachteten, ziehen zu Bern würdigere Gegenstände unsere Aufmerksamkeit auf sich. Hoch an Ehre und Ansehen stand Bern unter den Städten des Landes. Durch Bündnisse, Kauf, Fehden und

Burgrechte verstärkte es seine Macht, und nicht leicht entschlüpfte seinen aufmerksamen Regenten eine günstige Gelegenheit, den Staat zu vergrößern. Mit vorzüglicher Klugheit nutzte Bern jene Zeit, da Kaiser Ludwig noch mit den Päbstlichen Bannstrahlen belegt war, und sich im Oberlande und Uechtlande zwey Partheyen gebildet hatten, die angeblich die Sache des Pabstes und des Kaisers verfochten; mehr aber den Kampf um Freyheit und Herrschaft führten. Damahls suchte sich Bern, unter dem Scheine tiefer Ehrfurcht gegen die Befehle des Heiligen Vaters, zur Fürstinn über die benachbarten Reichsländer zu machen, während der Adel, vorgeblich aus Liebe zu Kaiser und Reich, stritt, um das freye Bern und seine Freunde zu unterjochen, und das Volk wieder in die Fesseln alter Knechtschaft zu schlagen. Den Bernern gelang es, die Vogtey Laupen an sich zu lösen, und den Freyherren von Weißenburg und andere Edle zu nöthigen, daß sie Berns Bürger werden, und mit allen ihren Burgen, Ländern und Mannen sich in der Stadt Schutz ergeben mußten. Berns Geist war kriegerisch. Für die Stadt, für die Ausbürger wurden aus Noth und Pflicht, oft nur aus leicht gereizter Ehrliebe mit Freude, Wachsamkeit und Eifer, ja mit höchster Anstrengung unaufhörliche Fehden geführt. Der Kriegesmuth der Berner war so groß, daß sie 1333 ihren geachteten, hochverdienten Schultheißen Lorenz Münzer, der durch das Vertrauen der Bürger, wie keiner vor ihm, bis ins dritte Jahr das Schultheißenamt besessen, dieser Würde entsetzten, weil er sich aus Klugheit geweigert hatte, mit Wenigen gegen eine feindliche Uebermacht zu schlagen. Keine Feindschaft ließ Bern ungerochen, keine Bürgertreue und Bundesverwandtschaft ohne kräftigen Schirm. Landbau und Waffen beschäftigten den Adel. Waffen, Handel und Gewerbe betrieb das Volk. Gerechtigkeit und unerschrockenen Herrschermuth ehrte man an der Obrigkeit die in dringenden Fällen, ohne nach dem ursprünglichen Gesetze die Bürger zu berathen,

that, was ihr das Beste schien. Ihre vorzüglichste Aufmerksamkeit richtete sie auf auswärtige Verhältnisse, hauptsächlich auf die großen Barone rings um Bern, die natürlichen Feinde der Stadt. Begierig wartete eine kriegerische Jugend, bis der Sturm erging, und der Stadt Banner erschien, dann geschah unter den Häuptern der Stadt oder unter den Bennern der Freyheit, (des Freykorps,) ein zahlreicher Auszug, und bald lagen die Burgen des feindseligen Adels gebrochen, und die Söldner der Herren fleheten mit Stricken um den Hals um ihr Leben; aber meist bediente man sich des Sieges mit Mäßigung. Wenn die Berner Burgen brachen, nahmen sie dem Eigenthümer die dazu gehörige Herrschaft nicht. Dieser wurde bloß der Stadt Bürger, und erhielt Theil an der Verwaltung des gemeinen Wesens. Wurden den Bernern Burgen übergeben, so mußte der Besitzer nur versprechen, für die Stadt ein offenes Haus zu haben, und er behielt sein Eigenthum. So wußten sich jene die Früchte des Sieges, den ihre Tapferkeit errungen hatte, durch Wohlthun und Klugheit zu sichern. Denn es schien ihnen besser, viele freye und getreue Angehörige, als eine Menge erzwungene und unzuverläßige Unterthanen zu haben, und warum hätte der Adel nicht lieber den Ueberrest seines Glückes unter Berns sicheren Schutz stellen, als sich durch längere Feindschaft der Gefahr eines gänzlichen Unterganges aussetzen sollen? — So war Bern. — In ihrem Umfange war die Stadt fast so groß als jetzt, doch noch hölzern und schmucklos. Nur des Münsters herrliche Grundmauer stand schon. Bewohnt und beherrscht war die Stadt von vielen edlen oder dem Adel gleichen Geschlechtern, die zum Theile jetzt noch blühen. Gefürchtet war sie und geachtet. Den Kaisern werth, so lange sie sich zu ihnen hielt, dem Landvolke lieb, standhaft in der Mitte zahlreicher, mächtiger Feinde, an Tugenden, an Grundsätzen und an Waffenglück glich Bern dem ersten, freyen Rom.

Der Anfang des Krieges 1338.

Im hundert und sieben und vierzigsten Jahre nach der Erbauung Berns machte in Verbindung mit der Stadt Freyburg der hohe und niedere Adel vom Aargau, Uechtland, Klein-Burgund, welcher mit neidischen Augen den emporstrebenden Geist und das zunehmende Glück der Stadt sah, einen Anschlag, dieselbe zu unterdrücken. Auch die Herzoge von Oesterreich nahmen Theil an dieser Vereinigung. Der Kaiser Ludwig selbst, erbittert, daß Bern sich zu seiner Gegenparthey geschlagen hatte, war der Urheber ihrer Noth, und nichts geschah gegen die Stadt ohne die Zustimmung seiner Gesandten. Einzelne vom Adel machten den Anfang mit verschiedenen Feindseligkeiten und Anforderungen. Bald darauf wurde eine große Versammlung der Herren und der Stadt Freyburg gehalten. Hier klagte man über die unzähligen Ungerechtigkeiten, die man von Bern erlitten. Bern, hieß es, wolle den Adel unterdrücken, von diesem Vorhaben könne es nicht auf dem Wege der Güte abgebracht werden, darum müsse man es mit gewaffneter Hand vertilgen. Dieser Anschlag wurde beschworen. Die Rüstungen nahmen ihren Anfang. Gegen Bern sperrte man Handel und Wandel. Jedermann harrte voll theilnehmender Erwartung auf den Ausgang dieser Sache. Die Stadt suchte keinen Schirmherren. Es zitterte Niemand vor dem Feinde. Man sah aber auch keine blinde Hitze in dem Volke. Der Rath unter dem Schultheißen Johann von Bubenberg dem Aeltern beschloß mit seiner gewohnten Würde: „Einer jeden gerechten Forderung „Genüge zu leisten; aber Gewalt mit Gewalt abzutreiben.“ Hierbey blieb die Stadt, und wich von diesem Grundsatze nicht ab, als sich die Unterhandlungen mit dem Adel und Freyburg fruchtlos zerschlugen. Der Adel rüstete sich, sieben hundert mit gekrönten Helmen, zwölf hundert Ritter, funfzehn tausend zu Fuße zogen gegen Bern. Das ganze Land war bewegt. Berns Sieg oder Untergang entschied über die

Freyheit oder Knechtschaft West = Helvetiens. Täglich brachte das flüchtige Landvolk schreckende Nachrichten von dem Anzuge, den Drohungen und der Macht der Feinde in die Stadt. Berns Freunde waren mit Sorgen erfüllt. Der Adel und seine Anhänger überließen sich einer stolzen Sicherheit. Sie waren gesinnet, zu Bern keinen Menschen leben zu lassen; sondern Alles mit dem Schwerte zu verderben. Jeder von den Verbündeten hatte sich schon ein Haus in der Stadt auserwählt, das er nach dem gewissen Siege zu besitzen gedachte. Die Bürger hingegen bothen alle ihre Kräfte zur Vertheidigung auf, und waren entschlossen, sich eher unter dem Schutte ihrer Mauern begraben zu lassen, als von den stolzen Feinden Gnade zu erflehen, oder anzunehmen. Weil die Berner sahen, daß das erste Augenmerk der Feinde auf Laupen gerichtet seyn müsse, wo Ritter Anton von Blankenburg mit einer schwachen Besatzung lag, so schwuren sie bey Gott und allen Heiligen, Gut und Leben zur Behauptung Laupens aufzuopfern, und erließen die Verordnung: „Wenn „ein Vater zwey Söhne habe, oder wenn sonst in einem „Hause zwey Brüder seyen, so solle einer von ihnen nach Lau„pen ziehen.“ Auf diese Weise zogen sechs hundert Mann unter Johann von Bubenberg, dem Sohne, rüstig und muthig aus, entschlossen, für die Vertheidigung Laupens den letzten Tropfen Blut zu vergießen.

Rudolf von Erlach.

Nachdem die Berner auf diese Weise der ersten Noth abgeholfen, und für die Sicherheit Laupens möglichst gesorgt hatten, so rathschlagten sie über die Wahl eines Feldherren, dessen kluger Leitung die Freyheit und Ehre der Stadt anvertraut werden könnte. Viele hatten sich schon, als Anführer in kleineren Fehden, mit Ruhme versucht; aber einem so entscheidenden Kampfe fühlte sich keiner gewachsen. In der Stunde dieser Verlegenheit kam Ritter Rudolf, Castellan von

Erlach, älteſter Sohn jenes Ulrich von Erlach, unter deſſen Anführung die Berner vor ein und vierzig Jahren am Donnerbühel geſiegt hatten, in die Stadt. Bey ſeinem Anblicke ergriff Freude und die Erinnerung an des Vaters Glück Aller Herzen. Ihn verlangte die allgemeine Stimme zum Feldhauptmann. Ihm überreichte der Schultheiß von Bubenberg das Banner der Stadt. Aber Erlach, wohlbekannt mit der Freyheitsliebe ſeiner Mitbürger, welche ſich ſelbſt in wichtigen Feldſchlachten nur ungerne dem ernſten Befehle des Anführers unterwarfen, und, für begangene Fehler, ſelbſt für verletzte Pflicht nur auf ihren Zünften Rede und Antwort ſchuldig zu ſeyn vermeynten, ſprach: „In ſechs Schlachten habe „ich gefochten, und jedes Mahl iſt die größere Zahl von der „kleineren überwunden worden. Den Feind fürchte ich auch „jetzt nicht; aber ich fürchte euern Ungehorſam. Mit Gottes „Hülfe gedächte ich zu ſtreiten, und zu ſiegen, wie vor dieſer „Zeit mein Vater; aber euer Feldhauptmann kann ich nicht „ſeyn, wenn ihr euch nicht eine ſtrengere Kriegszucht, als „bisher gefallen laſſet, und mir volle Gewalt gebt, ſelbſt „über Leben und Tod; denn wiſſet, daß nur die Ordnung „zum Siege führt!“ Da hoben alle Bürger zu Bern ihre Hände auf, und ſchwuren einen theuren Eid, dem Ritter von Erlach ohne allen Widerſtand gehorſam zu ſeyn bey Leib und Leben.

Rudolf von Erlach war ein Held, gerüſtet mit Weisheit und Muth, in einem Alter, wo die Leibeskraft alle ihre Stärke hat, und der Geiſt ſeine vollkommene Reife beſitzt. Gehoben und ermuthigt wurde Erlach durch das Andenken an ruhmvolle Thaten, die ſeine Ahnen für Bern ſeit der Stiftung der Stadt gethan. Er war Lehensmann des Grafen von Nidau, Erzieher ſeiner Söhne, zugleich Bürger von Bern. Als der Krieg der Herren gegen Bern losbrach, und Erlach in Gefahr kam, entweder die Pflichten gegen ſeine Vaterſtadt oder die gegen ſeinen Lehensherren zu verletzen, bath er den

Grafen, ihn zu entlassen. Der Graf antwortete ihm gleichgültig: „Wohl kann ich von zwey hundert Helmen und hundert vierzig mir ergebenen Rittern Einen Mann verlieren.“ Da entgegnete ihm Erlach: „Ihr sagt, Herr Graf, ich sey „Ein Mann, wahrlich als ein Mann will ich mich gegen „Euch zeigen.“ Mit diesen Worten schied er nach Bern.

Laupen. 1339.

Mittlerweile wurde Laupen hart belagert. Ein Sturm folgte dem andern. Mit allen Werkzeugen der damahligen Kriegskunst wurden die Mauern angegriffen, die Stadt aus den Blyden, (Wurfmaschinen,) mit schweren Steinen unaufhörlich beschossen. Unerschrocken vertheidigten sich Bubenberg und Blankenburg. Vergeblich wurden sie zur Uebergabe aufgefordert; aber die Lebensmittel waren aufgezehrt, das Volk ermattet von immerwährendem Wachen und Kämpfen, täglich minderte sich durch Wunden und Tod die Besatzung der Stadt.

Die Hülfe der Waldstätte 1339.

In dieser höchsten Noth waffnete Bern aufs eifrigste. Die Ausbürger aus dem Landgerichte, im Siebenthale, aus der Weißenau, das Volk des Simmenthales unter dem Freyherrn Johann von Weißenburg, die Mannschaft aus dem Hasli unter dem Vogte Cuno von Rinkenberg machten sich zum Zuzuge auf. Auch die Solothurner bewiesen, obgleich sie selbst bedrohet waren, die alte Bundestreue, und sendeten achtzig Helme zum Streite. Aber seine beste Hülfe suchte Bern bey den Männern in den ewig freyen Hochgebirgen. Der Alt-Schultheiß Freyherr Johann von Kramburg eilte über den Brünig in die Waldstätte, um von diesen tapfern Feinden des adelichen Uebermuthes Zuzug zu erbitten. Es hatte zwischen den Waldstätten und den Bernern ein alter Bund bestanden, jetzt war er zwar erloschen; aber, eingedenk der früheren Freundschaft, im Hochgefühle der eigenen, rühmlich er-

rungenen Freyheit, eilten neun hundert rüstige Streiter aus den Waldstätten über den Brünig nach Bern.

Die Stunden vor der Schlacht. 1339.

Den zwanzigsten Brachmonath 1339 langten sie an. Sogleich wurde Kriegsrath gehalten, um zu entscheiden, wenn und wie die Schlacht geliefert werden sollte. Die aus den Waldstätten sprachen: „Schnell und bis auf den letzten „Tropfen Blut!“ Ihre Meinung fand Beyfall. Die Krieger wurden durch priesterlichen Zuspruch zum entscheidenden Kampfe bereitet. Dann gönnte man dem Heere eine kurze Ruhe. Um Mitternacht gab Erlach das Zeichen zum Aufbruche. Beym Mondenschein zogen sie aus, vier tausend und fünf hundert Mann. Voran ging der Priester Baselwind in seiner Hand das Hochheilige. Den abgelebten Greisen wurde die Bewachung der Stadt überlassen. Weiber und Kinder lagen jammernd und voll banger Erwartung in den Kirchen bey Tag und Nacht auf den Knieen. In großer Ordnung zog das Heer durch das Land, um Mittag waren sie unweit Laupen. Sie stellten sich am Abhange eines Berges also auf, daß sie das Lager des Feindes, der mit großer Pracht Ritter schlug, oder sich muthwillig vergnügte, übersahen, und im Rücken von einem Walde gedeckt waren. Von der Stadt aus konnten sie nicht erblickt werden. Erlach hielt sein Heer enge geschlossen, und befahl, daß Niemand von seinem Platze weiche. Einzelne feindliche Ritter sprengten nach der Sitte der damahligen Zeiten die Berner an, um die Tapfersten zum Zweykampfe heraus zu fordern. Weil sich aber, dem Gebothe Erlachs gehorsam, keiner hervorthat, so spotteten und höhnten jene. Johann von Mackenberg, Schultheiß von Freyburg, rief: „Die Berner haben verkleidete Weiber in ihren Scharen!“ Ihm antwortete Cuno von Rinkenberg: „Ihr werdet es heute noch erfahren!“ Mit lauter Stimme rief ein Mann von Schwytz: „Wir sind bereit,

„wer will, der trete hervor!“ Graf Rudolf von Nidau billigte diesen Trotz des Adels nicht. Voll banger Ahndung sprach er zu denen, die mit Ungeduld die Schlacht begehrten: „Dieser Feind wird sich immer finden lassen!“ Schon früher hatte er gegen den Herzog Albrecht Besorgnisse geäußert, und als dieser fragte: „Der Nidauer zaget doch vor keinem „Feinde?“ Da schwur der Graf: „Heute Graf von Nidau „und nimmer, Leib und Gut verliere ich; ich will es aber „theuer verkaufen!“ Auch der Venner von Füllistorf von Freyburg warnte mißbilligend die übermüthigen Herren, und als man ihm spöttisch Furcht vorwarf, sprach er: „Meiner „Stadt Banner will ich ehrlich aufrecht erhalten, bis ich „selbst falle; aber ihr werdet euers Trotzes nicht froh werden!“

Schlacht bey Laupen. 1339 den ein und zwanzigsten Brachmonath.

Erlach ordnete sein Heer mit Weisheit uud Ruhe. Den Hülfsvölkern, voraus den Waldstätten, gestattete er den Ehrenkampf mit der feindlichen Reiterey. Er selbst mit den Bernern gedachte, gegen das Fußvolk zu streiten. Zu dem Dienste um seine Person wählte er eine Schaar auserlesener Jünglinge, indem er dem Heere zurief: „Wo sind nun die fröhlichen „Jünglinge, die täglich zu Bern mit Blumen, mit grünem „Reblaube und Federbüschen geschmückt, die ersten waren, „bey Tänzen und Gelagen den Feinden Hohn zu sprechen? „Heute stehet bey Euch die Ehre der Stadt, hier Banner, „hier Erlach!“ Da traten zahlreiche Haufen aus den Zünften der Gerber und Fleischer, die sich vermessen hatten, gegen den Feind eine besondere Tapferkeit zeigen zu wollen, hervor, riefen mit lauter Stimme: „Herr wir wollen bey Euch ste„hen!“ und umgaben das Banner. Die Schleuderer machten den Angriff. Jeder that drey Würfe auf den Feind. Sie tödteten Viele, dann traten sie in die Schlachtordnung zurück. Dieses Zurücktreten hielten die Hintersten im Berner-Heere,

junge, unerfahrene Mannschaft, für ein Zeichen zur Flucht. Schnell wendeteten auch sie sich, den eigenen, theuren Leib zu erretten, und eilten in den nahen Wald. Ihre Flucht wurde bemerkt, und erregte Unordnung und Schwanken in den Reihen des Gewalthaufens. In diesem gefährlichen Augenblicke zeigte Erlach die Klugheit eines erprobten Feldherren, dessen Geistesgegenwart auch ein überraschender Unfall nicht erschüttert. Mit freudigem, zuversichtlichem Antlitze rief er seinen wankenden Scharen zu: „Freunde, jetzt werden wir „siegen; denn die Spreuer ist vom Korne gestoben!“ Zugleich schwang er sein Schwert, und gab das Zeichen zum allgemeinen Angriffe. Schwere, eiserne Heerwagen mit Sicheln und Sensen an den Rädern, mit auserlesenen Kriegern beladen, stürmten voran. Hinter ihnen enge geschlossen die Menge des Fußvolkes. Mit vorzüglicher Freudigkeit Erlach selbst, der Stadt Banner in seiner Hand, treu umgeben von jenen Jünglingen, dem Kerne seines Heeres. Die Gegend hatte dem feindlichen Fußvolke nicht erlaubt, sich gehörig zu entwickeln. Um so weniger vermochte es dem gewaltigen Andrange begeisterter Gegner, die das köstliche Leben an das noch edlere Gut der Freyheit zu setzen entschlossen waren, zu widerstehen. Es fiel der prahlerische Mackenberg. | Freyburgs Banner entsank des edlen Füllistorfs sterbender Hand, der hier mit vierzehen seines Geschlechtes erschlagen ward. Nach kurzem Widerstande wendete sich das Fußvolk zur unordentlichen Flucht. Viele warfen die Waffen weg, um desto leichter zu entweichen. Es war Abend geworden. Noch befanden sich die Waldstätte, die Solothurner, die aus dem Hasli und Siebenthale in hartem Kampfe mit der feindlichen Reiterey. Schon einige Mahle waren sie auf dem Punkte gestanden, von dieser überwältigt zu werden, nur die furchtbare Tapferkeit der Waldstätte hatte mit Mühe die Schlacht gehalten, da griffen die von Bern den Feind in den Seiten und im Rücken an, und verschafften auch hier einen herrlichen Ausgang. Seinem Worte

getreu, fiel, wie er geahnet, Graf Rudolf von Nidau unter den Vordersten. Mit ihm die Ersten des adelichen Heeres. Die Pferde, die Waffen, die Leichname der Edeln deckten das Feld. So groß war ihre Niederlage, daß ein Freyherr von Blumenberg, als er hörte, wie Viele und Wer gefallen sey, ausrief: „Mich behüthe Gott, daß ich lebe nach dem „Tode solcher Männer!“ Mit diesen Worten sprengte er mit verhängtem Zügel unter die aus den Waldstätten, und fand einen rühmlichen Tod. Die Berner erbeuteten sieben und zwanzig Banner der Städte und Herren. Nach einer kurzen Verfolgung der flüchtigen Feinde sammelten sich die Sieger wieder auf der Wahlstatt, fielen auf die Kniee, und dankten dem, der ihnen den Sieg gegeben. Unter Freudenthränen vereinigte sich die Besatzung zu Laupen mit den siegreichen Brüdern. Hierauf lobte Erlach das Heer um seiner Tapferkeit und seines Gehorsames willen. Dann befahl er, daß man, wie es Sitte sey, die Nacht auf dem erstrittenen Schlachtfelde bleibe, theils, um zu beweisen, auf wessen Seite der Sieg sey, theils, um die Verwundeten zu pflegen. Früh am folgenden Morgen zogen die Sieger heim. Voran, wie beym Auszuge, der Priester mit dem Hochheiligen, hinter ihm die erbeuteten Banner, Waffen und Rüstungen, dann das Heer, des Sieges sich freuend. So erreichten sie Bern. Unter dem Jubel des Volkes zogen sie ein in die Stadt. Da legte Erlach, nachdem er das Vaterland gerettet, vor allen Dingen die Obergewalt nieder, die man ihm für die Stunde der Noth ertheilt hatte. Dann wurde der Bund zwischen Bern und den Waldstätten erneuert, und diesen letzteren thätliche Beweise des Dankes gegeben. Die Verordnung, daß dieser Tag alljährlich mit feyerlichem Gottesdienste begangen werde, sollte das Andenken desselben und den Eifer zur Nachahmung so rühmlicher Thaten auch auf die fernsten Nachkommen fortpflanzen.

Friede. 1341.

Nach diser siegreichen Schlacht fühlten Freyburg und der Adel die Rache der Berner. Den ersten wurden bey Schönenberg mehrere hundert ihrer besten Bürger erschlagen, und wenig hätte gefehlt, so würden die Berner Freyburg selbst erstürmt haben. Die Burgen des Adels wurden gebrochen, und alle Feinde Berns so sehr geängstigt, daß im Jahre 1341 ein allgemeiner Friede leicht zu Stande kam. Nur Graf Peter von Greyerz beharrte auf seinem feindseligen Sinne; allein mehrere Verluste bewogen auch ihn 1350 Friede zu schließen. Die Berner gingen aus diesem Kriege, der sie verderben sollte, mächtiger hervor, als noch nie, und wenn schon ihr Gebiethe nur unbedeutend vergrößert worden war, so hatten sie sich dagegen durch Bündnisse und Burgrechte mit mehreren Städten unter denen auch 1343 das bisher so feindselige Freyburg war, bedeutend verstärkt, und sich einen unsterblichen Ruhm erworben, den ihnen die fernsten Jahrhunderte nicht zu rauben vermögen.

Die große Pest. 1349.

Ehe noch alle diese Fehden beygelegt waren, wüthete im Jahre 1349 eine fürchterliche Pest, die den dritten oder vierten Theil des Menschengeschlechtes vertilgte. In Basel allein starben in kurzer Zeit vierzehn tausend Menschen. Ganze Städte sah man veröden. Erbschaften blieben ohne Anspruch! Reich beladene Schiffe fand man auf der offenen See mit der ausgestorbenen Mannschaft. Der Priester, der Aerzte, der Todtengräber waren zu wenige. Die geweihete Erde der Gottesäcker reichte nicht mehr hin, um die Menge von Leichen aufzunehmen. Nur allein vom Barfüsser-Orden sollen ein hundert vier und zwanzig tausend vier hundert und dreyßig Mönche gestorben seyn. Dieser Pest waren fürchterliche Erdbeben vorher gegangen, die viele Städte, Burgen und Dörfer zertrümmerten. Hin und wieder herrschte große

Wassersnoth. Theure, Hunger, verheerende Heuschrecken, auch ein unschuldiger Comet hatten die Menschen schon lange vorher als Vorbothen der Noth geschreckt, und als nun jenes gräßlichste aller Uebel losbrach, so hielten sie den Zorn Gottes vollends für gereizt. Im Anfange kamen zwar in vielen Städten und Ländern die Juden in Verdacht, als ob sie durch Vergiftung der Brunnen Ursache des Unglückes wären. Eine Verfolgung gegen sie begann, und durch die erhitzte Schwärmerwuth der Christen litten unzählige, unschuldige Juden den grausamsten Tod in den Flammen, oder raubten sich in der Verzweifelung selbst das Leben, und über ihren Leichen wurden ihre Kinder auf die Religion der Mörder ihrer Aeltern getauft. Wohl mögen die Juden auch von Vielen verfolgt worden seyn, die nach den Reichthümern gelüsteten, welche sich jene durch ausgebreiteten Handel erworben hatten, oder die sich für die wucherischen Bedrückungen der Juden zu rächen wünschten, oder die ihre Ermordung für das leichteste Mittel hielten, die Schulden zu bezahlen, welche die Juden an sie zu fordern hatten. Als das Uebel der Pest durch die Juden-Vertilgung nicht gehoben werden konnte; sondern sich von Tage zu Tage steigerte, glaubte man, Gott wolle im gerechten Zorne das ganze sündige Menschengeschlecht ausrotten. Viele suchten nun, durch Casteyungen diesen Zorn von sich abzuwenden. Große Brüderschaften von hunderten und tausenden thaten sich unter dem Nahmen Flagellanten, (Geißler,) zusammen, durchzogen in seltsamer Kleidung, mit entblößtem Rücken das Land, und geißelten sich mitten in den Städten auf öffentlichen Plätzen unbarmherzig für die Sünden der Welt, lasen dann einen Brief ab, der vom Himmel sollte gefallen seyn, und ermahnten jedermann zur Reue und Besserung. Viel unnützes Volk gesellte sich ihnen bey, um sich unter dem Scheine besonderer Heiligkeit und der demüthigsten Busse Diebstahl, freche Ausschweifungen, Unordnungen zu erlauben. Endlich schien die Sache so bedenklich, daß sich

der Pabst und weltliche Fürsten gegen diese Geißler erhoben, und dem Unwesen ein Ende machten. Andere versuchten durch jede Verletzung des Sittengesetzes, das Leben, welches sie nun bald verlieren sollten, noch ganz zu genießen. Nur Wenige lebten im Vertrauen auf Gottes rettende Hülfe ruhig und ordentlich, ohne weder im Kummer noch im Lebensgenusse auszuschweifen. Nachdem das Uebel vier lange Jahre gewüthet hatte, verlor es sich zuletzt. In diesen schweren Zeiten beschlossen die Berner, um die Gemüther ihrer jungen Mannschaft zu erheitern, und ihren Leib in einer erfrischenden Thätigkeit zu erhalten, einen Zug ins Siebenthal gegen den Grafen Peter von Greyerz, denselben Zug, der dem Grafen 1350 den vorhin erwähnten Friedensschluß abnöthigte.

Undank gegen Johann von Bubenberg. 1350.

Nachdem der Schultheiß Johann von Bubenberg der Aeltere seine Würde in den schwersten Zeiten mit Muth und Weisheit bekleidet, und Alles gethan hatte, was dem redlichen Bürger in Gefahren des Staates Pflicht ist, so regte sich in den durch den Krieg zur Unruhe gewöhnten Gemüthern vieler Berner das Mißvergnügen gegen ihn. Seit Langem herrschte in Bern ein großer Zwist und Partheyung der Geschlechter. Sie hatte ihren Anfang genommen als Lorenz Münzer durch einen Bubenberg von der Schultheißenwürde war verdrängt worden. Letzterer war das Haupt der Ritterschaft und des höheren Adels, Ersterer der Anführer des niederen Adels und adelgleicher, achtbarer, bürgerlicher Geschlechter. Dieser alte Streit regte sich nun wieder, und die Bubenbergische Parthey mußte so lange unterliegen, als Peter von Balm lebte, der bey Laupen das Banner getragen hatte. Die Feinde der Bubenberge streuten aus: „Der Schultheiß nehme Mieth und „Gaben, und regiere mit großem Stolze wie ein gebohrner „Fürst.“ Sie fanden Glauben, Bubenberg wurde entsetzt, und mit seinen Freunden und Verwandten auf hundert Jahre

und einen Tag aus der Stadt verbannt. Es wäre ihm vielleicht ein Geringes gewesen, einen Auflauf zu seinen Gunsten zu erregen; allein er zog sich lieber in der Stille auf sein nahes Schloß zurück. Dort lebte er vierzehen Jahre. In dieser Zeit legte sich der Neid der Bürger. Seine mächtigsten Feinde vergaßen den alten Streit, oder waren ein Opfer der Pest geworden. Man fing an, um so billiger über ihn zu urtheilen, da er der Stadt um ein geringes Geld bedeutende Rechte verkaufte, und viele Bürger in ihrem verminderten Erwerbe die Entfernung der reichsten Geschlechter schmerzlich fühlten. Eines Tages that sich 1364 das Volk mit lautem Jubel zusammen, forderte von dem Schultheißen Conrad von Holz von Schwarzenburg das Banner der Stadt, um die Bubenberge ehrenvoll einzuhohlen. Der Schultheiß mußte das Banner aus dem Fenster reichen. Er selbst entfloh. Unter allgemeinem Frohlocken zog Bubenberg mit seinen Söhnen wieder in Bern ein, und weil sein hohes Alter ihn selbst verhinderte, die Schultheißenwürde noch ein Mahl anzunehmen, so ward sein ältester Sohn Johann, der tapfere Vertheidiger von Laupen, mit dieser Ehrenstelle bekleidet.

Erlachs Ermordung. 1360.

Wenn schon die Beschreibung des unglücklichen Ausganges dieses großen Mannes der Zeitfolge nach noch nicht hieher gehört, so reihen wir sie doch den so eben erzählten Begebenheiten an, damit derselbe Abschnitt Erlachs Thaten und Ende umfasse. — Ritter Rudolf von Erlach, der Held von Laupen, hatte sich nach Beendigung jenes Krieges vom öffentlichen Schauplatze zurückgezogen, und lebte bis in sein hohes Alter auf einer Besitzung unweit Bern. Schultheiß war Erlach nie gewesen, auch nie mehr Feldherr, weil er den Neid der Großen und den Wankelmuth des Volkes fürchtete. Dagegen lebte er im höchsten Ansehen, und genoß der allgemeinen Achtung. Die Meinung von seiner Rechtlichkeit war so

groß, daß ihm nach der Schlacht von Laupen von den Anverwandten der beyden unmündigen Söhne des erschlagenen Grafen von Nidau die Vormundschaft über die Verwaiseten mit vollestem Vertrauen übertragen wurde, und nie fand man Ursache, diesen Schritt zu bereuen. Ungekränkt blieben die Söhne in dem Erbe ihrer Väter, nie begehrte das siegreiche Bern ihr Eigenthum zu schmälern. — Einsam, haushälterisch, mäßig lebte Erlach, der Geehrte, auf seiner Burg. Seine Kinder waren ferne von ihm, oft war der Greis, während Knechte und Mägde das Feld bebauten, nur von seinen Hunden bewacht. Sein Schwert, welches er in den Siegen für das Vaterland geführt hatte, hing in seinem Zimmer an der Wand. So war er eines Tages, als er von seinem Tochtermanne Jost von Rudenz besucht wurde. Dieser verschwenderische Mann hatte schon lange Erlachs Mißfallen erregt. Erlach, als Greis und Vater, glaubte, zu einigen Vorstellungen berechtigt zu seyn. Es erhob sich unter ihnen ein Wortwechsel, und Erlach machte dem Sohne mehrere bittere scharf treffende Vorwürfe. Rudenz, vom Zorne ergriffen, blickte um sich, sah jenes Schwert, riß es an sich, erschlug den alten Helden, und entfloh. Mit Geheul verfolgten ihn Erlachs treue Hunde in den nahen Wald. Als die Nachricht von dieser Mordthat nach Bern kam, machte sich die ganze Stadt zu Roße und zu Fuße auf, den Mörder zu fangen. Sie ereilten ihn nicht. Er soll bald nachher eines unbekannten Todes gestorben seyn. — So endigte Erlach, der bey Laupen wenn nicht die Freyheit der ganzen Schweiz, doch wenigstens die eines bedeutenden Theiles derselben gerettet hatte. Denn wie ganz anders würden sich die Verhältnisse im Westen unsers Vaterlandes gestaltet haben, wenn der Adel obgesiegt hätte; das freye Bern aber unterlegen wäre. — In den Gemüthern derer, die edle Vaterlandsliebe zu ehren wissen, wird Erlach ein unvergängliches Denkmahl haben. In allen großen Gefahren der Eidsgenossenschaft sollte den Führern

seines Volkes sein Beyspiel vorleuchten. Auch bey fremden Nationen und in fernen Jahrhunderten, wenn das Volk der Eidsgenossen schon längst untergegangen seyn wird, wird Er in den Büchern der Geschichte neben den großen Griechen und Römern glänzen, ein Held ohne Furcht und ohne Tadel.

Viertes Capitel.

Der Bund der acht alten Orte.

1350 — 1358.

Die Verschwörung gegen Zürich.

Rudolf Brun, der Bürgermeister, hatte nun sein Amt vierzehn Jahre lang verwaltet, und stand bey den Einen im höchsten Ansehen, von Andern wurde er äußerst gehaßt, als ein Mann, der das Unglück vieler reichen, tapfern, edlen Bürger geworden sey, der dem Pöbel die Regierung, sich selbst eine allzu große Gewalt in die Hände gespielt, und die erschlichene mit Grausamkeit behauptet habe. Seine bittersten Feinde aber waren die, welche ihren Sturz zum Theile ihrer eigenen Schuld und Kraftlosigkeit, zum Theile der Betriebsamkeit Bruns zuzuschreiben hatten. Der Mensch ist überhaupt geneigter zum Befehlen, als zum Gehorchen; aber am schwersten scheint das Gehorchen denen, die einst die Süßigkeit des Herrschens geschmeckt. Von der Zeit erwarteten jene, so lange Brun lebte, nichts Gutes, darum beschlossen sie, der Zeit zuvor zu kommen, und machten einen Anschlag, den Bürgermeister zu tödten, und durch den Untergang ihres Feindes Vaterland, Gut und Ehre wieder zu gewinnen. Die That schien ihnen löblich, weil sie den alten Gesetzen gemäß war, und weil sie dadurch die Vaterstadt von der Tyranney des

Bürgermeisters zu befreyen gedachten. So thaten sich denn die vertriebenen Räthe, viele Anhänger der alten Verfassung, viele unruhige Köpfe und Viele vom Adel zusammen, und setzten eine Nacht fest, in welcher sie ihr Vorhaben ausführen wollten.

Die Mordnacht in Zürich. Den drey und zwanzigsten Hornung 1350.

Alle Anstalten zum glücklichen Gelingen des Anschlages waren mit Vorsicht getroffen worden. Schon seit geraumer Zeit waren mehrere hundert Söldner der Verschworenen als Pilger gekleidet oder auf mancherley andern listigen Wegen in die Stadt gekommen, und hielten sich bey den einverstandenen Bürgern verborgen. Ein Zuzug zur Unterstützung der Verschworenen war von Rapperschwyl her zu Wasser und zu Lande angeordnet, und der Wächter des Thores, das der Wohnung des Bürgermeisters nahe lag, war gewonnen, diesen Zuzug einzulassen. Wenige Stunden vor dem Ausbruche der Verschwörung ritten der Graf Johann von Rapperschwyl, der vor Begierde brannte, seinen bey Grynau erschlagenen Vater zu rächen, der Graf Friederich von Tockenburg, der Freyherr Ulrich von Bonstetten und der Freyherr von Mazingen unter verschiedenen Vorwänden mit großem Gefolge in die Stadt ein. Graf Johann hatte sogar einige der Verschwornen bey sich, was Anfangs Aufsehen erregte; weil man aber glaubte, er sey gekommen, für sie zu bitten, so beruhigte man sich. Der Herr von Hohen-Landenberg, dessen Burg die Zürcher erst kürzlich zerstört hatten, wurde über die Stadtmauern gezogen, weil das öffentliche Erscheinen eines so hart Geschädigten nothwendig Mißtrauen hätte erregen müssen. Ein Theil dieser Parthey versammelte sich unter dem Vorwande, dem Grafen einen Ehrentrunk zu geben, in dem Hause eines mitverschworenen Wirthes, um daselbst die letzten Verabredungen zu treffen. Ein Bäckerjunge, Nahmens Ecken-

wieser schlummerte hinter dem Ofen des Zimmers, in welchem sie versammelt waren. Durch den Lärm aufgeweckt, hörte er ihren Anschlag, vernahm ihr Loosungswort, und dann gelang es ihm, sich unbemerkt hinweg zu schleichen, vielleicht, weil ein jeder meinte, daß er zu ihren Knechten gehöre. Der Junge benachrichtigte schnell seinen Meister von dem, was er vernommen, der Meister eilt zu Brun, Brun halb gekleidet, halb gerüstet auf Nebenwegen auf das Rathhaus. Sein Weib, seine Kinder, sein Gesinde wecken mit großem Geschreye die benachbarten Bürger. Jenen Bäcker schickt Brun an die Sturmglocke. Zum Glücke nimmt dieser einen ungewohnten Weg auf den Glockenthurm, und entgeht so einer Wache der Vertriebenen, die bereits den gewohnten Eingang besetzt hatte. Als Brun zum Rathhause kam, stand dort ebenfalls schon eine Abtheilung der Verschworenen. Sie erstachen des Bürgermeisters treuen Knecht, der nach seinem eigenen Vorschlage in dem Kleide des Herren voranging, damit Brun, der des Knechtes Kleidung trug, desto weniger erkannt werde. „Denn, sagte der Treue, an mir, dem Knechte, ist nicht so „viel gelegen, und ich bin schon zufrieden, mit meinem Tode „das Leben des Herren und die Freyheit der Vaterstadt zu „retten.“ Brun selbst gab den Feinden ihr Loosungswort „Petermann,“ und entging der Gefahr. Mittlerweile hatten die Verschwornen bemerkt, daß ihr Anschlag verrathen sey, und obschon die verabredete Stunde noch nicht gekommen war, eilten sie auf die Straßen, den Anschlag wo möglich noch durchzusetzen. Ihr erster Versuch ging dahin, den Bürgermeister, der sich zu seinem Glücke schon auf dem Rathhause befand, in seiner Wohnung aufzuheben. Während die Verschworenen hier einige Zeit nutzlos verloren, hatte sie bereits ein bedeutender Schlag betroffen. Der Graf Friederich von Tockenburg bereute es, sich in diese Unternehmung gegen Zürich, das seit langer Zeit mit seinem Hause in freundschaftlicher Beziehung gestanden, eingelassen zu haben. Er ver-

suchte, sich mit zwey seiner Edelleuten zu Schiffe zu entfernen. Auf dem Wasser merkte der Schiffer aus einzelnen Worten, welche die Ritter fallen ließen, daß etwas Verderbliches wider die Stadt im Werke und sein eigen Leben in Gefahr sey. Schnell besonnen, warf er das Schiff um, die schwer gerüsteten Herren ertranken, der leicht bekleidete Schiffer rettete sich mit Schwimmen, weckte und warnte die Bewohner der kleinen Stadt. Das geschah um die selbe Zeit, als die Sturmglocke beym großen Münster erklang, und Brun aus den Fenstern des Rathhauses schrie, man solle zur Rettung der Stadt die Verschworenen, welche sich bereits in großer Zahl auf den Marktplätzen versammelt hatten, kühn und tapfer angreifen. Die schnell bewaffneten Bürger der kleinen Stadt warfen die obere Brücke ab, drückten dann, von ihren Zunftmeistern angeführt, der untern Brücke und dem Rathhause zu, und das Gemetzel begann. Zu gleicher Zeit wurden die Verschworenen von der einen Seite durch die Metzger und ihre Knechte, welche im Schlachthause versammelt waren, mit Beilen, Knütteln und andern Werkzeugen dieses Handwerkes entschlossen angegriffen; von der andern Seite aber durch die Chorherren zum großen Münster, welche in der Frühmette gewesen waren, und mit allen ihren Angehörigen den Altar verließen, um bepanzert in den Kampf zu eilen. Eine Zeit lang hielten die Verschworenen den Kampf gegen die überlegenen Bürger aus; aber allmählich wurden sie in die Marktgasse und in die engen Straßen des Niederdorfes zurückgetrieben, und hier von Weibern, Kindern, Greisen aus den Fenstern und ab den Dächern mit Kacheln, Töpfen, Steinen, Ziegeln begrüßt. Selbst in dieser verzweifelten Lage kämpften sie noch muthig fort, denn sie fochten für ihr Leben, und immer stärkte sie die Hoffnung auf die Ankunft jenes Rapperschwylischen Zuzuges, mit dessen Hülfe ihnen der Sieg kaum würde entgangen seyn. Aber auch diese Hoffnung war ihnen bereits abgeschnitten. Einige Feige aus ihrer Mitte

hatten sich allzu eilig geflüchtet, begegneten der ersehnten Verstärkung nahe bey der Stadt, und meldeten ihr, es sey für die Verschworenen bereits Alles verloren. Der Anführer des Zuzuges erkundigte sich nicht näher, und zog sich so eilig und unbesonnen zurück, daß ein Theil der Seinigen die Waffen von sich warf, und man am folgenden Tage Leichname seiner Streiter fand, die durch ihre eigene Reiterey waren zertreten worden. Auch die Schiffe zogen sich schnell zurück, nicht, ohne sich in der Dunkelheit selbst zu beschädigen, und das Schicksal der Verschworenen war entschieden. Ihrer wurden in Folge des Gefechtes immer weniger, und diese wenigen ermatteten. Die Bürger hingegen ersetzten ihren Verlurst durch neuen Zulauf. Viele von den Verschworenen suchten sich zu retten, indem sie ihre Parthey verließen, und sich hinten an die Bürger anschlossen. Nach großem Verlurste zerstreuten sich die übrigen in den ihnen unbekannten Gassen, oder wurden von den Bürgern zersprengt, und in einzelnen, kleinen Haufen mit leichter Mühe aufgerieben. Viele sprangen, um sich zu retten, von den Stadtmauern herunter. Einige entkamen durch Schwimmen. Andere, die zu Wasser entrinnen wollen, versanken mit überladenen Schiffen. Die Meisten wurden erschlagen, auch Landenberg, Mazingen und drey von Bonstetten, nebst fünf gewesenen Räthen. Der Graf von Habsburg und Ulrich von Bonstetten, welche über die Mauern gesprungen waren, und sich stark beschädigt hatten, wurden in dem Stadtgraben gefangen. Diesen Ausgang nahm die Verschwörung gegen Brun, welche mit Klugheit entworfen, mit seltener Vorsicht geheim gehalten, und nur durch die Hand des Schicksales und den verzweifelnden Muth der Bürger im Augenblicke des Gelingens vereitelt wurde.

Die Rache. 1350.

Der Graf und der Freyherr wurden im Wellenberge, dem Gefängnisse gemeiner Verbrecher, aufbewahrt, doch wurde

Bonstetten auf Fürsprache und um ein Lösegeld bald wieder frey gestellt. Die Leichname der erschlagenen Verschwornen lagen drey Tage in den Straßen, jeder Verunglimpfung durch Wagen, Pferde, Hunde oder Muthwillige ausgesetzt. Viele, die sich in Bürgerhäuser geflüchtet hatten, wurden noch an den folgenden Tagen erstochen. Achtzehn gefangene Bürger, zum Theile aus den edelsten Geschlechtern wurden vor dem Rathhause mit dem Schwerte gerichtet, und drey Tage lang zur Schau ausgestellt. Neunzehn andere wurden vor ihren eigenen Häusern auf das Rad geflochten, und drey Tage lang den wildesten Schmerzen und dem Anblicke ihrer Peiniger Preis gegeben. Diese rachesüchtige Grausamkeit übte Brun, weil er das Urtheil der Nachwelt nicht achtete, und durch eine solche Härte jedermann von künftigen Angriffen auf seine Macht abzuschrecken hoffte. — Sieben Tage nach der Mordnacht zogen die Zürcher mit Hülfe der Schaffhauser gegen Rapperschwyl, weil diese Stadt ohne Absagebrief das nächtliche Unternehmen zu unterstützen versucht hatte. Am dritten Tage der Belagerung ergab sich Rapperschwyl, und huldigte mit Vorbehalte der Freyheit, der Güter und des Lebens. Eine Zürchersche Besatzung sollte für den Gehorsam und die Sicherheit der eroberten Stadt sorgen.

Zerstörung Rapperschwyls. 1350.

Die Eroberung von Rapperschwyl brachte die Zürcher in Unfrieden mit dem Hause Oesterreich, dessen Lehen diese Stadt war. Brun wagte es nicht, die Eroberung gegen Oesterreichs Uebermacht zu behaupten, und hatte nicht so viel Großmuth sie unbeschädigt aufzugeben; sondern es schien ihm zur Abkühlung seiner Rache oder zur Sicherstellung Zürichs nöthig, Rapperschwyl zu zerstören. Da ließ er zuerst sechszig der vornehmsten Bürger als Geißeln nach Zürich führen, dann wurde das feste Schloß vernichtet, hierauf die Stadtmauern niedergerissen, zuletzt auf Bruns Befehl in der härtesten Win-

terkälte des Christmonathes die gesammte Bürgerschaft mit Weib und Kind, mit Alten und Kranken und ihrer besten Habe auf das Feld getrieben; die Stadt aber bis auf die letzte Hütte verbrannt. Auf diese Nachricht entflohen jene sechszig Geißeln von Zürich. Sie fanden ihre Angehörigen im tiefsten Elende, jedes schützenden Obdaches beraubt. Sey es auch, daß die Rapperschwyler Zürich zuerst gereizt, und auf das Verderben dieser Stadt gesonnen haben; oder daß den Bürgern Rapperschwyls auch nach der Eroberung nicht ganz vertraut werden konnte, welches wahrscheinlich und begreiflich, aber nicht historisch erwiesen ist; oder sey es, daß der Zürcherschen Besatzung in Rapperschwyl, deren große Unkosten in Zürich schon längst Unzufriedenheit erregt hatten, von dem umliegenden Adel Gefahr drohte; oder sey es, daß wichtige kriegerische Gründe die Zerstörung der Festungswerke Rapperschwyls wünschbar machten: Dennoch bleibt der Brand dieser Stadt ewig ein unnöthiger Kriegsgreuel, ein Schandfleck für Zürich, eine That, die diese letztere Stadt dem Verdachte Preis gab, Rapperschwyl sey nur aus Neide wegen seiner schönen, zum Handel geeigneten Lage zerstört worden. Der Brand dieser Stadt bleibt ewig eine ehrlose, meyneidige und grausame That von Brun, der den Unglücklichen bey der Uebergabe Freyheit, Gut und Leben zugesichert hatte, und ihnen, indem er sie langsam peinigte, Alles, bis auf das nackte Leben, entzog. Der Brand dieser Stadt bleibt ewig eine That, die sich auch dadurch nicht entschuldigen läßt, daß die Friedensvorschläge der Zürcher, begleitet von der Drohung, im Weigerungsfalle Rapperschwyl zu zerstören, von den Grafen von Habsburg, den Brüdern des gefangenen, und dem Hause Oesterreich stolz und verächtlich abgewiesen, und Zürich dadurch in die Nothwendigkeit versetzt worden sey, seiner Ehre ein Opfer zu bringen. Nie wird man durch schonende Milde, wohl aber durch grausame Härte entehrt.

Zürich in den Bund. 1351.

Nach Rapperschwyls Zerstörung war die Gefahr eines Krieges mit Oesterreich drohender, als zuvor. Daher sah sich der Bürgermeister nach Hülfe um, und glaubte, dieselbe in einem Bunde Zürichs mit den Waldstätten, diesen Erbfeinden Oesterreichs, zu entdecken. Seine Anfrage wurde von den Eidsgenossen, denen eine solche Verstärkung ihrer Macht wünschenswerth war, gerne angenommen. Ende Aprils 1351 erschienen die Gesandten von Uri, Schwytz, Unterwalden, Luzern in Zürich, und schlossen Anfangs May einen steten, festen und ewigen Bund, zur Erhaltung ihrer Verfassungen, und zur wechselseitigen Vertheidigung ihrer wohl erworbenen Freyheit. Weil sich Zürich durch Alter, Größe, Wohlhabenheit, Gelehrsamkeit auszeichnete, so ließ ihm die Bescheidenheit der Waldstätte den Vorrang, doch ohne Vorrecht. — Wenn Reding bey Morgarten den Kern der Eidsgenossenschaft von der Knechtschaft errettet; wenn Erlach in der Schlacht bey Laupen durch hohen Heldensinn die Freyheit der westlichen Schweiz begründet, oder gesichert hatte, so wirkte die Staatsklugheit Bruns, der, um der Vergeltung seiner Thaten auszuweichen, und seine Macht sicher zu stellen, den Eintritt Zürichs in den Eidsgenössischen Bund bereitete, nicht minder segensvoll für die Erhaltung der schon bestehenden Eidsgenossenschaft, und für die spätere Befreyung vieler Gegenden und Länder im Osten unsers Vaterlandes.

Die damahlige Eidsgenossenschaft.

Nachdem die Waldstätte ihre Freyheit gestiftet und geschützt, ihre Freunde zu Luzern und Bern wider ungerechte Gewalt rühmlich beschirmt, und die Zürcher in ihren Bund aufgenommen, lebten sie wie ein Volk, das keinen Feind verdient, und keinen Feind fürchtet. Allen half das Ansehen ihres Bundes zu billigen Verträgen mit Freunden und zur Ruhe im Innern. Sie ehrten und liebten einander, und

gaben sich dessen Beweise. Selbst wenn einer ein schweres Verbrechen begangen, ward der Vorbitte der Eidsgenossen zuliebe die Strafe gemildert, oder erlassen. — Die Lussi in Unterwalden vergaßen, als Luzern im Unglücke war, daß ihre Väter daselbst Feinde gehabt. — Luzern, von grausamer Feuersbrunst kaum erstanden, wurde zerrüttet, wenn Oesterreichs Parthey ein Mahl überwog, sonst regierten im wohl geordneten Rathe vaterlandsliebende Männer geehrt und geliebt. — Das Land Uri genoß im Frieden die Vortheile des Gotthard-Passes. — In gerechten und glücklichen Sitten blühte Schwytz. — An die Waldstätte schloß sich mit Würde Zürich an, ihnen stand mit Würde Zürich vor. — So war damahls die Schweizerische Eidsgenossenschaft.

Erste Belagerung Zürichs durch Oesterreich. 1351.

Das Bündniß der Zürcher mit den Eidgenossen blieb von Seiten des Hauses Oesterreich dem dasselbe für die Gegenwart höchst lästig war, für die Zukunft Besorgnisse erregte, nicht lange ungestört. Im August 1351 kam Herzog Albrecht der Weise, Kaiser Albrechts Sohn, Kaiser Rudolfs Enkel, mit großem Gefolge nach Bruck im Aargau. Er war ein Herr, groß und schön von Leibe, geistreich, gebildet, in Unterhandlungen für die Schweizerische Einfalt nur allzu gewandt, durch Gerechtigkeit ehrwürdig, Vater der Armuth, theilnehmend gegen das Unglück, Herr seiner selbst. Scherz und Fröhlichkeit liebte er sehr, auch bedurfte er der Aufheiterung, denn er war von den besten Lebensjahren an von der Gicht geplagt, weßwegen er auch den Zunahmen der Lahme erhielt. Bey mißlungenen Anschlägen zeigte er seiner Kränklichkeit wegen eine allzu große Reizbarkeit. Seine Hauptsorge war, die Macht seines Hauses zu vergrößern, doch muß zu seinem Ruhme gemeldet werden, daß er, dieses nur auf rechtlichem Wege und durch offenen Angriff zu thun, begehrte, und sich scheute, gewisse günstige Gelegenheiten zu benutzen,

die Andere an seiner Statt begierig ergriffen hätten, um ihre Absichten zu fördern. Als z. B. im Jahre 1356 ein fürchterliches Erdbeben durch Feuer unterstützt, die Stadt Basel und ihre Mauern in Trümmer gelegt hatte, so rieth ein Höfling dem Herzoge, der eben damahls eine Sache wider Basel hatte, die unbewehrte Stadt, welche ihm die Natur selbst geöffnet hätte, einzunehmen; aber der Herzog erwiederte: „Da sey Gott vor, daß Albrecht von Oesterreich die tödte, „die der göttliche Arm verwundete!“ und befahl, daß vier hundert Männer aus dem Schwarzwalde hinziehen sollten, um auf seine eigenen Kosten den Baslern ihre zerstörte Stadt reinigen und herstellen zu helfen. Den Krieg gegen die Eidsgenossen, die sich der Herrschaft seines Hauses entzogen, und gegen Zürich, das, wiewohl nicht ungereizt, Albrechts Verwandten und Lehenmanne wehe gethan, hielt er für gerecht. Zur Zeit, als Albrecht sich aufmachte, um gegen Zürich zu ziehen, war er drey und sechszig Jahre alt. Als er in Bruck anlangte, so schickten ihm die Zürcher Gesandte mit Geschenken entgegen. Der Herzog nahm sie gütig auf, dankte, verbarg seinen Haß. Nach wenigen Tagen aber versammelte er seine Vasallen, und klagte ihnen die Thaten Zürichs und den Trotz der Eidsgenossen; besonders laut und schmerzlich klagten die Gesandten von Rapperschwyl. Es wurde beschlossen, die Zürcher zu strafen. Nach einigen fruchtlosen Unterhandlungen rüstete der Herzog sein Heer. Die bedrohten Zürcher sendeten an den Kaiser Carl IV., sendeten an die Waldstätte. Der Kaiser versprach, sich um den Frieden zu bemühen, die Waldstätte zogen mit offenen Bannern in die Stadt. Wenige Stunden später nahte sich derselben Herzog Albrecht mit sechszehn tausend Mann. Bald nach seiner Ankunft zeigten sich Vermittler, die Albrecht um so lieber anhörte, da er noch nicht ganz gerüstet war. Die Königinn Agnes von Hungarn, welche gegen Zürich eine besondere Zuneigung heuchelte, sprach als Schiedsrichterinn der Stadt ein hartes und unbilliges

Urtheil. Selbst damit nicht zufrieden, suchte Oesterreich, welches den Frieden nie begehrt hatte, und durch diese Unterhandlungen nur Frist zur Vollendung seiner Rüstungen gewinnen wollte, bald neuen Streit. Der gefangene Graf von Habsburg, dessen Loslassung von der Schiedsrichterinn vielleicht vorsetzlich nicht ausgesprochen worden war, mußte den Vorwand dazu geben. Seine Befreyung wurde als Pflicht verlangt, und da Zürich sich dessen weigerte, so erlaubte man sich Gewaltthätigkeiten gegen die Eidsgenossen, die doch den Frieden treu erfüllten. Die Geißeln, welche Zürich gestellt hatte, wurden in Bande geworfen. Der Adel streifte gegen die Stadt und ihre Freunde. Im Unwillen über diese List, im Zorne über diese Gewalt glaubten sich die Eidsgenossen verspottet, und griffen aufs Neue zu den Waffen. Von Unterhandlungen verstanden sie wenig, die Waffen waren ihre Kunst.

Glarus in den Bund. 1351 und 1352.

Der Herzog mahnte 1351 alle seine Vasallen zum Zuzuge auf. Eine solche Mahnung erging auch an das Glarner-Land, dessen Herrinn die Aebtissinn zu Seckingen war, welches Kloster unter die Kastvogtey des Hauses Oesterreich war gezwungen worden. Seit die Oesterreicher diese Kastvogtey an sich gebracht hatten, fanden die Glarner viele gerechte Ursachen zum Mißvergnügen, ihre Freyheiten wurden fast täglich geschmälert, man behandelte sie immer mehr und mehr wie die Oesterreichischen Stammlande, man vertrieb die angesehensten Volksfreunde, selbst den wohl verdienten Sold für einen Feldzug, an dem sie freywilligen Antheil genommen, konnten die Glarner nicht erhalten. Als daher Herzog Albrechts Mahnung an sie gelangte, so antworteten sie: „Es sey bloß „ihre Pflicht, die Kriege des Klosters Seckingen; nicht aber „die des Hauses Oesterreich zu führen.“ Der Herzog, durch diese Antwort nicht befriedigt, beschloß Mannschaft nach Gla-

mus zu legen, um den Abfall des Landes zu hindern, von dort aus die Waldstätte zu beunruhigen, und sie abzuhalten, Hülfe nach Zürich zu senden. Als dieses bekannt wurde, zogen die Urner, Schwytzer, Unterwaldner, Zürcher im Wintermonathe mit äußerster Geschwindigkeit nach Glarus, und eroberten das Land ohne Widerstand von Seite der Einwohner; denn, zwischen denen, welche die Freyheit suchten, und denen, welche sie anbothen, konnte kein Unfriede, noch Zwist seyn. Der Oesterreichische Landvogt, Ritter Walther von Stadion, der weder ein Heer, noch die Liebe der Einwohner besaß, floh nach Gaster; die Glarner aber und Schweizer schwuren sich gegenseitigen Frieden und Schirm, und zwey hundert Glarner brachen auf, die Besatzung von Zürich zu verstärken. — Noch im Laufe desselben Winters, (Januar 1352) als die hohen Gebirge vom Schnee so unwegsam waren, daß die Waldstätte den Glarnern nicht zu Hülfe kommen konnten, versuchte der entflohene Vogt, mit einigem Kriegsvolke durch schnelle Ueberraschung das Land wieder zu erobern. Die Glarner stellten sich ihm zwischen Ober-Urnen und Näfels entgegen. Stadion fand mit Vielen vom Adel seinen Tod. Sein Volk wurde geschlagen, und die Glarner bathen die Eidsgenossen um Aufnahme in den ewigen Bund. Da die Eidsgenossen nicht bloß ein erobertes Land, sondern die Herzen der Einwohner zu besitzen begehrten, so gaben sie 1352 den Glarnern mit einigen Beschränkungen den ewigen Bund.

Schlacht bey Tätwyl. 1351 den sechs und zwanzigsten Christmonath.

Indeß der Herzog seine Hauptmacht sammelte, wurden die Zürcher durch die Besatzung zu Baden häufig beunruhigt, so daß sie sich zuletzt entschlossen, sich dieser Plage zu entladen. Der Bürgermeister Brun zog mit funfzehn hundert Mann aus, konnte aber die Feinde nicht überraschen. Diese warfen sich in Stadt und Schloß Baden, und trotzten hinter

ihren Mauern seiner Macht. Es blieb ihm also nichts übrig, als das flache Land zu verheeren, und so durchzog er es denn bis zur Vereinigung der Limmath, Reuß und Aare, wo er die Burg Freudenau zerstörte. Unterdessen erging der Landsturm durch das ganze Aargau, es sammelten sich unter Burkard von Ellerbach bey vier tausend Mann im Rücken der Zürcher, ohne daß Brun es ahnete. Als Brun am Abende des zweyten Tages nach Hause ziehen wollte, fand er bey Tätwyl unweit Baden seine Straße durch Feinde verlegt, sich selbst und sein Volk in einem engen Thale durch Uebermacht eingeschlossen. Unter diesen Umständen verlor er Muth und Besinnung, eine feige Furcht bemächtigte sich seiner, er entfloh in aller Stille mit einem einzigen Diener, und entkam auf einem unbesetzten Pfade glücklich nach seinem Landgute Schönenwerd bey Schlieren. Seine Unterfeldherren, Ritter Rüdiger Maneſſe und der Bannerherr Stucki, suchten ihn, doch nicht lange. Maneſſe stellte sich an die Spitze des erschrockenen Volkes, und sprach: „Freunde und Bürger! Der „Feind ist hier, drey Mahl so stark, als wir, heute stehet „das Glück und die Ehre der Vaterstadt in unserer Hand. „Wir sind aber nicht allein, für uns streitet Gott, der Be„schützer jeder gerechten Sache, auch ist ganz Zürich in Be„wegung, die Eidsgenossen ziehen heran, der Bürgermeister „ist ihnen entgegen gegangen, um sie uns zuzuführen, und „hat mir mittlerweile den Oberbefehl anvertraut. Ihr aber „streitet jetzt als freye Männer! Wir wollen Zürich retten „Ihr und ich!“ So sprach entschlossen Maneſſe, stärkte den gesunkenen Muth des Volkes, gab die Loosung „St. Felix,“ und begann den Kampf. Drey Stunden lang, bis zum Anbruche der Nacht, stritten die Zürcher in ungünstiger Stellung, von allen Seiten eingeschlossen, gegen einen überlegenen Feind. Endlich als die Kräfte des kleinen Haufens beynahe erschöpft waren, erschallte auf den nahen Anhöhen ein lautes Geschrey: „Hie Zürich, hie St. Felix!“ Die Zürcher faßten neuen

Muth, und glaubten jenen Zuzug nahe, den ihnen Manesse verheißen hatte Die Feinde hingegen fürchteten, daß für die Zürcher eine bedeutende Verstärkung anlange, brachen den Kampf ab, und zogen sich mit großem Verlurste zurück. Die Ursache ihrer Furcht waren aber nur hundert und funfzig Landleute aus den Seegegenden gewesen, welche, ohne etwas von der Schlacht zu wissen, den Zürchern hatten zuziehen wollen. Sie hörten das Getümmel, sie verstanden das Feldgeschrey, sie eilten, den streitenden Brüdern zu helfen, fielen, durch die Dunkelheit begünstigt, dem Feinde in den Rücken, und entschieden die Schlacht. Am folgenden Morgen rückten die siegreichen Zürcher mit sechs eroberten Bannern und großer Beute in die Vaterstadt ein. Die Todten begruben sie, ehe sie einrückten, außerhalb der Stadt, um durch ihren Anblick die Siegesfreude nicht zu stören. Der Bürgermeister war über diesen unvermutheten Sieg sehr erschrocken, und fürchtete mit Recht für sein Ansehen, denn es erhoben sich Viele, die entweder aus alter Feindschaft, oder aus Verachtung der Feigheit, seine Flucht im ungünstigsten Lichte darstellten; Andere, Freunde der neuen Ordnung, erinnerten an des Bürgermeisters frühere Verdienste, entschuldigten den Mißtritt, nannten ihn eine Folge kluger Berechnung, oder wohl gar eine Lüge der zahlreichen Feinde des Bürgermeisters. Das Volk ließ sich durch diese Reden so sehr gewinnen, daß es mit Gewalt der Stadt Banner nahm, und den Bürgermeister mit großem Gepränge von seinem Schlosse abhohlte. Nach seiner Zurückkunft wußte der Bürgermeister selbst durch listige oder tückische Vorspiegelungen das Volk noch mehr zu bethören. „Es sey, „hieß es, seine Meinung gewesen, zu beobachten, ob die „Feinde nach errungenem Siege gegen Zürich vorrücken wer„den. In diesem Falle wäre er in die Stadt geeilet, sie „mit Hülfe des Eidsgenössischen Zusatzes zu vertheidigen. Er „selbst habe sich aus Vaterlandsliebe nicht allzu sehr aussetzen „dürfen; denn, wenn er im Treffen gefallen wäre, so wür=

„den zu Zürich Schrecken und Unordnung entstanden seyn, „ja, es hätten sich die alten Oligarchen gar leicht wieder der „Regierung bemächtigen, und die gute neue Ordnung um„stürzen können. Auch habe er, der Bürgermeister, wirklich „bedenkliche Anzeichen zu Gunsten einer Verschwörung der „vertriebenen Geschlechter gehabt, darum, und nicht, wie „seine Feinde lügen, aus Furcht, habe er sich aus dem Tref„fen entfernt, um von Zürich, das er über Alles liebe, einen „solchen Schaden abzuwenden.“ Auf dieses hin erblickte das Volk Bruns feige Flucht im Lichte eines vortrefflichen Verdienstes, und zum Lohne desselben wurde der Listige auf Lebenszeit in seiner Würde bestätigt. — Der edle Rüdiger Manesse hingegen, den die billigere Nachwelt weit über den Bürgermeister erheben muß, genoß für seine Heldenthat keines andern Dankes, als des höchsten und schönsten, den sein eigenes Bewußtseyn ihm gab. — Hundert und ein und siebenzig Jahre lang wallfahrtete jährlich von jeder Feuerstätte in Zürich eine Person nach Einsiedeln, um ein Gelübde zu lösen, das die Zürcher gethan hatten, als sie die Nachricht von der Noth und Gefahr ihres Volkes erhielten. Erst die Reformation machte dieser mit häufigen Aergernissen begleiteten Bethfahrt ein Ende.

Zug in den Bund. 1352.

Während die Eidsgenossen als Besatzung zu Zürich lagen, versuchten die Zuger, zu Arth in Schwytz zu landen. Zug, von der einen Seite durch den See geschützt, von der andern mit Mauern, Graben und Thürmen umzogen, war eine Oesterreichische Stadt, die damahls noch für fest galt, und meistens eine Besatzung hatte, welche zur Vertheidigung der Stadt zu geringe, zur Beunruhigung der Nachbaren zahlreich genug war. Die beständigen Neckereyen dieser Besatzung, besonders ihr letzter Angriff auf Arth brachten die Eidsgenossen auf den Gedanken, Zug zu erobern, um allen den Gefahren

und Unannehmlichkeiten zu entgehen, die ihnen dieser recht in der Mitte der Eidsgenossenschaft liegende Waffenplatz Oesterreichs noch hätte verursachen können. Sechs hundert Zürcher und zwey tausend aus den Waldstätten legten sich vor die Stadt. Die Besatzung entfloh. Das Landvolk, nach Freyheit begierig, trat zu den Eidsgenossen über. Diese erklärten: „Sie gedenken nicht, die Stadt zu kränken, nur Friede und „Sicherheit sey ihr Zweck, darum solle sich die Stadt ergeben, „im Weigerungsfalle werde sie von einem Sturme Alles zu „fürchten haben.“ Zug, obschon an Mannschaft schwach, ohne Kriegs = und Mundvorrath, in seinem Innern entzweyt, ertrug dennoch aus Treue für Oesterreich eine Belagerung von funfzehn Tagen; als sich aber die Eidsgenossen zum entscheidenden Sturme, dessen Erfolg nicht zweifelhaft seyn konnte, rüsteten, so begehrte Zug einen kurzen Waffenstillstand, um die Befehle des Herzoges einzuhohlen. Die Eidsgenossen bewilligten diesen, und Herrmann, einer der angesehensten Bürger der Stadt, eilte nach Königsfelden zu Albrecht, und klagte ihm die Noth seiner treuen Unterthanen. Der Herzog hörte kaum auf ihn, und unterhielt sich während seines Vortrages mit einem Falkonier. Diese Gleichgültigkeit schmerzte den Abgesandten von Zug, und er sprach seinen Unwillen aus. Da erwiederte ihm der Herzog schnöde: „Die Zuger mögen „sich den Bauern ergeben, ich werde bald mit Heeresmacht „kommen, und alles Verlorene wieder gewinnen.“ Als Herrmann mit dieser Antwort zurück gekehrt war, öffnete Zug den Eidsgenossen die Thore, und beschwur mit ihnen den ewigen Bund. Des Herzogs Rechte wurden vorbehalten; aber nie hat sein Haus die Herrschaft über Zug wieder erworben.

Zweyte Belagerung von Zürich. 1352.

Albrecht, statt an eine kostbare und ungewisse Eroberung Zugs oder des Glarner = Landes zu denken, hielt es für besser, durch Zürichs Unterwerfung die Eidsgenossen mit einem

Schlage ihrer Kraft und ihres Ruhmes zu berauben. Daher rüstete er sich mit äußerster Macht. Seine Bundesfreunde und seine Erblande mußten alle Kraft aufbiethen, ihn zu unterstützen. Der Churfürst von Brandenburg, Kaiser Ludwigs Sohn, viele andere weltliche Reichsfürsten, fünf Bischöfe, sechs und zwanzig vornehme Grafen und die Städte Bern, Solothurn, Basel, Straßburg, Schaffhausen, nebst den beyden Freyburg zogen ihm zu. Seine Erblande drückte er durch unerschwingliche Abgaben. Hohe Vermögenssteuern und noch höhere Kopfgelder entmarkten sein Volk. So gelang es ihm ein Heer von dreyßig tausend Mann zu Fuß und vier tausend Reitern zusammen zu bringen. Mit diesen legte er sich den funfzehnten Juli 1352 vor Zürich. Die Eidsgenossen hatten eine Besatzung von zwey tausend Mann in die Stadt geworfen; mit ihrer Hülfe stritten die Bürger so tapfer, daß die Oesterreicher bald ihr Lager etwas weiter von der Stadt entfernten, und die eigentliche Belagerung sich in eine Reihenfolge kleiner Gefechte auflöste, welche meistens zum Vortheile der Eidsgenossen ausschlugen. Nicht lange, so hatte das zahlreiche Oesterreichische Heer bald mit einem zweyten Feinde, dem Mangel an Mundvorrathe und Fütterung, zu kämpfen. Um dieser Noth abzuhelfen, und die fruchtbaren Ebenen des Sihl=Feldes benutzen zu können, ließ Albrecht bey Höng, dem Hardthurme gegenüber, eine Brücke über die Limmath schlagen. In der folgenden Nacht zertrümmerten die Belagerten diese Brücke durch einen schweren Floß, den sie den Fluß hinunter sendeten; allein die Oesterreicher fanden eine Furth für die Reiterey, welche Fußvolk hinter sich aufsitzen ließ, und so über den Fluß ging, um für Roß und Mann Speise zu suchen. Eines Tages setzten einige hundert Oesterreicher auf solche Weise durch den Strom. Die Luzerner, welche zwischen der Stadt und der Sihl lagen, wollten versuchen, sie abzuschneiden; wurden aber während der Verfolgung vom Oesterreichischen Lager aus bemerkt. Sogleich saßen drey tau=

send Mann auf, gingen über die Limmath, und verlegten den Luzernern den Rückweg in die Stadt. Nur mit großer Mühe und hartem Verlurste konnten diese mit Hülfe eines Ausfalles Zürich wieder erreichen. Dieser kleine Sieg brachte den Oesterreichern wenig Gewinn; denn ihre Hauptnoth, der Mangel, mehrte sich, auch war keine Einheit in ihren Unternehmungen, so daß der Churfürst von Brandenburg die Unmöglichkeit einsah, den Eidsgenossen etwas abzugewinnen, und den streitenden Partheyen seine Vermittelung anboth. Sie wurde angenommen. Die Eidsgenossen übergaben ihm ihre Vorschläge. Tags darauf fanden sie die Gegend leer, nur das Lager der Berner stand noch, welche einen so heimlichen Abzug für schimpflich gehalten hatten. Am Tage brachen auch sie auf, von den Eidsgenossen ungekränkt, welche wohl wußten, wie ungerne Bern, durch einen alten Vertrag gezwungen, dem Herzoge Heeresfolge geleistet hatte. Die Dauer der ganzen Belagerung wird auf einen Monath berechnet.

Friede. 1352.

Im Anfange des Herbstmonathes wurden die Unterhandlungen zu Luzern eröffnet, und der Friede auf folgenden Fuß abgeschlossen: „Alle Gefangenen oder Geißeln, alle sequestrir„ten Güter, alle Eroberungen werden von beyden Theilen „zurückgegeben. Der Eidsgenössische Bund ist anerkannt; aber „die Rechte und Einkünfte des Herzoges in den Waldstätten „verbleiben ihm. Zug und Glarus leisten den rechtmäßigen „Gehorsam, den sie laut Urkunden zu leisten schuldig sind, „und nicht mehr. Die Eidsgenossen machen kein Bündniß „mehr mit Oesterreichischen Ländern. Zürich und Luzern neh„men keine Oesterreichischen Unterthanen zu Bürgern an. Graf „Johann von Habsburg wird in Freyheit gesetzt. Er schwört „aber mit seinen Brüdern Rudolf und Gottfried den Zür„chern Amnestie und Freundschaft. Seine eigenen Unterthanen

„ schwören, ihm bey einem Bruche dieses Eides nie zu helfen,
„ und bricht er denselben doch, so ist Herzog Albrecht pflich-
„ tig, den Zürchern gegen Johann beyzustehen. Alle ältern
„ Bundesverträge, Freyheiten, Herkommen, Rechte bleiben in
„ ihrer Kraft.“ — Dieses Ende nahm der Krieg, welcher aus Veranlaßung der Mordnacht entstanden war, welchen Rudolf Brun zuerst grausam, dann feigherzig geführt hatte, in welchem der Herzog durch hinterlistige Unterhandlungen seine Fürstenehre verletzte, und mit ungeheurem Aufwande unnütze Feldzüge that; die Eidsgenossen aber durch ihr Betragen auf dem Rütifelde, wo die Glarner den Stadion schlugen, bey Tätwyl, wo Manesse siegte, und bey Küßnacht am Vierwaldstätter-See, wo zwey und vierzig Eidsgenossen in fast tollkühnem Muthe bey tausend Oesterreicher zum Weichen zwangen; durch ihre Gerechtigkeit in Bündnissen, und ihre Mäßigung im Frieden sich die Achtung der Nachwelt erwarben.

Bern in den Bund. 1353.

Im Anfange des Jahres 1353 endete durch die Vermittelung der Eidsgenossen ein Streit zwischen Bern und Unterwalden also, daß die alte Freundschaft erneuert wurde, und Bern in den Eidsgenössischen Bund trat. Das Andenken an die Hülfe von Laupen, die Nachbarschaft, die Furcht vor den gleichen Feinden, der gleiche Drang nach Freyheit machte die Herzen einander geneigt. Mit dem Beytritte Berns war der Bund der acht alten Orte geschlossen. Die Eidsgenossen beehrten Bern seiner Macht und seines Ansehens wegen mit dem zweyten Range in ihrer Eidsgenossenschaft.

Die acht alten Orte. 1353.

Diese acht Kantone blieben von nun an hundert und acht und zwanzig Jahre lang allein in ihrem Bunde. Bey diesem Bunde machten eigentlich nur die drey Waldstätte Uri, Schwytz und Unterwalden die wahre, alte Schweiz aus. Sie

nur, die allen andern den Zutritt zu ihrem ewigen Bunde geöffnet hatten, waren mit allen Gliedern desselben in Verbindung; mit Luzern, dem sie zur Befreyung vom Oesterreichischen Joche geholfen; mit Bern, dem sie in großer Noth freywillige Hülfe geleistet; mit Zürich, dessen sie sich in seiner Verlassenheit angenommen; mit Zug und Glarus, die sie erobert hatten, um ihren Bewohnern Freundschaft und die goldene Freyheit zu geben. Hingegen bestand kein eigentliches Bündniß der Glarner mit Luzern; kein unmittelbarer Bundesvertrag zwischen Zürich, Bern, Luzern; keine Verpflichtung der Berner gegen Glarus und Zug. Die Waldstätte blieben der Wendepunkt des Ganzen, der Alles verbindende Schlußstein, weil die andern fünf Kantone mit ihnen, und nur durch sie auch mit einander verknüpft waren. — Seine Kraft erhielt das Bündniß durch den allgemein verbreiteten Geist der Freyheit, die Behauptung derselben war der einzige gemeinschaftliche Zweck der alten Eidsgenossen, sonst blieb jeder Kanton unabhängig für sich, und richtete seine innere Verfassung, seine Gesetze, Sitten und Rechte nach eigenem, durch nichts beschränktem Gutdünken ein. Erst im Verlaufe der Zeiten wurden gegenseitige Bundesverträge zwischen allen Kantonen errichtet, welche aber ebenfalls jedem in seinem Innern unbeschränkte Gewalt verstatteten. Dieser Bund blieb so lange in seiner Blüthe, bis seine Gestaltung den Forderungen der Zeit nicht mehr entsprach, oder richtiger noch bis seine belebende Seele, der Geist der Freyheit und aufopfernden Vaterlandsliebe so sehr von den Eidsgenossen gewichen war, daß Viele zwar frey für sich; aber hochgebiethende Herrscher ihrer Unterthanen seyn wollten; daß Andere lieber ein allgemeines Unglück durch die Gewalt der Fremden, als ungleich getheilte Rechte sahen; noch Andere sich nicht entschließen konnten, ihren Arm zur Vertheidigung bedrängter Eidsgenossen zu erheben, so lange sie noch die trügerische Hoffnung nährten, bey dem Untergange der Uebrigen selbst in ungestörter Ruhe

fortdauern zu können. Aus der Asche dieser alten Eidsgenossenschaft hat sich nach gewaltigen Stürmen eine neue erhoben, von der die Folgezeit lehren muß, ob auch sie nur eine todte Form sey, oder ob ein neuer, guter Geist die neue Schöpfung belebe.

Dritte Belagerung von Zürich. 1354.

Der Friede mit den Eidsgenossen war dem Herzoge nicht nach seinem Sinne. Er begehrte zuvörderst, daß die Zuger und Glarner bey der neuen Huldigung, die sie ihm leisten sollten, den Schweizer-Bund abschwören. Es schien aber den Eidsgenossen, der Bund sey im Friedensvertrage nicht angetastet worden, also erhielt Albrecht die Antwort, man wolle ihm Gehorsam schwören, wie der Sinn des Friedens es besage. Albrecht damit unzufrieden klagte auf dem Reichstage zu Worms über die Eidsgenossen, und fand Gehör. Nun sendeten die Eidsgenossen die Urkunden ihrer Bünde, aus denen erhellete, daß ihre Eidsgenossenschaft nothwendig, unschuldig und den Rechten des Herzoges nicht nachtheilig sey, dem Kaiser zur Beurtheilung zu, und versuchten dann auf seinen Rath hin, mit Oesterreich zu unterhandeln. Albrecht antwortete nicht; aber er geboth allen seinen Vasallen, auf das Jahr 1354 gerüstet zu seyn, und legte seinem Volke härtere Steuern auf, als noch nie, so daß er zehn Prozente von dem Ertrage der Weinberge nahm. Er entwickelte alle Macht seines Hauses in ihrem vollesten Glanze, und hoffte zuversichtlich, die Eidsgenossen zu unterwerfen. Als Kaiser Carl im Jahre 1354 nach Zürich kam, so both er beyden Partheyen Recht an. Der Herzog, der nur gewinnen konnte, weil Niemand von ihm Etwas verlangte, und weil er Ursache hatte zu glauben, Carl werde dem Fürsten günstiger, als dem Freystaate seyn, nahm das Rechtboth ohne Vorbehalt an. Die Schweizer, die nur verlieren konnten, und endlich durch den Spruch der Königinn von Hungarn gewarnt worden wa-

ten, bedungen sich ihre ewigen Bünde aus. Der Kaiser, über ihren Vorbehalt erbittert, löste ihre Eidsgenossenschaft auf, weil die Reichsglieder kein Recht haben, sich ohne Wissen und Willen des Reichsoberhauptes mit einander zu verbinden. Allein die Eidsgenossen äußerten unerschrocken, ihre Bündnisse auch mit Gefahr und Blut vertheidigen zu wollen. Hierauf mahnte der Kaiser das Reich, Albrecht seine Freunde zum Kriege gegen die Eidsgenossen, und der Herzog überschritt mit seinem Heere die Glatt, den Grenzfluß der alten Grafschaft Kiburg. Um dieselbe Zeit kaufte er heimlich seinem Vetter Johann die Stadt und Grafschaft Rapperschwyl ab, baute mit großer Schnelligkeit die zerstörten Häuser auf, befestigte die Stadt mit Mauer und Burg, durchschnitt so alle Verbindung zwischen Glarus, Zürich und Schwytz, und umgab als Graf von Kiburg und Rapperschwyl das Gebieth von Zürich ganz. Von Rapperschwyl aus überfiel Albrecht mit sechs tausend Mann eine Zürcherische Besatzung von vierhundert Mann zu Ober-Meila, und erschlug sie. Drey Wochen später zog der Kaiser mit einem großen Heere, begleitet von vielen geistlichen und weltlichen Fürsten und Herren, und von der Menge der Städte, die ihm meist ungerne folgten, vor Zürich. Unter großem Getümmel, Verheerung des Landes und gänzlicher Verachtung seiner Feinde belagerte er mit vier tausend zu Pferde und vierzig tausend zu Fuße vier tausend Eidsgenossen. Nachdem die Belagerung ohne merkwürdige Vorfälle eine Zeit lang gedauert, so zerstreuten sich unter mancherley Vorwänden vornehme Zürcher in das feindliche Lager, und schilderten mit der Stimme der Wahrheit den Ursprung der Feindschaft zwischen Oesterreich und Zürich. Sie fragten: „Warum die Fürsten des Reiches sie dem schon „mächtigen Herzoge, warum die freyen Reichsstädte sie der „Herrschsucht des Hauses Oesterreich aufopfern wollten. Vor „noch nicht mehr, als neunzig Jahren habe des Herzogs „Großvater von Zürich als der Stadt Hauptmann Sold erwor-

„ben, und seit dieser Zeit sey diesem Hause auf den verschie-
„denſten Wegen Kiburg, Baden, Lenzburg, die Landgrafschaft
„Burgund, Luzern, Freyburg, Aarburg, Pfirt, Rapperschwyl,
„Grüningen, Veronmünster, Einsiedeln, Seckingen mit Gla-
„rus, Zug, Viel im Elsaß, Viel in Schwaben, Viel im Aar-
„gau, Oesterreich, Speyer, die Windische Mark, Krain,
„Kärnthen, Burgau und Anderes erworben worden, allent-
„halten haben die Herzoge die Rechte des Volkes geschmälert,
„und herrschen mit viel ausgedehnterer Gewalt, als ihre Vor-
„weser. Jetzt seyen alle diese zahlreichen Besitzungen unter
„Albrechts Herrschaft vereinigt, und derselbe trachte nun,
„auch noch die Eidsgenossenschaft zu unterjochen; wenn er
„diese verschlungen habe, was werde dann sein Haus hindern
„nach und nach ganz Deutschland unter sich zu bringen, ob
„denn die Fürsten, Herren und Städte wirklich zu ihrem
„eigenen Verderben die Hand biethen wollen.“ Diese Reden
fanden bey den schon unwilligen Gemüthern leichten Eingang,
und als auf einem hohen Thurme der Stadt das Reichsban-
ner, der schwarze Adler im goldenen Felde, welches Zürich
zum Zeichen seiner Treue und Reichsfreyheit wehen ließ, er-
schien, da überlegten die Deutschen, daß sie zur Unterdrückung
einer freyen Stadt kämpfen sollten. Es wollte sie bedünken,
daß der Krieg kein Reichskrieg, ja ihren eigenen Freyheiten
und Rechten gefährlich sey, indem sie dafür stritten, daß die
Stände des Reiches nicht das Recht haben sollten, engere
Bündnisse unter einander zu schließen, während doch solche
Bündnisse oft das einzige Mittel waren, die schwächeren
Reichsglieder gegen die Uebermacht länderſüchtiger Kaiser oder
gewaltthätiger Fürsten zu schützen. Diese Betrachtungen mach-
ten den größeren Theil des Heeres noch schwieriger, als zu-
vor. Sie erschienen, begleitet von einer Zürcherschen Gesandt-
schaft, vor dem Kaiser, und begehrten dringend Frieden für
die Eidsgenossenschaft. Der Kaiser, der des Feldzuges über-
drüßig war, weil Uneinigkeit und Zangstreit das Heer ver-

wirrten, welches an und für sich zu großen Thaten nicht sehr geeignet war, erklärte, er halte es für unschicklich, wider den Willen der meisten Stände eine Reichsstadt zu bekriegen, weil die Deutschen die ewigen Bünde zu billigen scheinen, so möge auch er nichts Feindseliges gegen dieselben unternehmen. Vergebens widersetzte sich Oesterreich. Das ganze Belagerungsheer zog so eilfertig und unordentlich ab, daß Niemand weiß, wer der Erste oder der Letzte gewesen sey. So endigte ein Zug, der mit erstaunlichem Geräusche und Gepränge unternommen, und kraftlos geführt worden war. Der Krieg verwandelte sich in Streifereyen, und hörte im folgenden Jahre von selbst auf, weil das Land so ermüdet war, daß im Aargau die Edeln und Unedeln, die Reichen und Armen sich beeiferten, mit oder ohne den Herzog, ihren Herrn, dessen Hungarische Reiterey sein eigen Land plünderte, verheerte, und das Elend desselben vollendete, Frieden zu schließen. So war denn Albrecht 1355 genöthigt, nach dem Spruche des Kaisers zu Regensburg anzunehmen, daß die ewigen Bünde unangetastet bleiben sollen.

Zürichs Bund mit Oesterreich, Thorbergischer Friede. 1356.

Weil man die Schweiz nicht hatte mit Waffen bezwingen können, so versuchte man, die Eidsgenossen in Uneinigkeit, durch diese ins Verderben zu bringen. Brun, der in allen Dingen willkührlich handelte, unterzeichnete mit wenigen Rathsherren im Nahmen seiner Stadt einen Separat-Frieden, hierauf einen Bnnd mit Oesterreich, der den Eidsgenossen mit Recht mißfiel, weil er weiter ging, als der ewige Bund, und demselben in gewissen Fällen vorgezogen werden sollte. Besorgnisse für ihren Handel mögen die Zürcher bewogen haben, ein so unbilliges Bündniß zu schließen. Sie vergaßen, daß sich alle Orte vereinen sollten, in allen Angelegenheiten Ein Volk zu seyn, und daß ein Staat, wie ein Bürger, wenn

er unabhängig seyn will, öfters geliebte Neigungen und große Vortheile aufopfern muß. Wer dieß nicht kann, oder nicht will, verliert die Freyheit, weil er zu ihrer Behauptung zu schwach, oder ihrer nicht würdig ist. Eine ähnliche Handlungsweise hat unser Vaterland schon oft gefährdet, endlich gestürzt, und doch hält solch' eine engherzige Denkungsart noch immer Viele befangen. Die schädlichen Folgen des Vertrages der Zürcher mit Oesterreich wurden durch die Vorsicht und Festigkeit des Standes Schwytz abgewendet. Als Herzog Albrecht nicht nachgeben wollte, und der Kaiser beharrlich erklärte: „Die Schweizer sollen bey Kaiserlicher Ungnade Zug und „Glarus nie als bundesverwandte Orte betrachten," so hielten die Eidsgenossen eine Tagsatzung zu Luzern. Zürich erschien nicht, und blieb neutral. Schwytz aber sprach: „Man „solle den Spruch verwerfen, die Folgen überlassen sie Gott „und ihrem rechten Arme!" Die Oesterreicher forderten die Huldigung von Glarus und Zug, diese weigerten sich, bis der Herzog den Bund mit den Eidsgenossen bestätigt habe. Die Oesterreicher droheten. Da brachen die von Schwytz unter ihrem Banner auf, und nahmen Zug und Glarus zu Handen aller Eidsgenossen ein. Der Herzog Albrecht fand nicht für gut, den Krieg zu erneuern. Er selbst war alt und kränklich, Unmuth, Schmerz und Ungeduld machten ihm sein Leben zur Last, und raubten ihm den Trieb nach Thaten; Hoffnung zum Siege hatte er keine, daher ließ er es sich gefallen, daß durch Vermittelung des Freyherren Peter von Thorberg die obwaltenden Streitigkeiten 1356 gemäß den Forderungen der Eidsgenossen in einem Vertrage beygelegt wurden, der den Nahmen des Thorbergischen Friedens erhielt. Im Jahre 1358 starb Herzog Albrecht. Seit der Ermordung seines Vaters waren funfzig Jahre verflossen. Sein Alter hatte er auf siebenzig Jahre gebracht. Sein ältester Sohn Rudolf übernahm die Regierung für sich und seine Brüder, Friederich, Albrecht, Leopold.

Rudolf Brun, der Bürgermeister.

Rudolf Brun, der das Haupttriebrad aller der vorhin erzählten Begebenheiten gewesen, war in allen Schlichen eines Partheyhauptes geübt. Er wußte, durch verführerische Reden das Volk an sich zu ziehen, und im Anfange, so lange er noch klein und der Ausgang seines Unternehmens ungewiß war, jeden Schein von Gewaltthätigkeit sorgfältig zu vermeiden. Er war verwegen, wo es auf Worte ankam; unbiegsam, so lange er nichts fürchtete; bisweilen herzhaft aus Todesfurcht; aus Muthlosigkeit wachsam; hart bis zur Unmenschlichkeit und niederträchtig bis zur Treulosigkeit. Ein furchtbarer Mann, weil jeder gefährlich ist, der sich Alles erlaubt. Zu Stadtsachen geschickter, als zu großen Geschäften, war er sonst zur Leitung des Volkes so vortrefflich, daß ihm zu einem guten Vorsteher nur die Kraft fehlte, rechtschaffen zu seyn. Ungeachtet aller seiner Fehler wurde er von Vielen geliebt, denen seine Staatsumwälzung politische oder ökonomische Vortheile gegeben hatte. Im vierzehnten Jahre seiner Verwaltung stand er im höchsten Ansehen durch den Flor, den die neue Regierung seiner Führung schuldig war. Doch wurde er auch von Vielen äußerst gehaßt, weil er durch seine Unternehmungen Ursache großen Haders und Elendes geworden war. Man verabscheute ihn als einen Mann, der, unter dem Vorwande größere Freyheit verbreiten zu wollen, die Staatswürden an Unverständige verschleudert, und sich selbst eine tyrannische Gewalt gegeben hatte, gegründet und gestützt auf Niederträchtigkeit und grausame Strenge. Von der Zeit war, so lange er lebte, keine Aenderung zu hoffen, denn Tyranney hat sich von jeher nur durch Tyranney erhalten können. Viel größere Männer als er, haben nicht in jedem Augenblicke des Lebens gleichen Edelmuth und gleiche Trefflichkeit gezeigt; aber wenn man diesen Mann, wie er sich in seinem Bürgermeisterthume von Jahr zu Jahr mehr zu erkennen gibt, aufmerksam

betrachtet, so schwindet fast alle Neigung, seine niedrige Seite durch die Schwachheiten besserer Männer zu beschönigen, und doch möchte Rudolf Brun bedauernswerth erscheinen, daß, nachdem er seiner verlassenen, verhaßten, bedrohten Vaterstadt einen Schutz durch den Bund mit den Eidsgenossen verschafft hatte, er noch einen unzeitigen Bund Zürichs mit Oesterreich erleben mußte; aber er selbst hatte heimlich dem Herzoge geschworen um ein Leibgedinge von hundert Gulden jährlich und um tausend Gulden bar. Ungefähr ein Jahr, nachdem er auch diese Urkunde von seiner Denkensart aufgerichtet, starb er, (1360 den achtzehnten Weinmonath.) Ein Mann, dem die Nachwelt wegen vieler Geschicklichkeit und glücklicher Leitung des Staates einen würdigeren Ruhm gäbe, wenn er nicht, wie so Viele in unsern Tagen, aus niederträchtiger Ehrsucht; sondern aus wahrer Vaterlandsliebe gehandelt hätte. Man weiß, zu welchem Zwecke er die alte Regierung ins Unglück gestürzt, man weiß, mit welcher Grausamkeit er vielen seiner Mitbürger den Tod gab, wie barbarisch er zu Rapperschwyl war, wie feige bey Tätwyl, und wie er die Eidsgenossen, nachdem er sie in gefährliche Kriege verwickelt, um schnödes Geld verrathen hat; aber das weiß man nicht, ob er sich durch seine Thaten etwas mehr erworben hat, als die Vorwürfe seines Gewissens und die Mißbilligung der Nachwelt. In seinen letzten Jahren wurde er so unbedeutend, daß Viele sein Todesjahr zu weit hinaussetzen. In diesem Falle hätte er noch die Verbrechen, den Sturz und das Unglück seines eigenen Hauses erlebt, ein Leiden, dessen ihn der Tod enthob. Reding und Erlach haben bey Morgarten und Laupen die Schweiz gerettet, Brun hat durch seine Unternehmungen der Freyheit einen sichern Fuß gegeben. Man findet aber in der Geschichte nur selten bey dem Ruhme des wichtigsten Mannes auch den Ruhm des besten Mannes, und oft entstehen die größten Dinge aus nicht vorhergesehe-

nen oder geringe scheinenden Ursachen, auf daß die Völker bemerken, daß ihr Schicksal und Glück nicht von sterblicher Hand bestimmt werde.

Fünftes Capitel.

Die Zeiten des Thorbergischen Friedens.

1358 — 1385.

Die Eidsgenossenschaft.

Auch in den Zeiten dieses Friedens verfolgte **Bern** mit großem Glücke das alte Streben, seine Macht durch Fehden oder Burgrechte zu stärken, auch machte es im Laufe dieser Periode mehrere Käufe, durch die es so in Schulden gerieth, daß nur die begeisterteste Anstrengung der Bürger, welche zehn Jahre lang den vierzigsten Theil ihres Vermögens als Steuer bezahlten, die Stadt aus ihrer Verlegenheit reißen konnte. Besonders günstig war ihm die Zeit, als 1365 Rudolf, Herzog Albrechts des Weisen Sohn, gestorben war, und die Unklugheit seiner minderjährigen Brüder Albrechts III und Leopolds II, so wie der Einfall des Coucyschen Heeres die Macht des Hauses Oesterreich also verwirrten, daß es nicht im Stande war, Berns Ausbreitung zu hindern. Während indessen Bern nach Außen hin zunahm, zeigten sich in seinem Innern mannigfache Unruhen, die der Streit zwischen dem höheren Adel, und den geringern, achtbaren bürgerlichen und adelichen Geschlechtern erregte und nährte. Bey der oben erzählten, ehrenvollen Zurückrufung der Bubenberge im Jahre 1364 schien es, als wenn der Streit zum Vortheile der edleren Geschlechter ausgeschlagen hätte; aber 1384 wendete sich die ganze Sache zum Vortheile ihrer Gegner, wurde jedoch mit

so großer Bescheidenheit, Mäßigung und Billigkeit entschieden, daß man sich begnügte, einige verdächtige Rathsglieder vom Staatsruder zu entfernen, und einzig durch zweckmäßige Verordnungen die Ueberspannung der obrigkeitlichen Gewalt zu hindern, ohne daß man, wie zu Zürich, Vermögen, Freyheit oder Leben der entlassenen Regenten angetastet, oder die Leitung des Staates in die Hände des unerfahrenen Haufens gegeben hätte.

Zürich suchte unter der weisen und mäßigen Regierung Rüdigers von Manesse, des Helden von Tätwyl, der nach Bruns Tode die bürgermeisterliche Würde bis ins späteste Alter besaß, durch Betriebsamkeit und Fleiß die tiefen Wunden wieder zu heilen, welche der schwere, langwierige Krieg seinem Gelde, seiner Bevölkerung, die um den achten Theil gefallen war, und seinen Sitten geschlagen hatte. Das erste Augenmerk der Regierung war, durch die Gunst des Kaisers, durch Kauf, Burgrechte und erleichterte Annahme von Bürgern Zürichs Kraft zu vermehren; das zweyte, durch strenge Sittengesetze der verfallenen Zucht, der tollen Pracht und Verschwendung, erzeugt durch das lockende Beyspiel fürstlicher Hoflager und glänzender Heerfahrten, Schranken zu setzen; das dritte, durch weise Aenderung der mangelhaften Verfassung, nach welcher man, sey es in der ersten Aufwallung der Freude, oder, weil man glaubte, den Staatsverfügungen bey unvorgesehenen Gefahren mehr Kraft zu geben, dem Bürgermeister größere Gewalt eingeräumt hatte, als in Freystaaten Ein Mann haben soll, diese Uebermacht zu mindern, und der Stadt mehr wahre Freyheit zu verschaffen. So blühete Zürich allmählich in vier und zwanzig fast immer friedlichen Jahren schöner auf, als es vor der drangvollen Zeit gewesen war. Bern war zwar gewaltiger, als Zürich, seine Regenten größer, der Sinn seines Volkes erhabener, kriegerischer, vaterländischer vielleicht, aber Zürich opferte lieber den Künsten und Gewerben des Friedens, es strebte mehr nach höherer

Geistesbildung, als nach Entwickelung der roheren Kraft. Wenn Bern hinaufeilte in den Rang einer starken Republik, so war Zürich eine gebildetere, vollkommenere Stadt.

Luzern, in seinem Innern immer noch in Partheyen zerrissen, und schwankend, von Außen durch Oesterreichs Macht gewaltig umgarnt, vermochte Bern und Zürich nicht zu erreichen.

Zug und Glarus lebten zufrieden und ruhig, weil Oesterreichs Herrschaft ihre ewigen Rechte nicht mehr antasten konnte.

Die Waldstätte, um die Außenwelt wenig bekümmert, führten unveränderlich ihr stilles Hirtenleben; aber daneben waren sie auch voll freudigen Muthes und alle Zeit rüstig zum Kampfe für Freyheit, Freunde und Vaterland. Es war bey ihnen hergebrachte Sitte, daß, wer in offener Feldschlacht vor dem Feinde floh, in seiner Heimath vom Leben zum Tode gebracht wurde, und seine Nachkommen bis ins dritte Geschlecht ehrlos machte.

Eine gemeinsame, für jene Zeiten große Verfügung trafen die Waldstätte, Zürich, Luzern und Zug im Jahre 1370, den Pfaffenbrief, der den Mißbrauch des Ansehens der Geistlichkeit verhindern, ihre, selbst bey großen Vergehungen oft behauptete, Straflosigkeit aufheben, die Mittel ihrer Hinterlist und Rachsucht beschränken, und sie allen Gesetzen, Verordnungen und Gerichten des Landes unterwerfen sollte.

Die benachbarten Städte und Herrschaften.

Während die Eidsgenossenschaft das Glück ihrer Freyheit genoß, strebten auch die Städte, Schaffhausen, St. Gallen, Basel, Solothurn, Lausanne und Sitten der Erreichung desselben Glückes eifrig entgegen.

Die weltliche Macht der Bischöfe zu Chur, Sitten, Lausanne, Genf und Basel, des Abtes von St. Gallen u. s. w. wurde in ihren innersten Grundfesten immer mehr

erschüttert. Zwar gab es noch immer neue milde Stiftungen für Arme und Kranke; aber die Fürsten und Herren wurden aus Geldnoth immer kühner gegen den Clerus; die Städte besteuerten ihn; die Bauern weigerten sich manche Last zu tragen, welche ihnen unter dem Vorwande der Dienstbarkeit ungerechter Weise war aufgeladen worden; viele Unterthanen der Geistlichkeit gehorchten kaum noch, vor Allen das Land Appenzell.

So wie die Macht des Clerus sank, eben so sank auch die Macht des Adels, weil die großen Barone so leben wollten, wie die Fürsten von Oesterreich, Savoyen und Mayland, weil sie dadurch den Verfall ihrer einfachen Sitten, ihres ehevorigen Reichthumes selbst herbeyführten, und so den eigenen Untergang zubereiteten. Kaum hielt sich noch die Macht von Montfort, Welsch-Neuenburg, Kiburg und einigen andern zwischen der aufblühenden Schweizerischen Freyheit und der anwachsenden Macht von Oesterreich und Savoyen.

Wenn sich die Eidsgenossenschaft um diese letztere Macht für ein Mahl noch weniger zu bekümmern hatte, so war sie dagegen genöthigt, ein desto aufmerksameres Auge auf die erstere zu werfen.

Oesterreich.

Nach Albrechts II. Tode hatte Rudolf, der älteste seiner vier Söhne, in seinem und der minderjährigen Brüder Nahmen den Thron bestiegen. Rudolf hatte eine Erziehung genossen, die ihn weit über den Geist seiner Zeit erhob, und sich sowohl in seiner Entfernung vom Aberglauben, in seiner Begünstigung der Wissenschaften, in mancher weisen Einrichtung, als in seinem Hasse gegen die überspannten Ansprüche der Geistlichkeit zeigte: „In meinem Lande, äußerte er öfters, „will ich selber Pabst seyn!“ und nichts bedauerte er mehr, als die Blindheit anderer Fürsten, sonst sollte die Priestermacht bald ein Ende nehmen. Hätte dieser Fürst, der nur

ein Alter von sechs und zwanzig Jahren erreichte, noch länger gelebt, vielleicht würde die Welt in den kirchlichen Angelegenheiten schon damahls außerordentliche Erscheinungen gesehen haben. Rudolfs Herrschaft war auch für sein Volk nicht erfreulich, denn, wenn er schon den Clerus hoch besteuerte, so drückte er nichts desto weniger den Bürger mit schweren Abgaben. Seinem Hause erwarb er durch Gewandtheit und List Tirol; durch Kauf die Lehensherrschaft über Thun, Burgdorf und Oltingen, bisdahin reichsunmittelbares Eigenthum der Grafen von Kiburg auf Thun; durch Bündniß die Hülfe Basels und der Reichsstädte im Elsaß. Gegen die Eidsgenossen baute er die fast zwey tausend Schuh lange Brücke bey Rapperschwyl über den Zürich-See, unter dem Vorwande, den Pilgern die Wallfahrt nach Einsiedeln zu erleichtern; in der That aber, um den Handelsweg zwischen Zürich und Italien in seine Gewalt zu bekommen. Selbst seinem Schwiegervater, Kaiser Carl IV, erregte er Besorgnisse, eine neue Sonne schien in ihm dem Hause Oesterreich aufzugehen, aber plötzlich brachen drey Todesfälle auf geraume Zeit dieses Hauses furchtbar wachsende Macht. Zuerst starb 1364 auf der Jagd Herzog Friederich, der älteste nach Rudolf, ein Jüngling am Leibe, ein Mann am Geiste. Hierauf in demselben Jahre zu Königsfelden Agnes von Hungarn vier und achtzig Jahre alt. Einst unmenschlich bey der Blutrache ihres Vaters, sonst eine kluge, große, kräftige Fürstinn, eine Stütze ihres Geschlechtes. Als sie die letzte Oehlung empfangen, sprach sie: „Jetzt ist alle Unlauterkeit von dem Spiegel meiner Seele abgewaschen!“ Sie starb ohne Klagen, stark im Glauben, wie während ihres ganzen Lebens. Im Jahre 1365 folgte ihr Herzog Rudolf, der zu Mayland am Fieber oder an Gift plötzlich verschied. Albrecht und Leopold seine Brüder waren der erstere sechszehn, der letztere vierzehn Jahre alt, dieser, ritterlich und feurig, jener, still den Wissenschaften zugethan. Diese Brüder zogen wegen Uneinigkeit ihres Hoch-

gefindes bald von einander; und inder- sie den Vortheil ihres anwachsenden Hauses vergaßen, theilten sie unter sich das Oesterreichische Land, und befreyten so ihre Nachbaren von der drohenden Gefahr ihrer allzu großen Uebermacht. Oesterreich, Krain, Speyer, Kärnthen, die Windische Mark und alles innere Land regierte Herzog Albrecht; Aargau, Kiburg, Elsaß und alle Helvetischen und Schwäbischen Herrschaften erhielt Herzog Leopold; Tirol hatten beyde Brüder mit einander gemein.

In dieser Lage befanden sich die Eidsgenossenschaft, und die ihr zunächst liegenden Städte und Länder, geistlichen und weltlichen Herren während der Zeit des Thorbergischen Friedens.

Arnold von Cervola. 1365.

Während des Friedens mit Oesterreich hatte die Eidsgenossenschaft zwey andere Anfälle feindlicher Gewalt von sich zu weisen. — Kein Fürst und keine Stadt war damahls so reich, daß sie stehende Truppen hätten unterhalten können, und diejenigen, deren Reichthum ihnen dieses erlaubt hätte, würden es wegen des Unwillens ihrer Völker, welche stehende Truppen mit Recht für ein Mittel zu ihrer Unterdrückung ansahen, nicht haben wagen dürfen. Entstand ein Krieg, so leistete der Adel mit seinen Knappen dem Fürsten auf einige Zeit die Heeresfolge zu Pferde, das gemeine Volk diente zu Fuße. Kriegführende Städte hingegen bothen ihre Bürger und Ausbürger auf. Diese Art Krieg zu führen hatte für Fürsten und Städte bedeutende Nachtheile. Weil die Vasallen des Fürsten nur auf kurze Zeit zu dienen verflichtet waren, so traf es sich nicht selten, daß ein mächtiges Heer gerade dann aus einander ging, wenn man die besten Erfolge hätte erwarten können, und weil der Kriege und Fehden immer mehrere wurden, und dem dienstpflichtigen Adel und Volke sehr zur Last fielen, so begegnete es öfters, daß die Heeres-

folge nicht geleistet wurde, auch andere Hindernisse, welche diese unvollkommene Kriegsordnung erzeugte, lähmten oft die schönste Kraft eines Fürsten bey seinen angelegensten Unternehmungen. Wenn die Städte, weil ihre Bürger besser in Gehorsam gewöhnt waren, und bey Verweigerung oder Vernachläßigung ihrer Pflichten leichter gestraft werden konnten, als die oft übermächtigen Vasallen eines Fürsten, mit den so eben angeführten Hindernissen gar nicht oder doch nicht in so hohem Grade zu kämpfen hatten, so kannten sie dafür andere. Ihr stets zunehmender Handel gab ihnen Reichthum, der Reichthum hatte in seinem Gefolge die Weichlichkeit, diese die Untauglichkeit zur Ertragung von Beschwerden, Erschlaffung vaterländischen und kriegerischen Geistes, Todesfurcht. Aus diesen drey Dingen entwickelte sich der Wunsch, sich auf irgend einem Wege, sey es durch Geld oder durch einen Stellvertreter von der lästigen Theilnahme an Kriegszügen zu befreyen, und wenn solche Schwächlinge gegen ihren Willen zu Feldzügen gezwungen wurden, was konnte von einem solchen Heere anders erwartet werden, als Mißmuth und feige Flucht! — Um Fürsten und Städte von dieser Noth zu befreyen, fanden sich kühne, unternehmende Männer, meist von Adel; aber arm, oder aus dem Stande der Bürger und Bauern; aber mit der Lust und Kraft, sich durch berühmte Kriegsthaten den höheren Ständen anzureihen. Diese Männer sammelten auf ihre eigene Faust große Rotten liederlichen, beutelustigen Gesindels, oft zu vielen Tausenden. Mit diesen zogen sie umher, nährten sich und ihr Heer auf Kosten der unglücklichen Länder, welche sie durchstreiften, bothen Fürsten und Städten für einen oder mehrere Feldzüge um Sold ihre Dienste an; fanden sie nach ihrer Entlassung keinen neuen, Lohn spendenden Herren, so thaten sie auch wohl Raubzüge auf ihre eigene Rechnung. Mancher dieser Anführer wurde von seiner eigenen Bande ermordet, mancher fand einen schimpflichen Tod auf dem Blutgerüste; aber man kennt auch solche, die sich Herrs-

schaften und Fürstenthümer erstritten haben. Ihre Unternehmung ist die erste Spur und ein geringer Anfang stehender Heere, eine Erscheinung, die viel Aehnlichkeit mit der Weise hat, wie in gewöhnlichen Kriegen gewöhnliche Freycorps gebildet werden. Die Anführer solcher Truppen nannte man, weil die Erfindung dieser Art, Krieg zu führen, Italien angehört, mit einem Italiänischen Nahmen Condottieri, (Miethlinge). — Einer von diesen, Arnold von Cervola, Springherz oder der Erzpriester von Vermy genannt, ein kriegerischer, aber übelberüchtigter Mann, hatte in Französischem Solde gegen England gekämpft. Nach Beendigung dieses Krieges durchzog er an der Spitze von oft zwanzig bis dreyßig, ja vierzig tausend Mann mehrere Länder, und näherte sich unter gräulichen Verwüstungen der Stadt Basel. Feste Städte griff er sonst mit seinem übel geordneten Heere, dem alle Rüstung, Kunst und Lust zu einer Belagerung fehlte, nicht an; aber Basel war nach jenem verwüstenden Erdbeben kaum wieder aufgebaut. Schutt füllte noch häufig den Stadtgraben, und machte den Sturm leicht. In diesem Schrecken bath Basel die Eidsgenossen um Hülfe. In wenigen Tagen zogen Bern und Solothurn, die mit Basel verbündet waren, mit funfzehn hundert Mann in die Stadt. Als sie in der Vorstadt empfangen wurden, sprach der Hauptmann der Berner: „Sintemahl wir gesandt worden, für Euch Alles zu „wagen, biderbe, gute Freunde und Eidsgenossen, so stellet „uns an den Ort, wo die Gefahr am größten seyn wird.“ Einen Tag später langten unter den Freudenthränen der Einwohner drey tausend auserlesene Krieger aus den übrigen Kantonen an, um Basel, eine Vormauer der Eidsgenossenschaft, zu schützen, obschon sie keinen Bund mit der Stadt hatten. Cervola, der von der Tapferkeit der Eidsgenossen und der Armuth ihres Landes gehört hatte, fand es gerathen, ohne einen Angriff auf Basel seinen Marsch nordwärts zu wenden.

Im folgenden Jahre (1366) wurde er in der Provence von seinen eigenen Leuten umgebracht.

Ingram von Coucy. 1375.

Zehn Jahre nach Cervolas Erscheinen erhob Ingram von Coucy, Graf zu Soissons, eine Fehde gegen Oesterreich, welches ihm die Aussteuer seiner Mutter Catharina, einer Tochter des Leopolds, der bey Morgarten geschlagen worden war, unter dem Vorwande versagte, daß die Städte und Länder, auf welche diese Aussteuer angewiesen war, meist in die Hände der Eidsgenossen gefallen seyen. In Coucys zahlreichem Heere befanden sich in kostbaren Harrnischen, mit vergoldeteu Helmen oder hohen eisernen Gugelhüten viele Engländer, die das Aufhören des Krieges zwischen Frankreich und England in eine unwillkommene Ruhe versetzt hatte, und die nun gerne dem Grafen Ingram, dem Tochtermanne ihres Königes, Hülfe leisteten. Neben diesen vortrefflichen Kriegern, um deren willen man Coucys Scharen die Engländer, sonst auch wegen jener sonderbaren Hüte die Gugler nannte, fand Coucy viele Hülfe in Frankreich und den Niederlanden, auch der Rest von Cervolas Scharen vereinigte sich mit ihm. Sein Heer wird von vierzig, bis auf sechszig, ja achtzig tausend Mann angegeben. Mit diesen Scharen vor denen der Schrecken herging, welche die Verwüstung begleitete, denen das Elend folgte, rückte er gegen Oesterreich an. Jetzt suchte Leopold den Beystand der Eidsgenossen; Zürich und Bern, deren offenes Land selbst bedrohet war, zeigten sich willig; allein die Waldstätte erklärten, sie mögen nicht ihr Volk aufopfern, um dem feindselig gesinnten Herzoge sein Land zu beschirmen, sie wollen daher dem Gange des Krieges zusehen, wenn der Feind in ihr Land komme, gedenken sie sich mit Gottes Hülfe und der Kraft ihres Armes schon zu vertheidigen. Hierbey blieben sie; obschon sie besser gethan hätten, zur Behauptung des Aargaues nicht wegen der Herzoge von Oesterreich, sondern

weil es Vormauer von Zürich und Bern war, die Waffen zu ergreifen. Coucy näherte sich, Zürich und Bern rüsteten; der Thorbergische Friede würde um eilf Jahre verlängert. Coucys Zug ging unter den Mauern von Basel vorbey, und dauerte drey Tage. Zürich und Bern, zogen von Luzern unterstützt, streitbegierig zu den Bannern des Herzogs; aber ein ungeheurer Schrecken ergriff plötzlich das ganze Land; das Aargau ließ die schützenden Waffen fallen; dem Herzoge blieb nichts anders übrig, als das Land zu verwüsten, damit der Feind keine Nahrung finde. Er verbrannte daher die Kornfelder, vernichtete die fruchttragenden Bäume, verdarb die Wiesen, entließ seine Hülfsvölker, und floh verzweiflungsvoll. Auch die Zürcher und Berner räumten das Feld; Coucy hingegen drang über den Hauenstein vor, und richtete seinen Marsch gegen Solothurn. In den Städtchen und Dörfern der umliegenden Gegend lag sein Heer, er selbst zu St. Urban. Bey Büren fand Rudolf, der letzte Graf von Nidau, durch Coucys Scharen seinen Tod. Dieselben plünderten und brandschatzten, vom Mangel gezwungen, das ganze Land vom Jura bis an Berns Thore, bis an Zürichs Gränzen, bis an den Fuß der Gebirge. Weil diese Länder alle kaum ihre eigenen Einwohner ernähren, so entstand eine solche Hungersnoth und Verödung, daß kleine Städtchen sich nur mit Mühe der Wölfe erwehren konnten. Coucys Heer selbst litt schrecklich unter dem allgemeinen Jammer, und die Bedrückungen, welche es zu seiner Selbsterhaltung über das Land häufen mußte, brachten endlich das Volk zur Verzweiflung und zum Widerstande. Bey Büttisholz wurden von einigen hundert Entlibuchern, (das Entlibuch war damahls noch eine Oesterreichische Herrschaft, aber nicht mehr lange;) und vielen hochgemutheten Luzernern und Unterwaldnern, welche durch kein Verboth ihrer Regierungen konnten abgehalten werden, ja von denen die Luzerner aus Streitbegierde mit Lebensgefahr über die Mauern ihrer verschlossenen Stadt gesprungen waren, drey

tausend Engländer geschlagen; bey Ins von den Bernern einige hundert; bey Fraubrunnen durch nächtlichen Ueberfall einige tausend nach der heftigsten Gegenwehr und schrecklichem Blutvergießen überwältigt. Als die sieghaften Entlibucher noch in aller Hitze des Kampfes bey Büttisholz auf Englischen Pferden, mit erbeuteten Waffen und Rüstungen prangend heimzogen, rief Peter von Dorrenberg, ein Adelicher, der sich in der Zeit der Gefahr voll Furcht auf seinem Schlosse aufgehalten, bey diesem Anblicke mit Bedauern: „O, edle Her„ren, von edlem Blute, daß Bauern eure Rüstungen tragen „müssen!“ „Junker, antwortete ihm ein Entlibucher, das „ist so gekommen, wir haben heute edles Blut und Pferde„blut durch einander gegossen,“ und sogleich wendete sich der ganze erhitzte Haufe, stürmte, und brach Dorrenbergs Burg, der froh war, durch die Flucht sein Leben zu retten. Coucy, von Kälte und Hunger furchtbar gedrückt, auf allen Seiten mit List und Verzweiflung angegriffen, befreyte endlich das Land von seiner verderblichen Gegenwart, und zog nach dem Elsaß. Als Preis des Friedens erhielt er die von Oesterreich angekauften Grafschaften Büren und Nydau, deren Besitz er kaum angetreten hatte, um sie durch die Berner wieder zu verlieren. Er selbst fand zwanzig Jahre nach dem so eben beschriebenen Zuge in Asien seinen Tod.

Anschlag auf Solothurn. 1382.

Einige Jahre nach Coucys Zuge störte eine neue Kriegsthat die Ruhe der Eidsgenossenschaft. Das alte, ehmahls mächtige Haus Kiburg war durch übertriebenen Aufwand seit mehr als hundert Jahren mit Schulden schwer beladen, und seinem Untergange nahe. Schon war ein großer Theil seiner Besitzungen verkauft, oder verpfändet, und vergebens suchte Graf Rudolf, dem kaum noch ein Schatten der Herrlichkeit seiner Vorfahren geblieben war, sich in den Lombardischen Kriegen ein neues Glück zu gründen. Nach seiner Heimkehr

überlegte er mit verzweiflungsvollem Schmerze, was seine Väter gegen ihn gewesen, und betrachtete mit Neide die aufblühenden Städte. Endlich entwarf er zur Wiederherstellung des alten Glanzes seines Hauses den Plan, in einer Nacht den Bernern seine ehmalige Besitzung Thun, ferner die Stadt Aarberg wegzunehmen, und die freye Reichsstadt Solothurn, gegen die er einige Ansprüche machte, zu überwältigen. Solche Unternehmungen waren schon oft mit Glücke versucht worden, und Rudolf hoffte, daß ein glänzender Ausgang die Ungerechtigkeit seiner That verhüllen werde. Er eröffnete nun ein Einverständniß mit dem Solothurnischen Chorherren Hans am Stein, um durch dessen Haus, das an der Stadtmauer stand, eingelassen zu werden. Dann sah er sich nach einem Verbündeten um. Mittlerweile wurden in dem Chorherrenstifte eine Anzahl Seile bereitet, um die Vorsteher der Stadt zu binden, und der Klöppel der Sturmglocke wurde mit Tüchern umwunden, damit sie nicht ertönen könnte. Der ganze Anschlag blieb verborgen. Die entscheidende Nacht kam. Schon rückten die Feinde voll froher Hoffnung auf die Stadt los. Plötzlich wurde die Wache am Eichthore um Mitternacht mit Heftigkeit aufgerufen. Es war ein Bauer, Hans Rott, der den Anschlag der Herren erfahren hatte, und ihnen auf Nebenwegen vorgeeilt war, die Stadt zu warnen. Sogleich entsteht Lärm in der Stadt, die Theilnehmer der Verschwörung werden gefangen, die Sturmglocke losgebunden, Jedermann mit großem Geschreye aufgeweckt. Die ganze Bürgerschaft eilt in zorniger Bestürzung auf die Ringmauern. Als Rudolf seinen Anschlag verrathen sah, und wohl berechnen konnte, daß ihm, weil auch die Unternehmung auf Aarburg und Thun mißlungen war, nunmehr nichts, als die Schande seines Friedbruches und die Rache der Eidsgenossen zu Theile werden könnte, so verheerte er voll Wuth das flache Land, und ermordete das wehrlose Volk; dann zog er sich zurück. Nachdem die Solothurner die in der Stadt befindlichen Theil-

nehmer der Verschwörung gestraft hatten, zogen sie mit den Bernern und später mit den Eidsgenossen gegen den Kiburger. Weil aber Graf Rudolf ein Dienstmann Herzog Leopolds von Oesterreich war, von dem man zwar glaubte, er habe um den Anschlag gewußt, mit dem man aber doch im Frieden stand, so ließen die Eidsgenossen zuerst bey ihm anfragen, welchen Antheil er an dem Grafen nehme, und ob er die Bestrafung desselben als einen Friedbruch ansehen werde. Leopold, damahls selbst nicht in der günstigsten Lage, antwortete, was der Graf von Kiburg ohne ihn angefangen, das möge er auch ohne ihn verantworten, er, der Herzog, werde den Krieg der Eidsgenossen nicht hindern. Dennoch blieb Leopold im Verfolge nicht ganz unthätig. Die Eidsgenossen waren aller Orten Sieger. Graf Rudolf starb zu seinem Glücke, ehe er den gänzlichen Untergang der Kiburgischen Macht sah. Im Jahre 1384 übergaben die Grafen von Kiburg an Bern ihre beste Besitzung, die Stadt Burgdorf; im Jahre 1385 wurden sie Bürger zu Bern, und die alte Feindschaft dieses Hauses gegen Bern endigte für dasselbe eben so unglücklich, als einst die Feindschaft der Regensberger gegen Zürich.

Sechstes Capitel.

Der Sempacher- und Näfelser-Krieg.

1385 — 1389.

Ursachen und Anfang des Krieges.

Noch immer bestand der Thorbergische Friede; aber nur mit Mühe erhielt er äußerlich eine scheinbare Ruhe, und mannigfaltige Ursachen zu einem künftigen, blutigen Streite wirk-

ten im Verborgenen mit voller Kraft. Der heimliche Haß zeigte sich zuerst in Verläumdungen und gegenseitigen, bitteren Reden. Der Herzog Leopold III. von Oesterreich, ein Gerechtigkeit liebender, guter und ritterlicher Fürst, an Heldensinne und Stolze dem Leopold gleich, der bey Morgarten gegen die Eidsgenossen gestritten hatte, führte bittere Klagen gegen die Schweizer, daß sie vertragswidrig Entlibuch, Sempach, Meyenberg, Reichensee und andere Orte und Gegenden, die ihm unterthan oder verpfändet waren, in ihren Bund aufgenommen; den Luzernern warf er vor, daß sie ihm mitten im Frieden die Feste Rothenburg gebrochen; die Zürcher beschuldigte er, ob mit oder ohne Grund läßt uns die Geschichte nur vermuthen, einen Anschlag auf Rapperschwyl entworfen zu haben. Seine Klagen waren größten Theils begründet; aber einerseits wären jene Gegenden durch den Druck harter und geiziger Landvögte oder durch die Furcht vor den Eidsgenössischen Waffen in einem nahen künftigen Kriege bewogen worden, freywillig in den Bund zu treten; anderseits hatten die Herzoge selbst durch Vollendung der Brücke bey Rapperschwyl, durch Errichtung neuer Zölle zu Rothenburg und Rapperschwyl, den Schweizerischen Handelsverkehr gehindert, wichtige Punkte des Friedens verletzt, und die Eidsgenossen zu gewaltsamen Gegenmaßregeln gereizt. Ferner hatte Leopold seinem gegebenen Worte zuwider an dem Kriege der Eidsgenossen gegen Kiburg zu Gunsten des Grafen einigen Antheil genommen, und wenn Leopold zur Zeit gegen die Schweizer noch nicht weiter gegangen war, so hatte man dieß nicht sowohl seiner Liebe zum Frieden oder seinem treuen Festhalten an heiligen Verträgen, als vielmehr den Hindernissen zuzuschreiben, welche ihm Anfangs durch seine ganze Lage bereitet wurden. Als sich aber Leopold von allen Hemmungen befreyt hatte, da kam er ins Aargau, und schwur einen theuren Eid: „Den trotzigen Bund der Schweizer, Urheber so „vieler ungerechter Kriege, mit Gottes Hülfe zu trennen!“

Der Haß des Adels gegen die Freyen brach los, in weniger Zeit empfingen die Eidsgenossen die Fehdebriefe von hundert und sieben und sechszig geistlichen und weltlichen Herren. Diese Briefe wurden der Versammlung der Eidsgenossen in zwanzig Bothschaften überbracht, auf daß ihr Entsetzen immer erneuert werde. Die Eidsgenossen hatten keinen andern Beystand, als ihren Bund, ihren Muth und ihren Gott. Selbst Bern entzog sich mit untriftigen Gründen der schuldigen Hülfe. Dieses Benehmen mochte staatsklug und für Bern vortheilhaft seyn; aber Eidsgenössisch war es nicht, auch nicht dankbar gegen die, welche ihm zu Laupen in seiner äußersten Noth beygesprungen waren, und nur ungerne bemerkt der Freund des Vaterlandes, daß in der Reihe der ruhmvollen Thaten Berns die glorreiche Schlacht von Sempach nicht genannt wird. Obschon von aller Welt verlassen, erwarteten die Eidsgenossen dennoch mit Ungeduld den Ausbruch des Krieges. Vier Tage vor dem Ablaufe des Thorbergischen Friedens war schon Alles unter Waffen. Der Stillstand ging zu Ende, der Krieg brach los, ein Krieg der freyen Männer gegen die Freyherren. In wenigen Wochen sank manche feste Burg. Der Herzog unter dessen Augen dieses Alles vorging, bewegte seine ganze Macht. Er zog dieselbe bey Baden im Aargau zusammen, am gleichen Orte, von dem aus vor ein und siebenzig Jahren Leopold I. sein Heer gegen die Waldstätte geführt hatte. Die Eidsgenossen erwarteten, er werde seinen Hauptangriff gegen Zürich richten, und legten sechszehn hundert Mann Besatzung in die Stadt, aber Leopold zog einen andern Weg; er richtete seinen Marsch auf Sempach, während eine bedeutende Abtheilung seines Heeres unter Bonstetten so gestellt wurde, daß es ungewiß blieb, wohin sie sich wenden werde. Als die Eidsgenossen von diesem Allem Kunde erhielten, ergriffen auch sie ihre Maßregeln. Die Besatzung von Zürich zog auf Sempach, die Zürcher mußten ihre Stadt, die Zuger und Glarner ihr Land bewachen. Ohne

Abrede mit den Eidsgenossen stellte sich das Bernersche Kriegsheer wenige Stunden von Sempach beobachtend auf, vielleicht in der Absicht, im Falle einer ungünstigen oder unentschiedenen Schlacht dem Herzoge in den Rücken zu fallen, und ihm den Sieg zu entreißen. Die Eidsgenossen bildeten ihre Ordnung bey Sempach auf einer Hügelreihe, die sich bis an den See hin erstreckt, ihr Rücken war durch einen Wald gesichert. Am neunten Heumonathe 1386 sahen sie den Feind heranziehen, ein zahlreiches, schön gerüstetes, wohlgeordnetes Volk. Vor Allen glänzte Herzog Leopold von Oesterreich im sieben und dreyßigsten Jahre seines Alters, männlich schön, wohlgemüth, voll Heldenfeuer, siegprangend auf manchen wohl vollbrachten Krieg, rachedurstig, begierig nach der Schlacht, auf den Sieg mit solcher Sicherheit trauend, daß er Wagen mit Stricken und eiserne Halsringe mit einwärts stehenden Stacheln bey sich führte, um mit diesen die Sempacher und die Anführer der Eidsgenossen gefangen fortzuschleppen.

Schlacht bey Sempach. 1386 den neunten Heumonath.

Es war die Zeit der Erndte; Leopolds Volk trieb viel Muthwillen, und mähete unter mancherley Spöttereyen das Korn um Sempach. Ein Edler sprengte an die Mauern, und rief: „Bringet den Schnittern das Morgenbrot heraus!“ Ein Bürger antwortete ihm schnell: „Meine Herren von „Luzern mit ihren Eidsgenossen werden es Euch mit Gottes „Hülfe so bringen, daß Euer Viele den Löffel werden fallen „lassen!“ Ein anderer Ritter sprengte mit einem Stricke in der Hand herbey, rufend: „Dieß ein Geschenk für den „Schultheißen von Sempach!“ Durch solche und ähnliche Neckereyen erhitzten sich Leopolds Ritter so sehr, daß sie sogleich in den Kampf geführt zu werden begehrten. Vergebens warnten ergraute, kluge Krieger, vor Allen der Freyherr Johann von Hasenburg, den Adel vor diesem Uebermuthe, und

riethen, vorerst noch die Ankunft des Fußvolkes unter Bonstetten abzuwarten. Sie wurden ihrer vermeinten Feigheit wegen verspottet: „Hasenburg hat ein Hasenherz!“ war die Antwort auf seinen klugen Rath, und die Schlacht wurde beschlossen. Jetzt machten einige dem Herzoge Vorstellungen, erinnerten ihn, sich selbst zu schonen, und das Schlachtfeld, dieses Vaterland unvorgesehener Zufälle, zu verlassen; aber Leopold, entweder aus Hochherzigkeit oder aus allzu sicherer Hoffnung des Sieges, antwortete, Anfangs lächelnd, zuletzt unmuthig: „Soll denn Leopold von Weitem zusehen, wie „seine Ritter für ihn streiten? Hier, in meinem Lande, für „mein Volk, mit Euch will ich siegen, oder sterben!“ Die Eidsgenossen standen noch immer auf den nahen Anhöhen in vortheilhafter, sicherer Stellung. Sie waren nur vierzehn hundert Mann stark, ungeharnischt, meist schlecht, durchaus ungleich bewaffnet. Einige trugen Hellebarden, wie ihre Vorfahren sie bey Morgarten geführt hatten, andere Morgensterne, zweyhändige Schwerdter, Spieße. Viele hatten statt der Schilde nur ein kleines Bret um den Arm, statt der Harnische Knüppel um den Leib gebunden. So lange die Ritter zu Pferde saßen, hielten es die Eidsgenossen für schwer, mit ihnen in der Ebene zu streiten, und erwarteten ruhig den Angriff derselben. Als Leopold bemerkte, daß die Eidsgenossen ihre Stellung nicht verließen, befahl er seinen Rittern abzusitzen, vielleicht, weil er auf ihre überlegene Menge vertraute, oder weil er es für unedel hielt, mit geharnischten Rittern zu Pferde gegen schlechtbewaffnete Bauern, die keine Reiterey hatten, zu schlagen. Hierauf ordnete Leopold, daß der Adel in ein enge geschlossenes, langes und tiefes Viereck zusammen trete, dem Feinde die Spieße, welche ihrer Länge wegen noch aus dem vierten Gliede hervorreichten, entgegen halte, und so gegen die Eidsgenossen gleichsam eine undurchdringliche, eherne Mauer bilde, aus welcher jene Spieße wie ein Wald von eisernen Stacheln hervor ragten. Um diesen Befehl auszufüh-

ren, mußte der Adel zuvor die Spitzen und Schnäbel von seinen Schuhen, welche nach der damahligen Sitte eine ungeheure Länge hatten, und die Ritter im Fußkampfe gehindert haben würden, abschneiden. Bey diesem Geschäfte verwundete sich ein zarter Jüngling aus dem Geschlechte von Rheinach. Er ließ einige Zeichen seines Schmerzes blicken, wurde von seinen Brüdern ein Weichling gescholten, und zum Trosse geschickt. Zu seinem Glücke, denn er war der einzige Sprößling dieses Geschlechtes, der sein Leben rettete. Als die Eidsgenossen das Absitzen der Ritter bemerkten, hielten sie es für die rechte Zeit, sich von ihren Höhen herabzulassen, und den Kampf zu beginnen. Zuvor warfen sie sich auf die Kniee, und betheten zu Gott nach ihrer alten Sitte; die Herren aber banden die Helme auf. Leopold schlug Ritter. Die Sonne stand hoch. Es war Mittag, der Tag sehr schwül.

Mit lautem, anfeuerndem Schlachtgeschrey rannten die Eidsgenossen an den Feind, und hofften, im ersten, heftigen Anfalle seine Reihen zu durchbrechen; er aber stand fest, und bewegte mit fürchterlichem Gepraffel seine Schlachtordnung, um sie zu einem halben Monde zu bilden, und die Eidsgenossen einzuschließen. Diese litten großen Verlust. Sie kämpften mit äußerster Ungeduld, und suchten einen Weg zwischen den Spießen hindurch an die, welche sie trugen. Schon war Peter von Gundoldingen, Schultheiß von Luzern, schwer verwundet gesunken. Schon der Alt-Schultheiß Heinrich von Moos mit vielen tapfern Männern umgekommen. Da rief Anton zur Port: „Schlaget auf die Spieße, sie sind hohl!“ Es geschah mit großer Kraft, etliche Spieße wurden zerschlagen, aber sogleich wieder durch andere ersetzt. Die Eidsgenossen litten neuen Verlust. Zur Port selbst fiel. Sechszig Eidsgenossen lagen erschlagen. Noch kein Feind. Die Schlacht schi n verloren. Man mußte jeden Augenblick einen Angriff der feindlichen Hinterhuth oder die Ankunft Bonstettens befürchten, und dann hätte Leopold einen Sieg errungen, durch

den wahrscheinlich die Eidsgenossenschaft vernichtet worden wäre. Diesen Augenblick banger Unentschlossenheit entschied ein Mann aus dem Lande Unterwalden, Arnold Struthan von Winkelried, Ritter; er sprach zu seinen Kriegsgesellen: „Ich will Euch eine Gasse machen!“ sprang plötzlich aus den Reihen, rief mit lauter Stimme: „Sorget für mein „Weib und meine Kinder, liebe, treue Eidsgenossen, gedenket „meines Geschlechtes!“ war an dem Feinde, umschlug mit seinen gewaltigen Armen einige Spieße, und drückte sie, weil er ein großer und starker Mann war, im Falle mit sich zu Boden. Plötzlich drangen alle Harste der Eidsgenossen festgeschlossen, mit äußerster Geschwindigkeit über seinen Leichnam hin in die Reihen des Feindes. Dieser preßte überrascht seine Schlachtordnung zusammen, um die Lücke auszufüllen, so heftig, daß durch Schrecken, Eile, Noth und Hitze viele Herren in ihren Harnischen unverwundet erstickten; aber die Reihen des Adels blieben getrennt. Die Herren in ihren schweren Rüstungen, mit ihren unbeholfenen Waffen konnten sich einzeln gegen die raschen, leicht bewaffneten Eidsgenossen nicht wohl vertheidigen, und wurden fast wehrlos erschlagen. Das Glück des Tages wendete sich. Als die Knappen der Ritter dieß bemerkten, setzten sie sich eilig auf die erledigten Pferde, um durch schnelle Flucht ihr Leben zu retten. Jetzt sank das Hauptbanner von Oesterreich. Ulrich von Aarburg rettete es, schwang es hoch empor, und stritt tapfer, bis auch er schwer verwundet fiel. Mit letzter Lebenskraft rief er: „Rette Oesterreich, rette!“ Da drang Herzog Leopold selbst herbey, und empfing das Banner aus seiner sterbenden Hand; abermahls erschien dasselbe hoch, blutroth über den Scharen, von dem Herrn selbst getragen. Viele umringten den Fürsten, und flehten ihn, sein Leben zu retten. Da rief Leopold: „Es „ist so mancher Graf und Herr mit mir in den Tod gegan„gen, ich will mit ihnen ehrlich sterben!“ verbarg sich seinen Freunden, stürzte von Wehmuth und Verzweifelung hingerissen

in die feindlichen Haufen, und suchte den Tod. Im Gedränge der Schlacht stürzte er zu Boden, und rang vergeblich, sich in der schweren Rüstung wieder empor zu helfen. So fand ihn ein geringer Mann aus dem Lande Schwytz; da rief Leopold hülflos: „Ich bin der Fürst von Oesterreich!“ der aber hörte es nicht, oder glaubte es nicht, oder meinte, die Schlacht hebe Rang und Würde auf, und erschlug den Herzog. Den Leichnam fand Martin von Malterer, Bannerherr von Freyburg im Breisgau; versteinert stand er, sein Banner fiel ihm aus der Hand, er warf sich über den Leichnam hin, damit dieser nicht von Freunden und Feinden befleckt und gequetscht werde, und ward auf seinem Herrn erschlagen.

Die Augen der Scharen suchten den Fürsten. Vergebens. Da ahneten sie, was geschehen sey, und mit einem Mahle wendete sich Oesterreichs ganze Macht, von Schrecken ergriffen, zur Flucht. Die Edlen schrieen: „Die Pferde her, die Pferde „her!“ aber nur von ferne erblickten sie noch den Staub des flüchtigen Trosses. Jetzt blieb ihnen in ihren drückenden Rüstungen, erschöpft von Hitze, Durst und Kampf, nichts übrig, als ihren Herrn zu rächen, und ihr eigen Leben so theuer, als möglich, zu verkaufen. Um diese Zeit verblutete an seinen Wunden der Schultheiß Peter von Gundoldingen; ehe er schied, sprach er zu den Umstehenden: „Saget unsern „Mitbürgern, sie sollen keinen Schultheißen länger als ein „Jahr im Amte lassen, das rathe ihnen Gundoldingen, und „wünsche ihnen glückliche Regierung und Sieg!“ — Schrecklich wüthete mittlerweile der Tod unter dem Oesterreichischen Heere, während die Eidsgenossen durch zulaufendes Volk verstärkt wurden. Es sank der kluge Hasenburg mit denen, die seiner Klugheit gespottet. Alle Ordnung war vernichtet, nur die Schultheißen der Aargauischen Städte hielten noch mit Noth ihre Banner aufrecht. Die Bürger von Schaffhausen, Aarau, Lenzburg, Mellingen fielen meist, so viel ihrer in die Schlacht gekommen waren, rings um ihre Banner. Die von

Bremgarten glänzten so schrecklich von Feindesblut, daß das Haus Oesterreich den Ruhm ihrer Tapferkeit durch Veränderung ihrer Stadtfarbe verewigte. Mit zwölf Zofingern fiel der Schultheiß Niklaus Thut. Sein Tod kümmerte ihn nicht; aber das Banner, das er trug, riß er, damit es nicht den Eidsgenossen in die Hände falle, in Stücken und stieß diese in den Mund; dort ward es gefunden, als man zu Zofingen Thuts Leichnam zur Beerdigung rüstete. — Nachdem endlich auf beyden Seiten fast alle Anführer gefallen, endigte die Schlacht. Der Rest der Oesterreicher floh, von den ermatteten oder beutelustigen Eidsgenossen unverfolgt. Sechs hundert sechs und siebenzig erschlagene Fürsten, Grafen, Ritter und Herren, drey hundert funfzig gute Bürger, nebst der Menge der Knechte lagen auf der Wahlstatt. Jahre lang verödeten die fürstlichen Hoflager. So groß war der Fall der stolzen Herren, daß es hieß: „Gott sey zu Gerichte gesessen über den muthwilligen Trotz der Herren vom Adel!“ — Das war die Sempacher-Schlacht, in welcher Arnold von Winkelried mit Aufopferung seines Lebens die Blüthe der Eidsgenössischen Mannschaft vom Untergange, das Vaterland von der äußersten Gefahr gerettet hat. Billig ist er bis auf diesen Tag in hohem Ruhme bey seinem Volke, seines Nahmens wird mit Ehren gedacht werden, auch wenn unser Volk und Vaterland schon lange nicht mehr ist.

Noch denselben Tag gingen die Siegesbothen nach Zürich, Bern, Zug und Glarus. Dann wurde ein Waffenstillstand gegeben, um die Todten zu begraben. Mit sechszig Rittern wurde Herzog Leopold im Kloster Königsfelden bestattet, zwanzig Aargauische Herren wurden nach ihren Erbbegräbnissen, viele Bürger in ihre Städte abgeführt, die Uebrigen in großen Gruben auf der Wahlstatt; über zweyhundert Eidsgenossen zu Luzern in geweiheter Erde begraben. Zum Heile aller Erschlagenen, ohne Unterschied ob Freund oder Feind wurde eine jährliche Seelmesse gestiftet. Nachdem die Sieger

nach ihrer Gewohnheit drey Tage lang auf der Wahlstatt verharret, zogen sie mit funfzehn eroberten Bannern jubelnd und frohlockend in ihre Städte und Länder zurück. Noch werden zu Luzern einige Siegeszeichen aus dieser Schlacht, unter ihnen Leopolds Panzerhemde aufbewahrt. Eine Kapelle vor Sempach zeigt noch heut zu Tage den Enkeln jener Helden die Stelle, wo die That geschehen, und ein jährliches Fest muntert sie auf, den Geist der Väter in treuer Brust zu bewahren.

Der böse Friede. 1387.

Leopold IV, genannt der Stolze, Sohn des erschlagenen Fürsten, setzte den Krieg seines Vaters gegen die Eidsgenossen noch einige Monathe fort. Er erfreute sich der Beyhülfe eines zahlreichen und mächtigen Adels, der, entweder seine bey Sempach gefallenen Freunde und Verwandten, oder die Ehre des Standes zu rächen, begierig war. Es glich aber diese Fehde, die vorzüglich von Bern, Zürich und Luzern geführt wurde, mehr einem verwüstenden Raub- und Rachezuge, in welchem mit Feuer und Schwert grausam gewüthet, und selbst der Gotteshäuser nicht immer geschont wurde, als einem ehrenvollen Feldzuge zur Vertheidigung des Vaterlandes. Tapferkeit zeigten die Eidsgenossen. Bern vergrößerte sich, und faßte im Oberlande festen Fuß. Luzern brach mehrere starke Burgen. Zürich that dasselbe, und verrichtete eine rühmliche Waffenthat im Wehnthale. Aber nur die Eroberung von Wesen durch die sieben alten Orte verdient hier, nicht sowohl um der Wichtigkeit dieser Erwerbung, als um ihrer Folgen willen, der Erwähnung. Weil das Haus Oesterreich auch bey allen diesen Vorfällen weder Ruhm noch Vortheile fand, und die Eidsgenossen selbst des Krieges müde waren, so ward es einigen Reichsstädten leicht, einen anderthalbjährigen Waffenstillstand zu vermitteln. Er wurde der böse Friede genannt, wegen der mancherley Untreu, die man während desselben gegenseitig verübte, und weil die ganze

Zeit dieses Stillstandes statt zu Friedensunterhandlungen nur zu neuen Rüstungen verwendet wurde. Damahls waren die Eidsgenossen von solchem Hasse gegen Oesterreich durchdrungen, daß sie nicht ein Mahl den Nahmen dieses Hauses ohne Zorn konnten nennen hören. Wer Gutes von Oesterreich sprach, den hielten sie für ihren Feind, wer seinen Helm oder Huth mit Pfauenfedern, dem Feldzeichen der Herzoge, geschmückt hätte, würde durch die Wuth des Volkes sein Leben eingebüßt haben. Es findet sich verzeichnet, daß in der ganzen Schweiz kein Pfau hatte seyn dürfen. Das Wort „Pfauenschwanz“ wurde der entehrendste Schimpfnahme. Der Haß stieg damahls so hoch, daß mehrere Schriftsteller die eigentliche Trennung der Eidsgenossenschaft vom Deutschen Reiche nicht unschicklich in diesen Zeitpunkt versetzen.

Mordnacht zu Wesen. 1388 den zwey und zwanzigsten Hornung.

Die Eidsgenossen hatten in den letzten Tagen des Sempacher-Krieges Wesen erobert, und die Stadt, obschon sie mit Sturm angegriffen werden mußte, dennoch gegen ihre Sitte mit großer Milde geschont. Den Bürgern war Leib und Gut, dem gemeinen Wesen die alten Freyheiten und Rechte, den Anhängern Oesterreichs ein ungekränkter Abzug zugesichert. Dieser Milde ungeachtet machten die Wesener einen Anschlag auf die Eidsgenössische Besatzung in ihrer Stadt. Die Bürger traten in ein genaues Einverständniß mit Oesterreichischen Edeln und Vögten. Oesterreichische Soldaten wurden verkleidet oder in Fässern in die Stadt gebracht, und in Häusern und Kellern verborgen. Die Eidsgenossen faßten Argwohn; die Bürger bemerkten dieß, und versuchten, sie ganz sorglos zu machen. Daher sandten sie Viere aus ihrem Rathe nach Glarus mit der Bitte, die Stadt vor Oesterreichischen Ueberfällen zu bewahren. Um dieser Bitte völligen Glauben zu verschaffen, unternahm Arnold Bruch,

Oesterreichischer Vogt zu Windeck, im Einverständnisse mit den Bürgern einige Scheinangriffe auf Wesen. Die Glarner sandten treuherzig funfzig Mann, um die Stadt zu verstärken. Dieß geschah kurz vor dem Ende des bösen Friedens. Fünf Tage nach dem Ausgange des Waffenstillstandes versammelte der Eidsgenössische Hauptmann Conrad von Au die Gemeinde zu Wesen, ermahnte sie zur Wachsamkeit und Treue, weil sich Oesterreicher in der Nähe zusammen ziehen, vertröstete indeß mit der Hülfe der Glarner und Eidsgenossen, und ordnete acht Eidsgenossen mit mehreren Bürgern zu jedem Thore. Das Volk stellte sich ängstlich und bestürzt, und verhieß unzerbrüchliche Treue. In der Nacht aber kamen sechs tausend Mann Oesterreicher vor die Stadt. Sie wurden von den bewaffneten Bürgern und den verborgenen Soldaten in den Häusern im Finstern erwartet. Plötzlich wird auf ein gegebenes Zeichen die Stadt erhellet, die Brücken abgeworfen, die Eidsgenössischen Wachen an den Thoren überwältigt, die Thore eröffnet. Mit lautem Siegesgeschreye dringt der Feind in die Stadt. Mit Jubel empfangen ihn die verrätherischen Bürger. Conrad von Au, Heinrich Tschudi und viele Eidsgenossen werden in den Betten oder halb gerüstet ermordet. Einige retten sich durch Schwimmen über den See. Mit Tagesanbruch begegnen diese den Glarnern, die im Anzuge waren. Bestürzt über das Ereigniß wenden die Glarner um, und besetzen die Landwehren an den Grenzen ihres Gebiethes.

Glarus in Noth. 1388.

Nach dieser glücklichen Unternehmung auf Wesen zogen sich Oesterreichische Heere an den Grenzen von Glarus zusammen. Die Eidsgenossen waren zwar zum Schutze des Landes gerüstet; weil es ihnen aber an Lebensmitteln fehlte, so mußten sie bald aus dem Felde ziehen, und die Glarner blieben sich selbst überlassen. Tausend Mann stark standen sie drey Wochen lang mit Hintansetzung ihrer Heerden und

Geschäfte an den Grenzen, wiesen jeden Angriff tapfer ab; und ertrugen freudig die größte Noth. Endlich bathen sie Oesterreich um einen billigen Frieden; allein sie erhielten so harte und schimpfliche Bedingungen, daß sie sich lieber entschlossen, auf Leben und Tod um ihre Freyheit zu kämpfen. Ihren Entschluß meldeten sie den Eidsgenossen, und mahnten sie zum Zuzuge. Sogleich eilten funfzig Mann von Schwytz über die Alpen ihnen zu Hülfe.

Schlacht bey Näfels. 1388 den neunten April.

Donnerstags den neunten April 1388 brach der Feind mit sechs tausend Mann von Wesen auf, und griff die Schanze an, welche bey Näfels an der nördlichen Grenze des alten Glarner-Landes quer über das Thal von einem Berge zum andern gezogen war. Der Hauptmann des Landes Mathias am Buel ließ den Landsturm ergehen, und da er unter dem Landammann Albrecht Vogel einigen Zuzug erhalten, so leistete er dem Feinde tapfern Widerstand; allein es konnte seiner geringen Macht nicht gelingen, eine so ausgedehnte Verschanzung gegen die feindliche Uebermacht zu vertheidigen, um so weniger, da ein zweytes funfzehn hundert Mann starkes Heer der Feinde über die Berge zog, um den Vertheidigern der Landwehr in den Rücken zu fallen. Die Schanze würde an mehreren Orten durchbrochen, die Reihen der Glarner getrennt, und am Buel mußte mit nicht geringem Verluste den Oesterreichern weichen. Diese drangen mit unaufhaltsamer Gewalt in das Land ein, und weil sie den Sieg schon für sicher hielten, und die geringe Zahl der Feinde verachteten, so bemüheten sie sich nicht, die zerstreuten Haufen der Glarner anzufallen; sondern beschäftigten sich, Herden wegzutreiben, Vorrathskammern zu leeren, Näfels zu verbrennen, und sich ihren Lüsten zu überlassen. In ihrer stolzen Sicherheit ritten einige der Feinde das Thal hinauf bis nach Netstal. Diesen Fehler der Oesterreicher benutzte am

Buel. Mit den Wenigen, die ihn umgaben, zog er sich an den Rauti=Berg. Da schwang er das Landbanner hoch, daß es weit umher gesehen wurde. Zugleich erklangen die Sturmglocken in allen Thälern des Landes. Die Glarner eilten in zerstreuten Haufen von zwanzig, vierzig, sechszig Mann mitten durch die Feinde dem Banner zu, bis fünf oder sechs hundert Mann beysammen waren. Jetzt erst wurden die Feinde auf sie aufmerksam. Die Oesterreichische Reiterey ordnete sich, um die kleine Schar ohne langes Gefechte nieder zu reiten. Die Glarner, nachdem sie auf ihren Knieen gebethet, schleuderten einen Hagel von Steinen gegen die Pferde, wodurch viele verwundet, gelähmt, erschlagen, und die ganze Reiterey verwirrt wurde. Sie wich zurück, um ihre zerrissenen Reihen in der Ebene wieder zu bilden. Die Glarner mit Siegsgeschrey hinter ihr nach, und erlegen viele Feinde. Auf der Ebene ändert sich das Glück. Die Glarner müssen den Reitern wieder weichen. Der Berg wird ihr Schutz. Zum zweyten Mahle treiben sie von dort den Angriff der Oesterreicher zurück, und folgen ihnen in die Ebene, um, daselbst überwältigt, abermahls ihrem Berge zuzufliehen. So erneuert sich Flucht und Sieg zehn Mahle mit abwechselndem Erfolge. Beyde Heere ermatten. Beyde verzweifeln an einem günstigen Ausgange. Die Oesterreicher sind noch durch ihre Uebermacht stark; aber die Glarner streiten um Gut, Leben und Freyheit. Mit dem Muthe der Verzweifelung beschließen sie den eilften Angriff. Er soll der letzte seyn. Sie wollen siegen, oder als freye Männer sterben. Ihrem furchtbaren Anfalle widerstehen die Oesterreichischen Scharen nicht. Plötzlicher Schrecken und die Erinnerung an Walther von Stadion, der vor sieben und dreyßig Jahren mit seinem Heere an demselben Orte gefallen, lähmen um so eher ihre Kraft, als zugleich ein gewaltiges Feldgeschrey, von dem die Gebirge wiederhallen, das von den streitenden Glarnern erwiedert wird, einen nahen Zuzug von Schwytz und aus den hintern Thä=

lern des Landes verkündet. Die Oesterreicher fliehen mit großem Verlurste. Vier Heerführer, ein hundert drey und achtzig vom Adel, zwey und vierzig Wesener, im ganzen zwey tausend fünf hundert und dreyßig Feinde decken neben ein und funfzig Glarnern, zwey Schwytzern und zwey Urnern mit ihren Leichnamen das Schlachtfeld. Ein kleiner Theil der Oesterreicher rettet sich Urnen vorbey ins Gaster und in die Mark: Die größere Menge wendet sich Wesen zu; aber die Brücke außerhalb Wesen bricht unter der Last der Andringenden, die schwer bewaffneten Ritter versinken in der Mag oder in dem See, eine unbekannte Menge hat im Wasser geendet. Viele fielen hülflos durch die nachjagenden Glarner. — Was sich von dem Oesterreichischen Heere retten konnte, floh die ganze Nacht hindurch, mit ihnen alle Wesener mit Weib und Kind, Habe und Gut. Früh am folgenden Morgen kamen die Glarner in die verlassene Stadt, plünderten, was sie noch fanden, und überließen zur Rache der Mordnacht die Häuser den Flammen. Zwanzig Monathe lang lagen die Leichname der Erschlagenen in großen Gräbern vor der Landwehr. Vergebens verlangten ihre Verwandten auf dem Schlachtfelde ein reiches Kloster zu erbauen, die vorsichtigen Glarner fürchteten gefährliche Einwirkungen auf ihre Freyheit. Als man aber bath, die Leichname im Kloster Rüti begraben zu dürfen, gaben jene die Erlaubniß gerne. Indessen hatten die Glarner die Verordnung gemacht, daß je am ersten Donnerstage im April der vornehmste, gesunde Mann aus jedem Hause in dem ganzen Lande zu Trost und Heil den Seelen der Erschlagenen und Gott zu Lobe nach Näfels gehe, die Pfade und Steige zu besuchen, auf welchen an diesem Tage ihre Vorältern große Noth und Arbeit erlitten. Das versammelte Volk zieht alsdann auf die Stellen der eilf Angriffe, welche mit Kreuzsteinen bezeichnet sind, bey der sechsten, da, wo alles Volk unter dem Landbanner zusammentrat, liest man vor den Landleuten die Geschichte der Schlacht von

Sempach, dessen, was zu Wesen begegnet, endlich die Geschichte des großen Sieges, die Nahmen der erschlagenen Eidsgenossen, zuletzt die Nahmen des Matthias am Buel und Aller derer, die unter ihm gestritten; dann folgt eine Predigt, das eine Jahr von einem Reformirten, das andere von einem Katholischen Geistlichen gehalten, auf diese für die Katholiken besonders in der Kirche zu Näfels eine Seelmesse; am Ende pflegt sich das Volk billig der Freude zu überlassen.

Der siebenjährige Friede. 1389.

Der Krieg dauerte noch eine Zeit lang zu großem Vortheile der Eidsgenossen fort, obschon sie vergeblich versuchten, Rapperschwyl zu erobern. Als endlich Wilhelm, Friederich, Leopold und Ernst, Söhne des bey Sempach erschlagenen Leopolds, und Herzog Albrecht, sein Bruder, ihre Heere vernichtet, ihre Länder verloren, verwüstet oder gefährdet, ihre Schätze erschöpft, die Unterthanen unwillig, ja zum Aufruhre geneigt sahen, schlossen sie mit allen Eidsgenossen und mit Solothurn auf sieben Jahre einen Frieden, der für die Eidsgenossen durchaus vortheilhaft war. So endete sich der große Freyheitskrieg von Sempach und Näfels, den das Eidsgenössische Volk mit Freuden angefangen, Bern mit Vortheile für seinen Staat, die Uebrigen mit unsterblichem Heldenruhme geführt hatten. Sieben Orte nahmen den Frieden gerne an, denn sie waren ermüdet, den Bernern schien er fast unzeitig, weil sie ungerne die günstige Gelegenheit verloren, sich mit so glücklichem Erfolge auszubreiten. Dieser Friede wurde nachher 1394 auf zwanzig und 1412 auf funfzig Jahre verlängert.

Siebentes Capitel.

Befreyung Appenzells.

1389 — 1412.

Allgemeine Lage der Eidsgenossenschaft. 1389—1412. Sempacher-Brief. 1393.

Ungestört von äußern Feinden erfreuten sich die Eidsgenossen in den Jahren des mit Oesterreich geschlossenen Friedens ihrer glücklich geretteten Freyheit. Einzig auf die Erhöhung ihres Wohlstandes, Erweiterung ihres Gebiethes durch Kauf und Burgrechte und Verbesserung ihrer Verfassung bedacht, that jedes Ländchen, was ihm zur Förderung dieser Zwecke am dienlichsten schien. Die hauptsächlichsten Verbesserungen in der Verfassung unternahm Zürich, welches 1384 zwey Bürgermeister statt Eines ordnete, die Besorgung des Staates der Uebermacht einiger Wenigen entriß, und sie nicht in die Hände des Volkes, sondern in die Hände der Besten aus allen Ständen niederlegte. Die größte Erweiterung des Gebiethes, erreichten Zürich, das die Herrschaften Regensberg und Grüningen, nebst vielen Dörfern am Zürich-See, an der Limmath, an der Glatt; Luzern, welches das Entlibuch nebst vielen kleineren Herrschaften; Bern, welches Vieles im Oberlande, das Emmenthal, die Herrschaft Bipp, Wangen, die Landgrafschaft Burgund und Anderes erwarb; dagegen wurde diese letztere Stadt 1405 durch eine schreckliche Feuersbrunst, die fünf hundert und funfzig Häuser und großen, lange gesparten Reichthum verzehrte, in Jammer und Betrübniß gestürzt. — In den gleichen Jahren schlossen alle Eidsgenossen zusammen den Sempacher-Brief (1393 den dreyzehnten Brachmonath) zur Hemmung der Selbstrache, Sicherung des Verkehres, Festsetzung der Kriegszucht, Verhinderung unnöthiger Gewaltthätigkeit und Räubereyen der

Soldaten. — Nur die Verrätherey, mit welcher Rudolf Schön, Bürgermeister zu Zürich, 1393 in Oesterreichs hinterlistige Versuche, die Schweiz zu trennen, einging, und ein Streit im Lande Zug 1404 drohten auf Augenblicke die friedliche Ruhe zu stören, welche schon vor den Zugerischen Unruhen, im Jahre 1394 durch Verlängerung des Friedens mit Oesterreich auf zwanzig Jahre aufs Neue gestärkt worden war. — Im Jahre 1402 begann eine kurze Fehde. Im Mailändischen Gebiethe waren Eidsgenössische Güter weggenommen worden. Nachdem man vergeblich um Ersatz gehandelt hatte, eroberten die Waldstätte das Livener-Thal. Nach einigen Jahren erfolgten neue Beleidigungen. Da zog in zwey schnell auf einander folgenden Zügen 1410 und 1411 die gesammte Macht der Eidsgenossen zum ersten Mahle über den Gotthard. Das Eschenthal fühlte ihren Zorn. Sie erkämpften sich Ruhe und Sicherheit für Livenens Besitz. — Während so der Eidsgenössische Bund aufblühte, Oesterreichs Macht in Helvetien sank, und ein edles, altes, mächtiges Haus nach dem andern erlosch, oder sonst zu Grunde ging, bildeten sich im Osten des Landes zwey neue Eidsgenossenschaften, und suchten die Freundschaft der alten; Rhätien war die Eine, Appenzell die Andere.

Rhätien.

Von hohen Gebirgen umschlossen, geschmückt mit allen Wundern und Annehmlichkeiten einer wilden und erhabenen, aber auch einer schönen und lieblichen Natur, ausgerüstet mit einem von ewigem Eise, bis zu Hispanischer Hitze schnell wechselnden Klima liegt Rhätien, damahls ein wundersames Gemische von freyen Gemeinden und leibeigenen Knechten des Adels und der Kirche. Schon ein Jahrhundert war verflossen, seit die Eidsgenossenschaft ihre Freyheit erfochten hatte. Jetzt erst ermannten sich die Rhätier, und rangen nach jenem schönen Gute. Sie verbündeten sich zum Schutze desselben theil-

weise unter einander, theilweise mit den benachbarten Eidsgenossen; doch war ihr Ringen noch allzu schwach, und ihre inneren Verhältnisse zu verworren, als daß sie hier einer nähern Würdigung unterworfen werden könnten; aber auch den Rhätiern sollte bald der Tag erscheinen, wo unter dem Zauberrufe der Freyheit Alles umgestaltet wurde, und die letzten Spuren schimpflicher Knechtschaft verschwanden.

Appenzell.

Entschiedener, als Rhätien, erhob sich das Land Appenzell, um auf Leben und Tod für die Freyheit zu streiten. Etwa sechs Dörfer im Gebirge, die nie zuvor unter gleichem Nahmen vorgekommen, bildeten dieses Land. Aus Unzufriedenheit mit harten Amtsleuten traten sie in einen Bund zusammen, der bald über alle Feinde siegreich war, in fünf Jahren viele Schlachten schlug, viele große Banner, fünf Städte, vier und sechszig Burgen eroberte, und den Schrecken seiner Waffen von der alten Kiburg bis in die Thäler der Etsch trug, der fast ohne Beystand sich behauptete, und bis auf diesen Tag besteht. Das Gebirge, in dem jene Dörfer sich finden, war schon in sehr alten Zeiten von freyen Männern bewohnt, die Niemandem, als ihrem Gotte und dem Reiche angehörten. Dem Fürst-Abte Cuno von Staufen glückte es, dieses Ländchen als Pfandschaft an das Kloster St. Gallen zu lösen, und so das ganze Bergland, dessen einer Theil schon früher Cunos Stifte unterworfen war, in seine Gewalt zu bringen. Cuno war ein harter, strenger Mann, welcher die Furcht und nicht die Liebe der Unterthanen für die Hauptstütze seiner Herrschaft ansah. In seinem Sinne regierten auch seine Amtleute über Appenzell. Dem Lande raubten sie alle Freyheiten, drückten es durch neue Steuern, schonten Niemandes Glück und Ehre und übten viel grausamen Muthwillen. Der Obervogt auf der Burg Schwendi legte auf die vorzüglichsten Produkte des Landes, Milch, Butter und Käse,

einen starken Zoll, und hielt zwey große Hunde, welche jeden wüthend anfielen, der ohne Bezahlung dieses Zolles vorbeygehen wollte. Der Vogt zu Appenzell, nicht zufrieden, daß er bey dem Todfalle eines Leibeigenen nach einem alten, barbarischen Rechte aus der Verlassenschaft des Verstorbenen das beste Stück erhalten hatte, ließ das Grab öffnen, und das Kleid rauben, mit welchem arme Kinder den Leichnam des Vaters geschmückt hatten. So gewaltsam herrschten Cuno und seine Vögte; aber damahls war eine der Freyheit günstige Zeit, in welcher unbillige Fürsten den Völkern solche Mißhandlungen nicht ungestraft biethen durften. Die Appenzeller, ein starkes, kühnes, redliches Volk, lenksam durch Liebe, unbiegsam wider Gewalt, konnten sich nicht in den ungewohnten Druck finden. Sie machten fruchtlose Vorstellungen. Bald wagte mancher Bidere ein freyes Wort. Das Glück der Waldstätte stand leuchtend und ermunternd vor den Augen. Immer lebendiger wurde der Gedanke, daß der Appenzeller am Muthe zur Behauptung seiner Freyheit keinem Volke weiche. Endlich traten die Gemeinden zusammen, und das ganze Land, wo sonst jedes Dorf einzeln für sich gelebt hatte, schloß einen Bund zur Erhaltung der Rechte wider den Mißbrauch der höchsten Gewalt. Man bemächtigte sich der Burgen, verjagte die Vögte, suchte, und erwarb die Freundschaft und einen Bund mit der Stadt St. Gallen und ein Landrecht mit Schwytz und Glarus. Vergebens knüpfte der Abt hinterlistige Unterhandlungen an. Die Stadt St. Gallen trat zwar vom Bunde zurück; aber das Land Appenzell blieb standhaft. Da mahnte der Abt seine Unterthanen und die mit ihm verbündeten Schwäbischen Reichsstädte. Den Appenzellern zogen die Schwytzer und Glarner zu. Im acht und achtzigsten Jahre nach der Schlacht von Morgarten 1403 nach Christo im Anfange des Maymonathes rückten die Aebtischen Heere, die sich in St. Gallen gesammelt hatten, aus, zur Vertilgung der jungen Freyheit im Gebirge.

Schlacht am Speicher. 1403 den funfzehnten May.

Die Wachen der Appenzeller sahen auf den Höhen die heranziehenden Scharen, und der Landsturm erging. Ungefähr zwey tausend Mann unter dem Anführer Jakob Hartsch eilten auf die Höhe Vögelinseck nahe bey dem Dorfe Speicher, und besetzten mit Wachsamkeit die vortheilhaftesten Punkte. Vom Speicher herunter führt durch einen Hohlweg eine steinige, nicht allzu abschüssige, damahls auf beyden Seiten mit Waldung bewachsene Straße St. Gallen zu. Diese Straße wählte das Heer des Abtes. Mit der ersten Morgenröthe des funfzehnten May verließ es fünf tausend Mann stark die Stadt St. Gallen, und zog in langen Reihen ohne Vorsicht und Klugheit die Straße hinauf nach Vögelinseck. Der Wald zu beyden Seiten der Straße war mit zwey hundert Glarnern und drey hundert Schwytzern besetzt. Die Feinde ahndeten keine List. Ohne Widerstand kamen sie bis an das obere Ende des Hohlweges. Jetzt erst ließ ein Haufe von achtzig Appenzellern sich blicken, die, wie die Eidsgenossen bey Morgarten und Näfels, mit der gleichen, einfachen, durch die Natur des Landes vorgeschriebenen Kriegskunst durch Werfen und Schleudern den Feind zu verwirren, und zu verhindern suchten, daß er die Höhen nicht erreiche. In demselben Augenblicke wurde das Aebtische Heer auch von den auf beyden Seiten des Hohlweges verborgenen Schwytzern und Glarnern mit Erfolge angegriffen. Eifriger strebte nun die Reiterey, die den erlittenen Schaden mehr der nachtheiligen Gegend, als der Furchtbarkeit des Feindes zuschrieb, die Höhen zu gewinnen. Da trat plötzlich der ganze Schlachthaufe von Appenzell hinter den obersten Hügeln, die ihn bisdahin verborgen hatten, hervor, eine schöne Schar, starkbeleibte, hochgewachsene Hirten, von Jugend auf durch kühne Spiele und das Bekämpfen reißender Thiere an sicheres, behendes Schleudern und kräftiges Niederschlagen gewöhnt. Mit freudigem Trotze

in den Gesichtern, voll Glaubens an ihre gerechte Sache, voll festen Vertrauens auf eine schützende Gottheit, traten sie auf den Kampfplatz. Jetzt erkannten die Reisigen die List ihrer Gegner, und bereuten zu spät ihre eigene Unvorsichtigkeit. Schnell beschlossen sie, die Schlacht in das Feld hinunter zu ziehen, denn in der Ebene hofften sie gewiß durch Ueberzahl und Kunst die ungeübten Bergbewohner besiegen zu können. Darum riefen sie den Ihrigen mit lauter Stimme, „zurück, zurück!“ Die Nächsten wichen in Ordnung, die Reisigen rückten nach; aber die Entfernteren, welche nur diese rückgängige Bewegung sahen, und hörten, wie Appenzell, Glarus und Schwytz von vorne und von beyden Seiten mit furchtbarem Feldgeschreye einbrachen, hielten jenen Ruf für eine Mahnung zur Flucht, und stürzten ohne Ordnung schreckenvoll hinab nach St. Gallen. Als die Reisigen das sahen, mochten auch sie, auf ihre eigene Rettung bedacht, den Streit nicht länger halten, und flohen in wilder Zerstreuung; Viele mit Wegwerfung der Waffen. Die siegreichen Appenzeller erschlugen fliehende Feinde bis vor die Thore von St. Gallen. Manche, vom Kriegsfeuer hingerissen, würden es gewagt haben, die durch den Verlurst der Schlacht und den Tod ihrer beyden Bürgermeister verwirrte Stadt plötzlich einzunehmen; allein die weiseren Führer, welche die Schwierigkeit und selbst im Falle des Gelingens den offenbaren Schaden einer solchen Unternehmung erkannten, gaben das Zeichen zum Abbruche der Schlacht. Da ließ das Volk gehorsam die Waffen ruhen, und zog freudig hinauf in sein gerettetes Land. Auf der Wahlstatt fielen sie nieder, und dankten dem Herren, weil sie gewürdigt worden waren, die erste Schlacht für ihr Vaterland fast ohne Verlurst glorreich zu vollbringen.

Oesterreich gegen Appenzell. 1404.

Die Appenzeller zweifelten nicht daran, daß Abt Cuno den Krieg mit aller Macht fortsetzen werde, darum hielten

sie es für das Beste, das Glück des Augenblickes zu benutzen, und dem Abte mit unaufhörlicher Fehde keine Ruhe zu lassen. Allen Gegenden, die sie eroberten, schenkten sie die Freyheit, und stärkten so ihre eigene Macht; aber sie erregten auch die gerechte Besorgniß des umliegenden Adels, der durch sie alle seine Unterthanen zu verlieren fürchtete. Die Schwäbischen Reichsstädte, welche durch die Streifzüge der Appenzeller die Sicherheit ihres Handels gestört sahen, lagen dem Abte an, Frieden zu machen; als er diesen verwarf, söhnten sie sich ohne ihn mit den Appenzellern aus, und St. Gallen trat wieder mit denselben in einen Bund. Der Abt beharrte dessen ungeachtet auf seinem Sinne, hob zu seiner Sicherheit sein Hoflager zu St. Gallen auf, und entfloh nach Wyl. Von dort aus suchte er, durch den ganzen Adel des Thurgaues unterstützt, den Herzog Friederich von Oesterreich aufzuregen, daß er Appenzell, welches eine zweyte Schweiz zu werden drohe, in seinen ersten Keimen ersticke, und als das Haupt der edlen Ritterschaft nicht zugebe, daß durch geringe Bauern das Verderben derselben, ja der Umsturz seiner eigenen Macht bewirkt werde. Durch diese Vorstellungen und vielleicht noch mehr durch die angenehme Hoffnung bewogen, nach dem alten Wunsche seines Hauses die Kastvogtey über das reiche Kloster St. Gallen zu bekommen, erklärte Friederich, daß er nächstens zu Felde ziehen werde, um den Trotz der Appenzeller zu brechen. Von da an faßte Abt Cuno neue, zuversichtliche Hoffnung des Sieges, und der gereizte Adel frohlockte über den bald anbrechenden Tag der Rache.

Graf Rudolf von Werdenberg. 1404.

In dieser Zeit kam Graf Rudolf von Werdenberg, der Sprößling eines alten, mächtigen Geschlechtes, in das Land Appenzell, und begehrte vor der Landsgemeinde ein freyer Landmann zu werden, weil ihm Oesterreichs Ländergier zum Danke für vieljährige Dienste alle seine Besitzungen entrissen

hatte. Schon lange war Rudolf den Appenzellern als ein kluger und unerschrockener Ritter bekannt gewesen; aber das wollte man ihm kaum glauben, daß er sich in die einfache Art des Landes werde finden können. Man redete mit ihm frey und offen. Rudolf bestand fest auf seinem Sinne. So gab man ihm denn den Handschlag, und sie schwuren einander. Von dem an legte der Graf die Rüstung und die Ritterzeichen und die Pracht seines Standes von sich, und kleidete sich in einen leinenen Kittel, wie einer der Hirten. Nun faßten die Landleute, deren Sitten er ehrte, eine herzliche Liebe zu ihm, die mit jedem Tage wuchs, so daß sie ihn zuletzt zum obersten Hauptmanne ihres Landes erwählten. Mittlerweile hatte Oesterreich seine Rüstungen vollendet.

Schlacht am Stoß. 1405 den siebenzehnten Brachmonath.

Friederichs Heer kam über den Arlenberg nach Arbon. Hier theilte er dasselbe in zwey Haufen. An der Spitze des kleineren wollte Friederich selbst gegen St. Gallen ziehen. Der größere sollte vom Rheinthale her das Gebirge besteigen, den Appenzellern, wenn sie sich, wie zu vermuthen war, am Speicher sammelten, über Gaiß in den Rücken fallen, und ihr Land einnehmen. Der Plan war wohl angelegt, und würde vielleicht gelungen seyn, wenn er nicht vom Landvolke, das den Appenzellern günstig war, diesen wäre verrathen worden. Der Morgen des Schlachttages brach an. Der Tag war trübe. Es regnete bald. Der zweyte Oesterreichische Heerhaufe zog von Altstätten hinauf. An der Landwehre fand er keinen Widerstand. Zweyhundert Bogenschützen eilten voran, zerrissen mit Mühe die Schanze, so daß nur wenige Mann neben einander durch die Oeffnung ziehen konnten. Von dort stieg das ganze Heer mit Beschwerlichkeit hinauf bis an den Stoß. Der kurze, glatte Wasen des Alpenbodens, vom Regen schlüpfrig, erlaubte ihnen keine festen Schritte zu thun, sie

mußten sich, um vorwärts zu kommen, der Lanzen gleich Stöcken bedienen. Als sie schon eine bedeutende Höhe erstiegen hatten, zeigten sich einige hundert Appenzeller, Glarner und Schwytzer, welche Steine und Holzblöcke auf die Heransteigenden herabrollten. Wer nicht gelähmt wurde, drang vorwärts, aber die kriegerische Ordnung konnte nicht mehr beobachtet werden. Die Oesterreicher hatten beynahe die oberste Höhe erreicht, als die ganze Schlachtordnung der Appenzeller sich zeigte. Die Oesterreichischen Schützen spannten ihre Bogen vergebens, denn die Sehnen waren naß. Jetzt gab Graf Rudolf das Zeichen zum Angriffe. Er selbst und alle Appenzeller gingen, um desto fester auftreten zu können, barfuß, und stürzten sich so mit Nachdruck auf den Feind. Der Widerstand der Oesterreicher, welche genug Mühe hatten, sich auf den Füßen zu halten, war schwach und kurz, um so kürzer, weil auf einer nahen Anhöhe eine zweyte Schar Appenzeller sich zeigte, die dem Feinde in den Rücken zu fallen drohte. Es waren zwar nur Weiber, aber diese starken, mannhaften Töchter der Alpen hatten den Entschluß gefaßt, im nöthigen Falle die Männer zu unterstützen, und, um das Oesterreichische Heer zu täuschen, hatten sie weiße Hemden gleich Hirtenkitteln über ihre Kleider angezogen. Wer sich von den Oesterreichern retten konnte, rettete sich eiligst. Viele fielen schon hier. Größeres Unglück wartete des geschlagenen Heeres an der Schanze. Weil diese nicht genug aufgerissen war, so sah es sich daselbst wie in einem Netze gefangen. Hunderte fielen, ehe die Schanze in der Verzweiflung niedergeworfen wurde, und nach sechsstündigem Kampfe die wilde Flucht ins Rheinthal geschah. Nachdem die Appenzeller den Feind vertrieben hatten, sammelten sie sich wieder am Stoße, bekannten mit Freuden, daß Gott mit seinem Regen für sie gestritten habe, fielen nieder und sagten dem Herren Lob für den Sieg.

Ulrich Rotach. 1405.

Einen Beweis erstaunenswürdiger Tapferkeit hatte in dieser Schlacht Ulrich Rotach, ein Landmann von Appenzell, gegeben. Er war in allzu großer Streiteshitze unter die Feinde gerathen, und wurde von zwölfen umringt. Er, mit seiner Hallbarde bewaffnet, stellte sich mit dem Rücken an eine Viehhürde, erschlug fünf Feinde, und vertheidigte sich gegen die andern siegreich, bis einige von hinten in die Hütte drangen, und sie in den Brand steckten. Wider Flammen hilft kein Muth. Ulrich Rotach starb durch diese, damit Niemand sich rühmen möge, er habe sich ihm überwunden ergeben. So stritten die Schweizer alter Zeit auch wenn sie einzeln waren, und ihr Leben sichtbar opfern mußten. Dieser freudige Kriegsmuth war es, der die Freyheit gründete und erhielt, welche wir nicht mehr unsern Verdiensten, sondern der Milde oder der wechselseitigen Eifersucht unserer Nachbarvölker verdanken.

Treffen am Hauptlisberge. 1405 den siebenzehnten Brachmonat.

Mittlerweile war Herzog Friederich mit seiner Heeresabtheilung mit großem Jubel und Glanze, Alles vor sich her verwüstend, bis vor die Thore von St. Gallen gekommen; er fand aber die Mauern zu hoch und zu fest, die tapfern Bürger zu wachsam, und weil er auf keine Belagerung gerüstet war, so mußte er nach einigen fruchtlosen Drohungen gegen Arbon zurück ziehen. Vierhundert St. Galler eilten ihm auf dem Rücken der Hügel, die sich von St. Gallen gegen Arbon erstrecken, nach, ohne daß er sie sah, oder vermuthete, weil er mit seinen Rittern, sey es aus Unkunde des Krieges, sey es aus thörichter Sicherheit und Verachtung des Feindes, ohne Vorsicht, ohne Ordnung dahinzog. Am Hauptlisberge fielen plötzlich jene vier hundert St. Galler, in kleine Rotten getheilt, in die unordentlich und vereinzelt am Fuße des Berges vorbeyziehenden Oesterreicher, erschlugen Manchen,

und benutzten den Fehler der Feinde aufs Beste. Sobald Friederich an einen zum Schlagen günstigen Ort gekommen war, stellte er seine Schar in Ordnung, schlug Ritter, und both jenen Streifern den Streit an. Lange harrte er vergebens, sie waren weder so thöricht, noch so kühn, ihre vortheilhafte Stellung zu verlassen. Schon neigte sich der Tag. Friederich wußte seine Gegner von ihren Höhen nicht zu vertreiben, oder wagte das nicht; unwillig warfen seine neuen Ritter ihre Ehrenzeichen von sich, der Herzog mußte beschämt seinen Zug weiter wenden. Jene vier hundert folgten ihm abermahls, und erhaschten so viel Vortheil, als die Gegend und Friederichs schlechte Ordnung ihnen zuließ. Die Verfolgung endete erst vor den Thoren von Arbon. Das Banner der Stadt Schaffhausen war verloren, viele edle Ritter waren ungerochen gefallen. Zu Arbon erhielt Friederich die Nachricht von der verlorenen Schlacht am Stoß.

Gefecht an der Wolfshalde. 1405.

Friederich war dieses Krieges herzlich müde, und wäre gerne wieder in sein Land zurückgekehrt, wenn er nur Einen, obschon geringen Vortheil über die Appenzeller hätte davon tragen können. Er wußte wohl, daß auch das Unbedeutendste von seinen schmeichlerischen Hofleuten als ein herrlicher Sieg würde gepriesen werden. Zu diesem Ende hin, ließ er sich eine List gefallen. Es wurde ausgestreut, sein Heer gehe nach dem Tyrol zurück. Die Schiffe zur Ueberfahrt am Boden-See wurden gerüstet; das Heer aber war angewiesen, sich, wenn es in das, nahe am See und am Fuße der Appenzeller-Gebirge liegende Dorf Thal gekommen wäre, plötzlich zu wenden, und das Land Appenzell unversehens zu überfallen, einzunehmen, oder doch einen Theil desselben zu verwüsten. Auch dieser Anschlag wurde den Bedrohten entdeckt. Als die Oesterreicher an den bestimmten Ort gekommen waren, eilten sie die Wolfshalde hinauf. Ordnung hielten sie thörichter

Weise wiederum nicht, weil sie sich sicher glaubten. Plötzlich werden sie mit lautem Geschreye angefallen, doch verlieren sie den Muth nicht, ordnen sich schnell, wie Leute, die des Krieges gewohnt sind, fassen bey der Kirche und auf dem ummauerten Kirchhofe eine günstige Stellung, und leisten entschlossenen Widerstand. Sie machen den Appenzellern den Sieg schwer. Nur mit großem Verluste gelingt es diesen, die Oesterreicher zum Weichen zu bringen; aber als ein Mahl die Flucht ihren Anfang genommen hatte, fielen für jeden erschlagenen Appenzeller wenigstens zehn Feinde. Der Herzog sah seine Scharen aufgelöst, zum Theile ohne Banner, ohne Waffen, die Wolfshalde hinunter fliehen; er verwünschte diesen Krieg, und ging über den Rhein nach dem Tyrol zurück.

Der Krieg. 1408.

Nach diesen Siegen erneuerten die Appenzeller und St. Galler ihr Bündniß zu gegenseitiger Vertheidigung wider alle Feinde auf neun Jahre. Da suchte sich, wer immer nur konnte, mit ihnen auszusöhnen. Den Städten und einigen Ländern gaben sie den Frieden; aber an dem Herzoge und dem Adel gedachten sie, weitere Rache zu nehmen. Sie zogen 1405 ins Rheinthal, brachen die Burgen, eroberten das Land. Hierauf erwarben sie ihrem Hauptmanne, dem Grafen Rudolf, das ihm von Oesterreich entrissene Erbe seiner Väter mit der Kraft ihres Armes wieder. Nachher demüthigten sie in dem Treffen bey Zilschlacht den Stolz des Thurgauischen Adels, und zerstörten hierauf viele seiner Sitze. Dann wollten sie gegen Schwytz, das ihnen in ihrer Noth Hülfe geleistet hatte, Dankbarkeit üben, zogen in die untere Mark am Zürich-See, eroberten dieselbe, und gaben sie Schwytz, von welchem sie fortan als ein Unterthanenland regiert wurde, zum Geschenke. Mit der genommenen Rache noch nicht zufrieden, griffen sie im folgenden Feldzuge (1406) mit Blitzesschnelle um sich. Es gereute jetzt den Grafen von Montfort auf Bregenz, daß er

den Herzogen von Oesterreich wider seinen Vetter Rudolf von Werdenberg beygestanden; denn er machte nun selbst die bittere Erfahrung, was es heiße, seiner Besitzungen beraubt zu seyn. Auch die Herzoge von Oesterreich empfanden schmerzlich den Einfall des Gebirgsvolkes in ihre Herrschaften. Pludenz, Prättigau, Montafun, Arlenberg der größte Theil vom Tyrol gingen im Umsehen verloren. Das Glück leitete die Schritte der Appenzeller. Bloß dadurch, daß sie dem Volke seine Freyheit anbothen, eroberten sie ganze Landschaften ohne Widerstand. Die Herzoge von Oesterreich wagten es sogar nicht ein Mahl, kräftige Gegenwehr zu leisten, weil sie ihr eigenes, durch die Begierde nach Freyheit begeistertes Volk nicht zu den Waffen rufen durften, ohne zu fürchten, daß es den Feinden mehr, als den Herren nutzen werde. Ihre Söldner hielten den Kampf gegen die Söhne der Freyheit nicht aus, und die rohen, wilden Scharen, welche die Herzoge aus den fernen Landen des Ostens herbeyzogen, dienten nur dazu, durch ihre Ausschweifungen das Verderben des Landes und den Unwillen des Volkes zu mehren, oder durch ihre Niederlagen den Ruhm der Sieger zu erhöhen. Mit etwas mehr Unternehmungsgeist hätten vielleicht die Appenzeller das ganze Gebirge befreyen können, und wären sie von den Eidsgenossen unterstützt worden, wären die Gesetze der Bundeshülfe besser und fester geordnet gewesen, vielleicht hätten wir nie in Italien den Schauplatz jener wüthenden Kriege gesehen, die das Land Jahrhunderte hindurch verheerten; vielleicht bestände auch dort ein eigenes Reich unter eingebohrnen Fürsten, vielleicht hätte der ganze Gang der Begebenheiten in Europa eine andere Gestaltung erhalten; aber die Appenzeller, mit dem Siegerruhme zufrieden, und von einer Gefahr, die ihnen im Rücken drohte, geschreckt, eilten wieder nach Hause, und statt für die Erhaltung ihrer Eroberungen zu sorgen, zogen sie vor das Städtchen Wyl, um den gedemüthigten Abt Cuno zu zwingen, seinen Sitz wieder in

St. Gallen aufzuschlagen. Mit den ersten Tagen des Frühlings im Jahre 1407 durchstreiften sie verheerend das Thurgau und die Grafschaft Kiburg. Nur ihre Unerfahrenheit in der Belagerungskunst rettete Konstanz, nur eine Zürcherische Besatzung Winterthur. Das Jahr verging. Die Witterung wurde rauh und kalt. Die Appenzeller hielten noch keine Ruhe. Mit dem Belagerungszeuge von St. Gallen versehen, legten sie sich in der ungünstigsten Jahrszeit, den achten Christmonath 1407, vor die Stadt Bregenz.

Belagerung und Schlacht von Bregenz. Vom achten Christmonath 1407 bis zum dreyzehnten Januar 1408.

Diese Stadt am Boden-See lag fest und bequem genug, um eine lange Belagerung auszuhalten. Die Jahrszeit und die Witterung, verbunden mit der Unerfahrenheit der Appenzeller, erleichterten den Widerstand. Am eilften Christmonathe wurde der Winter so strenge, daß der Zürich-See zufror; bald darauf trat Thauwetter ein, daß alle Flüsse anschwollen, und der Rhein-Strom große Ueberschwemmungen bildete. Alle diese Unbequemlichkeiten hinderten die Belagerer, ermüdeten sie aber nicht. Indessen hatten die benachbarten Fürsten, Grafen und Herren, welche, obschon sie die Appenzeller nie angefeindet, dennoch von den weitern Fortschritten dieses Volkes Alles zu fürchten Ursache hatten, mit einander einen engen Bund zum Entsatze von Bregenz geschlossen. Schnell zogen sie acht tausend Mann zusammen, und versuchten, die Belagerer zu überfallen. Ein dichter Nebel der am dreyzehnten Januar 1408 die Ufer des Boden-Sees bedeckte, begünstigte das Unternehmen. Die St. Galler und Appenzeller hatten zwar von demselben Kunde erhalten, aber den Tag und die Stunde des Angriffes wußten sie nicht, während ihr eigenes, vom Nebel verborgenes Lager den anrückenden Feinden durch ein Weib verrathen wurde. Sobald der Angriff

geschehen war, faßten die Appenzeller eine Stellung, so gut es die Gegend gestattete; aber auf diesem flachen Grunde verstand der Feind, seine Uebermacht zu gebrauchen, und seine zahlreiche Reiterey griff so gewaltig an, daß die Appenzeller nicht lange widerstanden. Sie verloren ihren Anführer, Conrad Kupferschmid von Schwytz, ihre Landesfahne, ihr Lager mit allem Gezeuge und beynahe hundert Mann; doch zogen sie sich so entschlossen und fest geordnet zurück, daß der Feind, mit seinem Siege zufrieden, sie nicht zu verfolgen wagte.

Friede. 1408.

Sie selbst wurden durch diesen Unfall zum Frieden geneigt. Sie verglichen sich mit dem Adel und mit dem Abte, der ihre Freyheit anerkennen mußte, und nachdem Herzog Friederich von Oesterreich seine verlorenen Besitzungen schnell wieder eingenommen hatte, so erlosch auch der Krieg gegen ihn.

Appenzell erhält das Eidsgenössische Landrecht. 1411.

Von dieser Zeit an schränkten sich die Appenzeller auf die Vertheidigung ihres eigenen Landes ein. Sie suchten, dasselbe durch Bündnisse mit benachbarten, mächtigen Herren, noch mehr aber dadurch zu sichern, daß die acht alten Orte der Eidsgenossenschaft sie unter gewissen, beschränkenden Bedingungen zwar nicht zu einem Kantone, aber doch auf ewig zu ihren Bürgern und Landleuten annahmen. Diese Bedingungen sollten verhüthen, daß nicht die Eidsgenossenschaft durch die Hitze und Reizbarkeit der Appenzeller in unnöthige Kriege verwickelt werde. Deßnahen mußten die Appenzeller versprechen, nie ohne den Willen der Eidsgenossen die Waffen zu ergreifen, der Schweiz in ihren Kriegen mit aller Macht und auf eigene Kosten zuzuziehen, sich, wann sie selbst Kriege führen müßten, mit jeder Eidsgenössischen Hülfe zu begnügen, und dieselbe zu besolden; dabey behielten sich die Eids-

genossen noch vor, die Artikel dieses Bundes nach ihrem Gutdünken mehren, oder mindern zu können.

Der funfzigjährige Friede. 1412 den acht und zwanzigsten May.

Der zwanzigjährige Friede mit Oesterreich lief zu Ende, und die Eidsgenossen konnten ohne Furcht dem Ausbruche eines neuen Krieges entgegen sehen, denn ihre Freyheit und Ruhe waren fest gegründet, und Oesterreichs ehemahlige Uebermacht in Helvetien war nicht mehr. Allenthalben rings umher war Zerrüttung, in Deutschland, im Norden, in Frankreich, in Spanien, in Italien, am meisten in der Kirche. Nur die Eidsgenossenschaft war ruhig und geordnet. Appenzell mit Ruhme gekrönt; Uri im Gotthard gewaltig; Schwytz durch Kühnheit furchtbar; Zug beruhigt; Glarus eben so gerecht, als unerschrocken; Unterwalden in den gleichen Sitten, wie an dem Tage, als sie Otto von Straßberg schlugen; Luzern, Zürich, Bern, an Mauern, Thürmen, Bürgern, Ausbürgern und Unterthanen durch Wachsamkeit und Muth im Frieden und Kriege blühend, stark, gefürchtet und geehrt; alle herzhaft zum Angriffe, siegreich in der Schlacht. Die Kriege der Fürsten wurden damahls von unbehülflicher, schwerer Reiterey und schlechtem Fußvolke geführt. Nur die Eidsgenossen kannten zu jener Zeit den Krieg besser. Unsere Väter, durch ihre Armuth und die Lage des Landes gezwungen, mußten zu Fuße fechten, und weil die Feinde mehr Volk hatten, so mußten sie auf jeden Vortheil aufmerksam seyn, Entschlossenheit im Angriffe, unerschütterliche Standhaftigkeit im Kampfe zeigen, und durch rege Bewegsamkeit die unbehülfliche Menge der Feinde schlagen. So war die Eidsgenossenschaft, gerüstet auf Alles, als der zwanzigjährige Friede zu Ende ging. Herzog Friederich von Oesterreich wünschte die Verlängerung desselben. Den acht und zwanzigsten May 1412 mußte er den acht alten Orten der Eidsgenossenschaft

und ihren Bundesgenossen zu Solothurn und Appenzell den Besitz aller Eroberungen, die sie inne hatten, und andere Vortheile auf funfzig Jahre bestätigen. Etwa hundert Jahre nachdem Oesterreich mit Uebermuth und Stolz den Kampf gegen die Freyheit der Eydsgenossen begonnen hatte, war die Oberhand für die letztern so entschieden, daß Herzog Friederich froh seyn mußte, einen so nachtheiligen Frieden schließen zu können. — Das war so gekommen, weil damahls noch in der Eidsgenossenschaft Jeder nicht nur auf seinen Nutzen, sondern auf den Vortheil Aller sah, und weil Jeder die Pflichten treu erfüllte, die der ewige Bund ihm auferlegte. So lange dieser Geist die Eidsgenossenschaft belebte, so lange konnte ihre Freyheit weder durch die List, noch durch die Gewalt benachbarter Mächte vernichtet werden!

Des zweyten Hauptttheiles zweyte Unterabtheilung.

Unterthanen und Bürgerkriege.

1414 — 1450.

Erstes Capitel.

Ueberblick.

1414 — 1450.

Wir haben die Schweiz, nachdem ihre ursprüngliche Freyheit unterdrückt war, in der Gewalt fremder Völker gesehen, wir haben ihr allmähliches Wiederaufleben mitgefeyert, und zunächst die Kraft und das Glück bewundert, mit denen sie sich gegen mächtige Herrscher behauptete. Aber eben dieses Glück entwickelte nach und nach Abweichungen von dem ersten, edlen Grundsatze des Bundes, keine Unterthanen, sondern viele Freunde zu haben. Wir haben diese Abweichung schon lange bey den Städten gesehen, wenn sie Herrschaften kauften, oder eroberten; wir haben sie bey Schwytz und Uri bemerkt, als sie Livinen und die Mark erhielten, und wir werden sie noch deutlicher bey der Beschreibung der folgenden Begebenheiten erblicken. Allein aus dieser Verirrung von dem ursprünglichen Geiste des Bundes erzeugte sich als gerechte Nemesis jener gefährliche Ausbruch innerer Fehde, mit dessen Erzählung dieser gegenwärtige Abschnitt sich schließen, oder

richtiger, hauptsächlich beschäftigen muß. Die bedeutenden Vergrößerungen einzelner Kantone weckten den Neid der Uebrigen, während jene mit äußerster Kraft und Anstrengung das Erworbene zu erhalten, und zu vermehren suchten. Weil die gesammte Eidsgenossenschaft zu dieser Zeit keinen ihrer Nachbaren als Feind zu fürchten hatte, und an eine Vereinigung Aller zur Unterdrückung des Bundes nicht zu denken war, so verlor sich allmählich das Gefühl dessen, was man den Bundesbrüdern schuldig sey; es verlor sich zugleich mit der Gefahr das dankbare Andenken an die empfangene Hülfe; es verlor sich der Gedanke, daß man ihrer noch ein Mahl bedürfen könnte. Alle Bande brüderlicher Liebe erschlafften, oder lösten sich um so eher, da die die Eidsgenossen noch durch keine frühere Erfahrung gewarnt waren, die sie vielleicht besser, als ihre Enkel benutzt haben würden; und an die Stelle des Eidsgenössischen Sinnes traten Eitelkeit, Eigennutz und Selbstsucht. Wenn auch schon die Vorsteher der einzelnen Kantone die Habsucht, den Ehrgeiz und die persönliche Feindschaft nicht kannten, so hielten sie es doch für reine Vaterlandsliebe, ihren Kanton ohne Rücksicht auf die andern zu vergrößern; und wenn vollends die eben genannten Leidenschaften mitwirkten, so gaben jene Männer diese Vergrößerungssucht nicht auf, auch wenn die Eintracht, ja die Fortdauer der Eidsgenossenschaft dabey gefährdet war. So kam es nach und nach dahin, daß im Jahre 1436 Zürich mit Oesterreich und zuletzt mit Frankreich im Bunde gegen die Eidsgenossen und diese wider ihr Vorort vierzehn Jahre lang mit äußerster Anstrengung und Wuth stritten; ein Krieg, der uns, wenn auch keine andere Lehre, doch diese gibt, daß das gleiche Volk des Größten oder des Schrecklichsten fähig sey, je nachdem es sich von reinen Trieben oder von unreinen Leidenschaften leiten läßt.

Zweytes Capitel.

Die Eroberung des Aargaues.

1414 — 1418.

Das Konstanzer-Concilium. 1414 — 1418.

In der Christlichen Kirche war schon seit Langem große Unordnung, Verwirrung, Trennung. Der Clerus, ehemahls durch Thätigkeit und Kenntnisse ausgezeichnet, versank, seitdem ihm ein allzu großer Besitz von Macht und Reichthum zu Theile geworden war, immer mehr in Trägheit und Unwissenheit, so daß er meisten Theils den Layen nicht mehr vorleuchtete, oft noch hinter ihnen zurück stand. Aus der Trägheit und Unwissenheit entwickelte sich allmählich eine schamlose Verdorbenheit der Sitten, die bey hohen und niedern Clerikern einen unglaublichen Grad erreichte, in welcher der Pädstliche Stuhl mit seinem Beyspiele voranging. Anfangs glaubte die Priesterschaft doch noch, sich einigen Zwang anzuthun, und ihr unwürdiges Spiel mit scheinheiliger Heucheley verdecken zu müssen; allein Gewohnheit macht kühn, auch schien das Volk zu ungebildet, und zu sehr an blinden Glauben und tiefe Ehrfurcht gewöhnt, als daß es die Mängel hätte bemerken, oder tadeln sollen, und, gegen die wenigen Scharfsichtigeren oder Kühneren, glaubte man, durch das gewaltige, fest gegründete Ansehen des Clerus, und die gefürchteten Bannstrahlen sich sichern zu können. So wurde die Priesterschaft bey ihrer Sittenlosigkeit immer verwegener und unvorsichtiger, und beobachtete, im Besitze alles Ansehens und alles Reichthumes, auf den Volksglauben trauend, kaum noch die Regeln der gemeinsten Klugheit, bis endlich auch das Volk in manchen Stücken klar zu sehen, und ungescheut zu tadeln begann. Je mehr sich unter dem letzteren durch mannigfaltige Ursachen eine gewisse Aufklärung verbreitete, desto

unangenehmer mußte ihm die Unwissenheit der Mehrzahl seiner Geistlichen und ihr sichtliches Bestreben, auch das Volk in Unwissenheit zu erhalten, auffallen. Je richtigere Begriffe es von der Würde des Christlichen Hirtenamtes erhielt, desto widriger mußte ihm die Verdorbenheit seines ganzen Clerus, am widrigsten die Sittenlosigkeit des Heiligen Vaters mit seinem Hofe erscheinen. Diese großen Uebel verschlimmerten sich noch durch eine gefährliche Trennung in der äußerlichen Regierung der Kirche. Durch streitige Wahlen waren zuerst zwey und nachher drey gleichzeitige Päbste entstanden, von denen jeder sich rühmte, der rechte Beherrscher der Gläubigen und der wahre Statthalter Gottes auf Erden zu seyn. Da erst wurde die Verwirrung aller Orten unbeschreiblich. Oft gab es blutige Streitigkeiten, wenn an die gleiche Kirche zwey bis drey Geistliche, jeder von einem andern Pabste, gesetzt wurden. Fromme Menschen sahen sich der Ruhe ihres Lebens und selbst des Friedens auf ihrem Todbette beraubt, weil sie nicht wußten, wer eigentlich der oberste Seelsorger sey, an wen man sich in kirchlichen Angelegenheiten zu halten, bey wem Ablaß und Verzeihung der Sünden zu suchen habe. Denn ein jeder Pabst verfolgte seine Gegner und ihren Anhang mit verkezzernden Bannflüchen, und verdammte dieselben als Kinder der Finsterniß zu den ewigen Flammen. Bösewichter sahen alle Schranken der Religion und Sittlichkeit gebrochen, weil man für jedes Verbrechen bey irgend einem Pabste leichte Verzeihung fand, wenn man sich nur entschließen konnte, seinen Anhang zu vermehren, und seine Gegner zu verwerfen. Dadurch verschwand bey Vielen der letzte Funke der Achtung für die Geistlichkeit, und, was noch schlimmer war, für die Religion selbst. Lehrer mit zahlreichem Anhange drohten, sich von der Kirche zu trennen, und wenn es dieser gelang, Einen zu unterdrücken, so lebten Andere aus seiner Asche auf. Die Gefahr für die Hierarchie wurde so groß, daß man auf durchgreifende Mittel zu ihrer Rettung denken mußte. Viele recht-

schaffene und gelehrte Männer redeten in Wort und Schrift mit großem Eifer gegen diese Verunstaltung der Kirche. Aus allen Gegenden des Abendlandes ertönte der einstimmige Ruf zu schleuniger Verbesserung. Eine allgemeine Europäische Kirchenversammlung schien das einzige Rettungsmittel zu seyn. Siegmund, Kaiser der Deutschen, erster Fürst der Christenheit, schrieb dieselbe aus. Zu Konstanz trat sie 1414 zusammen. Prachtvoll und feyerlich, glänzend und zahlreich an geistlichen und weltlichen Häuptern. Aus Italien, Frankreich, Deutschland, England, Spanien, Schweden, Dänemark, Polen, Hungarn, Böhmen und von Constantinopel sogar sammelten sich in die genannte Stadt Gesandte von Kaisern, Königen, Fürsten, Städten, Kirchen und hohen Schulen. Drey hundert sechs und vierzig Cardinäle, Patriarchen, Erzbischöfe und Bischöfe, fünf hundert und vier Prälaten, Doktoren und Magister der freyen Künste und Wissenschaften, sechszehn hundert Fürsten, Grafen, Ritter und Herren, ein Kaiser und ein Pabst strömten da zusammen, und die Zahl aller Fremden, welche Neugier, Gewinnsucht, Genuß mannigfaltiger Vergnügungen, Hang zu Ausschweifungen oder auch weiser Beobachtungsgeist zu einem Schauspiele, das weder sie, noch ihre Väter und Vorväter jemahls erlebt, hingezogen hatte, soll öfters bis auf hundert tausend gestiegen seyn. Die Großen wetteiferten auf Kosten der von ihren Vorfahren lange gesammelten Schätze, vor dieser Versammlung von ganz Europa durch prächtige Rüstungen, Kleider, Pferde, ein zahlreiches Gefolge und verschwenderische Feste zu glänzen. Die gelehrten Prälaten rüsteten sich, durch Weisheit und Beredsamkeit vor der ganzen Christlichen Kirche Lob und Ruhm einzuernten. Europa war in gespannter Erwartung. Von dieser Versammlung oder nie hofften die Wohldenkenden Verbesserung der Kirche, während die Freunde Päbstlicher Obergewalt auf listige Anstalten dachten, einer eigentlichen Verbesserung auszuweichen.

Pabst Johann XXII. und Herzog Friederich von Oesterreich. 1415.

Kaiser Siegmund hatte es nach langen Bemühungen dahin gebracht, daß Johann XXII, einer der drey Gegenpäbste, auf dem Concilium erschien. Johann lebte nämlich der Hoffnung, daß das Concilium seine Gegner absetzen, und ihn zur Belohnung seiner persönlichen Anwesenheit zum alleinigen Pabste erklären werde. Darinn war das Concilium mit dem Pabste einig, daß zur Wiederherstellung der Kirche das Daseyn eines einzigen Oberhauptes der Christenheit nöthig sey; dagegen ging die Meynung der Versammlung dahin, man müsse, um Ruhe zu gewinnen, zuvörderst alle drey Päbste entsetzen, und erst, wenn die Kirche wieder einiger Maßen geordnet sey, einen neuen Nachfolger Petri ernennen. Als diese Erklärung gegeben war, hielt Johann die Reise nach Konstanz für die größte Thorheit seines Lebens. Wäre er noch frey in Italien gewesen, er hätte einen bedeutenden Anhang behalten, und die Beschlüsse des Conciliums verlacht; jetzt hingegen mußte er die Abdankungs-Formel beschwören, und es blieb ihm nicht ein Mahl die Hoffnung, durch eine neue Wahl des Conciliums wieder auf den Stuhl Petri erhoben zu werden. Er wich der Nothwendigkeit; aber in seinem Herzen behielt er es sich vor, der Erfüllung seines Versprechens, wo immer möglich, auszuweichen. Vor allen Dingen beschloß er, einen Versuch zur Trennung des Conciliums zu machen. Er glaubte, dieß am besten durch seine Entfernung von Konstanz bewirken zu können, theils, weil er voraussah, daß dann seine ganze, sehr mächtige Parthey nachfolgen, und alle ferneren Beschlüsse unnütz gemacht werden würden; theils, weil man damahls noch glaubte, daß ein Concilium nicht ohne ein Päbstliches Oberhaupt bestehen könne, und in allen Dingen dem Willen desselben unterworfen sey. Johann unterhandelte zu diesem Ende hin mit Herzog Friederich von Oesterreich, welcher ihm das Geleite nach Konstanz gegeben hatte. Friederich erwartete

für seine eigene Person von der Kirchenversammlung nicht viel Gutes, weil mehrere Bischöfe wegen vielfältiger Mißhandlungen über ihn geklagt hatten. Ihm hätte daher nichts willkommener seyn können, als eine Trennung der Versammlung, und freudig ging er auf Johanns Wünsche ein. Er veranstaltete ein prachtvolles Turnier. Während ungezählte Scharen eilten, Augenzeugen dieser Feyerlichkeit zu seyn, entfloh Johann unbemerkt, in einen Postknecht vermummt, von einem einzigen Knaben begleitet, aus der Stadt; bestieg zu Ermatingen ein Schiff, und kam nach Schaffhausen. Wenige Stunden später folgte ihm Friederich mit einigen Getreuen. Als sich am Abende diese Nachricht verbreitete, wurde der Schrecken allgemein. Viele hundert Italiäner und Oesterreicher flohen in der Nacht und am Morgen frühe, heimlich und öffentlich, zu Fuße, zu Pferde, in Schiffen. Alle Buden wurden verschlossen. Der Pöbel plünderte den Päbstlichen Pallast. Kaum konnten durch zahlreiche Wachen und des Kaisers persönliches Ansehen die empörten Gemüther beruhigt, und die öffentliche Sicherheit erhalten werden. Das Concilium schickte Gesandte zu Johann, der Kaiser eine Rückmahnung an den Herzog. Der Pabst antwortete zweydeutig, der Herzog weigerte sich, wieder nach Konstanz zu kommen. Beyde entfernten sich eiligst nach Freyburg im Breisgau. Da wurde in der Sitzung des Conciliums angetragen zu beschließen: „daß das Ansehen einer Kirchenversammlung höher „sey, als die Macht des Pabstes.“ Nur mit Mühe konnten die Freunde Päbstlicher Obergewalt dieß verhindern; aber der Grundsatz wurde angenommen: „daß die gegenwärtige Kirchen„versammlung auch ohne Pabst in ihren Geschäften fortfahre, „und daß ihre Beschlüsse, um gültig zu seyn, keiner Päbst„lichen Bestätigung bedürfen.“ Es wurde Geistlichen und Weltlichen scharf verbothen, sich ohne Erlaubniß von Konstanz zu entfernen. Die meisten der bereits Entflohenen wurden durch die Furcht, ihre Aemter und Würden zu verlieren,

zurückgetrieben. Ueber Herzog Friederich erging der Bann der Kirche und die Acht des Reiches. Der Kaiser Siegmund ermahnte alle seine Getreuen bey ihren Pflichten, den Herzog zu fehden, und vernichtete alle mit ihm bestehenden Bünde, Friedensverträge, Eide und Gelübde. Die Kirchenversammlung gab allen seinen Feinden vollkommenen Ablaß der Sünden.

Fehde der Eidsgenossen gegen Oesterreich. 1415.

Alle Feinde Friederichs erhoben sich, und bald wurde der Herzog von vierhundert Städten und Herren mit Glücke befehdet. Kaiser Siegmund warb auch eifrig an die Eidsgenossen, daß sie den Herzog bekriegen sollten. Das Andenken an die lange Feindschaft mit Oesterreich; die günstige Gelegenheit, den alten Erbfeind zu schwächen, und die eigene Macht zu vermehren, reizten die Eidsgenossen sehr zu einem Kriege, dessen Erhebung sie durch die Behauptung rechtfertigen konnten, sie haben ihn einzig als getreue Glieder des Reiches und fromme Söhne der Kirche auf Befehl des Kaisers und des Conciliums geführt; dennoch erwiederten sie auf Siegmunds Anwerbung: „Es habe die Schweiz erst vor drey Jahren einen „fünfzigjährigen Frieden mit Oesterreich geschlossen, und sie „halten es weder für billig, noch für rühmlich, Friederichs „jetziges Unglück zu ihrer Vergrößerung zu benutzen, sie bit„ten den Kaiser und das Concilium, sie bey ihrem Frieden „mit Oesterreich zu lassen.“ Nur Bern allein bedachte ernstlicher, welch eine seltene Gelegenheit hier versäumt werden könnte. Es erwog, daß Eidsgenössische Gewissenhaftigkeit dem Herzoge von Oesterreich noch nichts nützen könne, weil Andere anfingen, sich der, in der Nähe der Eidsgenossenschaft liegenden, Besitzungen jenes Hauses zu bemächtigen, und das Thurgau schon zu Handen des Reiches eingenommen war. Darum war Bern zum Kriege beynahe entschlossen. — Der Kaiser mahnte die Eidsgenossen zum zweyten Mahle bey ih-

ren Pflichten als Reichsglieder, bey ihrem Gehorsam gegen die Kirche, und versprach: „Alles eroberte Land soll zu evi„gen Zeiten ihr Eigenthum seyn.“ Jetzt wankte auch Zürich, doch ertheilten die sieben alten Orte nochmahls die Antwort: „Sie können einen Krieg gegen den Herzog nicht mit ihrem „alten Ruhme ungefälschter Treue vereinen.“ Bern gehorchte seinen Pflichten gegen das Reich, und rüstete sich. Als die Zürcher das vernahmen, fürchteten sie, Bern werde sich zu sehr vergrößern, theilten ihre Besorgnisse den Eidsgenossen mit, und wurden selbst geneigter zum Kriege. — Eine dritte Mahnung des Kaisers und der Väter des Conciliums erschien, und befahl bey der Strafe der Acht und des Bannes gegen den Herzog zu ziehen. Jetzt erst entschlossen sich die sämmtlichen Eidsgenossen meist unwillig zur Fehde. Sie ordneten: „Was mit gemeinschaftlichen Waffen erobert sey, gemeinschaft„lich zu verwalten, hingegen jedem Canton das als Eigenthum „zu lassen, was er ohne Beystand der andern erobere.“ Diesem Beschlusse trat Uri allein aus Rechtlichkeitsgefühle nicht bey, und begehrte auch keinen Theil an den zu machenden Eroberungen. Um nicht mit den Eidsgenossen theilen zu müssen, machten sich nun die Berner, ehe die übrigen gerüstet waren, schnell auf, fielen ins Aargau, und belagerten Zofingen. Mittlerweile hatte das Aargau zu Sur einen Landtag gehalten, und rathschlagte, den Eidsgenossen als ein neuer Canton beyzutreten; das wurde durch den Einfluß des Adels, der treu an Oesterreich hing, verhindert. Da faßten die Städte den Entschluß, den Schirm gemeiner Eidsgenossen zu suchen. Zu spät. Bereits nahten die Banner derselben. Besonders eilte Bern. In acht Tagen war mit geringem Verlurste das Aargau bis an die Reuß in seiner Hand. Einige kleinere Herrschaften fielen an Zürich, einige an Luzern, den gesammten Eidsgenossen wurden die Grafschaft Baden und die freyen Aemter zu Theil.

Schaffhausen frey. 1416.

Diesen Zeitpunkt benutzte auch Schaffhausen, seine alte, im Jahre 1330 unter Kaiser Ludwig von Bayern verlorene Reichsfreyheit wieder zu erlangen. Seitdem es von diesem Kaiser an das Haus Oesterreich war verpfändet worden, hatte es in den Kriegen der Herzoge, die seinem Interesse fremde waren, nur Schimpf und Schaden erlitten. Jetzt wurde es durch einen Angriff entweder der Eidsgenossen oder des Reichsheeres bedroht, mochte sich einer solchen Gefahr nicht aussetzen, bezahlte an Siegmund die zu seiner Lösung nöthige Summe, sah seine Unabhängigkeit erklärt, und es gelang ihm, dieselbe fortan zu behaupten.

Friederich unterwirft sich. 1415.

Zu Freyburg im Breisgau, wo Friederich und der Pabst sich aufhielten, folgte ein Unglücksbothe dem andern. Der Abfall vieler Vasallen, der Verlurst des Thurgaues, des Aargaues, des Elsasses, die Gefahr und Unzufriedenheit der noch übrigen Länder wurden schnell hinter einander gemeldet. Da verließ den Herzog, der mit Hülfe vieler treuen Unterthanen, die sich zu seiner Unterstützung wirklich rüsteten, mit Hülfe mächtiger Freunde, die den Kaiser fehdeten, und mit Hülfe der reichen Päbstlichen Schatzkammer noch sieghaft vom Kampfplatze hätte treten können, alle Entschlossenheit und aller Muth. Er hinderte den noch immer beharrlichen Pabst, sich nach Frankreich zu retten, und eilte selbst nach Constanz, um sich dem Kaiser reumüthig zu unterwerfen. Siegmund war von den vornehmsten Prälaten aller Nationen umgeben, als der unglückliche Fürst vor ihm erschien, und fußfällig um Gnade flehte. Diese erhielt er erst, nachdem er versprochen, den Pabst wieder zu stellen, und alle seine Herrschaften so lange in die Hand des Kaisers zu geben, bis es diesem gefallen werde, den Herzog wieder damit zu belehnen. Eilf Monathe lang mußte nun Friederich in Unthätigkeit, Verlassenheit, Erniedri-

gung in Constanz verleben. Er war so arm und hülflos, daß er allgemein mit dem Spottnahmen: Friederich mit der leeren Tasche bezeichnet wurde. Endlich war er dieser Demüthigungen müde, wagte es im Vertrauen auf seine Unterthanen vorzüglich die Tyroler, die den guten Fürsten, der die Leibeigenschaft vernichtet hatte, als ihren Wohlthäter liebten, der Acht und dem Banne zu trotzen, entfloh 1416 von vier Dienern begleitet, in einer Verkleidung von Constanz, und wurde in seinem Lande mit Jubel aufgenommen. Das reizte aufs Neue den Zorn der Kirche und des Kaisers; doch mußte sich Siegmund aus Furcht vor den Drohungen Herzog Ernsts, Friederichs Bruder, mäßigen, und als er dem unglücklichen Herzoge 1417 noch einige Gegenden und Rechte an Andere verpfändet hatte, so verzieh er ihm endlich um fünfzig tausend Gulden, und Acht und Bann erloschen.

Streit zwischen Siegmund und den Eidsgenossen.

1415.

Während Friederich sich zu Constanz demüthigte, lagen die Eidsgenossen noch vor dem Schlosse zu Baden, und die Einnahme glückte ihnen, ehe eine Rückmahnung an sie gelangte. Die Kaiserlichen Friedensbothen waren kaum noch eine Stunde von Baden entfernt, als die große, starke, glänzende Feste, von der aus Albrecht die Waldstätte bedroht, wo die Züge nach Morgarten und Sempach waren entworfen worden, und die Oesterreichischen Fürsten oft und gerne Hof hielten, in Rauch und Flammen aufging. Der Kaiser stellte sich sehr zornig, auch verlangte er, die Eidsgenossen sollten ihm ihre Eroberungen zu Handen des Reiches zurückstellen. Sie erinnerten ihn jedoch an sein Kaiserliches Wort, durch welches ihnen der Besitz aller Eroberungen auf ewig zugesichert sey, und als Siegmund noch einige Einwendungen machen wollte, wurde er bedeutet: „Die Krieger, welche diese Eroberungen gemacht „haben, werden nicht leicht zu bereden seyn, dieselben wieder

„abzutreten.“ Hierauf begnügte sich der Kaiser mit einer Geldsumme, um welcher er den Eidsgenossen das Eroberte auf ewig verpfändete. Diese gewonnenen Länder alle wurden nun nicht zu Bundesbrüdern angenommen, sondern zu Unterthanen einzelner Cantone oder zu gemeinen Herrschaften der sechs Orte Zürich, Luzern, Schwytz, Unterwalden, Zug und Glarus gebildet, nachdem Uri's rechtlicher und großmüthiger, aber politisch-unkluger Vorschlag, dieselben dem nunmehr mit Kirche und Kaiser versöhnten Friederich wieder zuzustellen, verworfen worden war.

Johanns Schicksal 1415.

Nach Friederichs Unterwerfung wurde der Churfürst von Brandenburg ausgesandt, sich mit Güte oder Gewalt des Pabstes zu bemächtigen. Johann wurde gefangen nach Constanz zurückgebracht; das Concilium untersuchte nun seinen Lebenswandel von den ersten Tagen seiner Jugend an, fand denselben höchst anstößig und lasterhaft, ihn selbst eher des Feuertodes, als des Päbstlichen Stuhles würdig, und ein förmliches Absetzungs-Dekret wurde ausgesprochen. Nach diesem lebte Johann einige Jahre in leichter Haft, dann kam er los, ging nach Florenz, wurde da von dem neuen Pabste gütig aufgenommen, und starb als Cardinal-Bischof von Frascati.

Ende des Conciliums 1418 den zwey und zwanzigsten April.

Nach Johanns Entsetzung erhob sich die Streitfrage, ob man zuerst die Kirchenverbesserung ins Werk setzen, und dann einen Pabst wählen, oder einen Pabst wählen, und dann erst verbessern müsse. Für die erstere Meinung sprach der wichtige Grund, daß das Concilium, so lange kein Pabst ernannt sey, die Macht desselben ungescheut einschränken, und jede Veränderung leicht treffen könne, daß aber dieß nach einer Pabst-

wahl nicht mehr möglich sey, weil ein jeder neuer Pabst sogleich eine jede wahre nicht von ihm selbst ausgehende Verbesserung, besonders jede, wenn auch nöthige Einschränkung seiner Macht durch die alten Künste des Römischen Hofes durch Drohung, Versprechung, List und Trug zu vereiteln suchen werde. Diese Meynung hätte das wahre Heil der Kirche befördert, und vielleicht die Reformation überflüssig gemacht. Die letztere Meynung hingegen hatte keine Gründe für sich, sie wurde von den Freunden zügelloser Gewalt verfochten, und die Italiänische Hinterlist verschaffte ihr den Sieg. Die Wahl fiel am Martinstage 1417 auf den Grafen Otto Colonna von Rom, einen Mann in seinen besten Jahren, welcher dem entsetzten Johann auf seiner Flucht am ersten gefolgt, und ihm am längsten treu geblieben war. Er nannte sich nach dem Heiligen des Wahltages Martinus V. Kaum war er erwählt, so sah das Concilium deutlich, wie sehr es durch die Pabstwahl seinen heilsamen Zwecken Schaden gethan habe. Der neue Pabst ließ den Vätern zwar immer noch Hoffnung übrig, daß die bestehenden Mißbräuche abgeschafft werden sollten; aber er suchte auf jede Art zu beweisen, daß diese Abschaffung eigentlich nur von ihm allein als dem leiblichen Oberhaupte der Kirche ausgehen könne. Mit Wohlgefallen bemerkte er, daß die Versammlung in Absicht auf die vorzunehmenden Neuerungen uneinig war. Er hatte kein eiligeres Geschäft, als diese Spaltung möglichst zu vergrößern, und auf die baldige Trennung der Kirchenversammlung hinzuwirken. Er benutzte dazu mit erheuchelter Sorgfalt für das Leben der theuren Väter ein Gerüchte von einer in der Nähe sich zeigenden Pest und beging einen der angenehmsten Tage seines Lebens, als er am zwey und zwanzigsten April 1418 in der feyerlichen fünf und vierzigsten Sitzung das Concilium mit seinem Segen entlassen konnte. So hatte also diese Versammlung, nachdem sie mit ungeheurem Aufwande beynahe vier Jahre gedauert, einzig die Einheit des Kirchenoberhauptes wieder hergestellt, nebenbey

ein Paar redliche Männer, Johannes Huß und Hieronymus von Prag, gegen Recht und ertheiltes Geleite um ihren Lehren willen, die bey aller innern Güte den Priestern nicht gefielen, zum Feuertode verdammt, in dem Verbesserungswerke eigentlich nichts gethan, und die Erwartungen der Welt getäuscht. Das hingegen konnte man loben, daß manche freysinnige Grundsätze ausgesprochen worden waren, welche aber die verdorbene Menge nicht achtete; daß man einige muthige Beschlüsse über die Rechte einer allgemeinen Kirchenversammlung und über des Pabstes Unterwürfigkeit gegen dieselbe gefaßt, auf alle zehen Jahre die Wiederhohlung einer solchen Versammlung angeordnet, und derselben die Bahn zu künftigen Verbesserungen gebrochen hatte. Es war ein Unstern für die Hierarchie, daß in jenen höchst wichtigen Zeiten kein Pabst mit Verachtung einiger äußerlichen, unwesentlichen Machtansprüche und mit Aufopferung einiger Bereicherungsmittel an die Spitze der Guten und Weisen trat, um die Veranstaltungen zu treffen, welche der Geist der Zeit erforderte, die den Ruhm ihres Urhebers ewig begründet, und den wankenden Päbstlichen Thron aufs Neue befestigt hätten.

Drittes Capitel.

Wallis und Italien.

1414 — 1426.

Wallis.

Die Eroberung des Aargaues war kaum vollendet, das Concilium zu Constanz noch nicht geschlossen, als eine neue Unruhe die Eidsgenossenschaft bewegte. Im Lande Wallis hatten sich schon in grauer Vorzeit die deutlichsten Spuren

einer lebhaften Freyheitsliebe gezeigt. Tapfer, aber unglücklich hatte das Land gegen Rom gekämpft; viele Jahrhunderte später in gerechtem Kriege gegen den Ueberdrang des Adels auf der Seufzermatte glücklich gestritten, und immer gegen die Zähringer, gegen Savoyen und andere gewaltige äußere und innere Feinde seine Freyheit zu erhalten, und zu mehren gewußt. Jetzt aber ließ sich das Land von seiner sonst billigen Freyheitsliebe zu ungerechten Schritten hinreißen, die ihm wenig Ehre und Vortheil brachten. Als die Eidsgenossen 1411 das Eschenthal überrascht und erobert hatten, ließ sich der Freyherr Guiscard von Raron, Landeshauptmann des Wallis, Bürger zu Bern, gewisse Aeußerungen zu Schulden kommen, welche den leicht gereizten Waldstättern kränkend schienen. Kaum war der Italiänische Feldzug beendigt, so sandten die Waldstätte einen ihrer Vorsteher nach Bern, um gegen Raron zu klagen. Bern antwortete, es sey nicht in seiner Macht, den Beleidigten zu entsprechen, da Rarons Burgrecht schon seit einiger Zeit erloschen sey. Die Waldstätte wandten sich nun an die Walliser selbst. Diesen hatte die Macht des Hauses Raron schon längst hart und gefährlich geschienen. Guiscard selbst stand im Rufe, aus angebohrnem Stolze jede Volksherrschaft bitter zu hassen, und den Häusern Mailand und Savoyen geneigter zu seyn, als dieß mit den Pflichten eines Walliser-Bürgers vereinbar wäre. Guiscard war kein böser Mann. Gerechte Vorwürfe konnte man ihm nicht machen, als daß er, wiewohl auf gesetzlichem Wege, die Macht seines Hauses zu ängstig gemehrt, und dadurch die Eifersucht des Volkes erweckt habe. Nachdem der Unmuth gegen ihn rege geworden war, reifte der Entschluß, den Freyherren und sein Haus zu stürzen. Damit aber die Urheber eines so kühnen Beginnens nicht sich selbst gefährden möchten, so brachten sie 1414 das Land nach einer alten Sitte auf folgende Weise in Bewegung.

Die Mazze.

Es riffen Einige einen jungen Birkenbaum mit den Wurzeln aus der Erde, schnitten ein Stück Holz in Gestalt eines weinenden Menschenantlitzes, steckten es in die zusammengebundenen Aeste des Baumes, und umwanden das Ganze mit Dornen. Hierauf schlug ein jeder der Theilnehmer einen Hufnagel unten in den Baum, wodurch er sich an Eides Statt verband, treu bey dem Beginnen zu verharren. Des Nachts wurde diese Figur, welche man Mazze nannte, an einen Baum gebunden, der an einem viel betretenen Wege stand. Am folgenden Morgen sammelte sich um diesen Baum die vorbeygehende Menge; unter sie mischten sich die Thäter, und forschten fleißig nach der Stimmung des Volkes. Wenn sich diese günstig, das heißt zu unruhigen Bewegungen, Plünderungen, Gewaltthaten geneigt zeigte, so trat ein kühner, wohlberedter Mann als Mazzenmeister hervor, band jene Figur von dem Baume los, und stellte sie neben sich auf einen freyen Platz. Neugierig fragte das Volk: „Mazze was willst du?“ wendete sich dann an den Mazzenmeister, und forderte ihn auf, für die Mazze das Wort zu führen. Er, Furchtsamkeit heuchelnd, weigert sich zuerst; endlich kehrt er sich, als wenn er bloß der Bitte des Volkes nachgäbe, zu der Mazze, und redet sie an: „Mazze diese guten Leute wollen Dir helfen, sprich, nenne den „Mann, welchen Du fürchtest. Ists der Sillinen, der Asver„ling, der Henngarten, sind es die von Raron?“ Die Mazze blieb Anfangs unbeweglich; sobald aber der Nahme dessen genannt wurde, den die Volkswuth treffen sollte, so wurde die Mazze wie ein Bittender demüthig gegen die Versammlung geneigt, ehrerbiethig stand der Meister neben ihr. Dann hub er an: „Die Mazze hat euch geklagt, bidere Männer, wer „sie retten will, der hebe die Hand auf!“ Sobald sich die Mehrheit zu Gunsten der Mazze erklärt hatte, mußten Gesetze und Ordnung schweigen. Man setzte einen Tag fest, und die Aufforderung erging von Dorf zu Dorf durch das

ganze Land, der Mazze zu helfen. Mit ihr zog das empörte Volk vor die Häuser, Burgen, Besitzungen des Gemazzeten, seiner Verwandten, Freunde, Anhänger, plünderte, zerstörte, raubte, und nur eine schnelle Flucht vermochte das Leben derer zu retten, die also vom Volke befeindet wurden.

Freyherr Guiscard von Raron. 1414—1416.

Dieses harte Schicksal traf 1414 den Freyherrn Guiscard von Raron und seine Freunde. Weder der Glanz seines alten Adels, noch die Gunst fremder Mächte, noch die Gewalt seines Oheims des Bischofs zu Sitten, noch das, daß er selbst verdienstvoll die höchsten Landswürden bekleidete, vermochte ihn zu retten. Seinen Reichthum raubte das Volk, er selbst floh erschrocken. Zuerst eilte er nach Bern; allein diese Stadt, gerade damahls mit der Eroberung des Aargaues beschäftigt, mochte sich nicht zu gleicher Zeit in eine zweyte Unternehmung einlassen; hingegen gelang es dem Einflusse Freyburgs, für dieß Mahl den Zorn der Walliser zu stillen. Vergebens hoffte jedoch Raron, seine Feinde durch eine freywillige Entsagung aller Theilnahme an öffentlichen Geschäften für immer zu beruhigen. Er schien auch im Ruhestande seinen Gegnern noch zu mächtig, und sie fürchteten, daß die Zeit sein verlorenes Ansehen wieder herstellen könnte. Daher reizten sie das Volk aufs Neue. Nicht lange, so bricht der Zorn desselben 1415 zum zweyten Mahle los, und als sich die Raron mit Savoyschen Streitkräften zu behaupten versuchen, da erklären sich auch diejenigen gegen sie, welche bisdahin ihre rechtswidrige Unterdrückung mißbilligt hatten. Ganz Wallis zeigte sich so einstimmig, daß es Savoyen nicht wagte, sich in die inneren Angelegenheiten des Landes zu mischen. Jetzt waren die hülflosen Raron einer gränzenlosen Volkswuth bloßgestellt. Der Rest ihrer Habe geht verloren, ihre letzten Burgen werden gebrochen, dem Bischofe selbst diejenigen genommen, die nicht sein Eigenthum, sondern das Eigenthum des Hochstiftes was

ren. Die Macht der edlen Häuser war gefallen, der väterliche Reichthum zerstreut oder verdorben. Schleunige Flucht rettete auch dieß Mahl das Leben des Freyherren. Noch hoffte er, Bern zur Hülfe zu bewegen; sein voriger Glanz fehlte ihm zwar, allein er trat 1416 mit der rührenden Würde eines Mannes, der in unverschuldetes Unglück gerathen, vor den Senat, bath und flehte, so daß Bern den Bitten seines Bürgers nicht widerstehen konnte.

Einmischung der Eidsgenossen. 1416—1420.

Kaum hatten die Walliser dieß vernommen, so schlossen sie 1417 ein Landrecht mit Uri und Unterwalden. Der Streit ging nun auf die Eidsgenossen über, und bald waren diese so sehr erhitzt, daß ein bürgerlicher Krieg nicht mehr ferne schien. Eifrigst suchten die unpartheyischen Orte zu vermitteln, sie schlugen Eidsgenössisches Recht vor, und sprachen ein Urtheil, welches vor Allem aus das dem von Raron widerrechtlich Entzogene zu ersetzen befahl, und erst hierauf die eigentliche Untersuchung der Klagen des Landes gegen Guiscard anordnete. Die Walliser verweigerten die Annahme dieses Rechtsspruches. Selbst die Drohungen der Eidsgenossen mochten sie nicht erschüttern. Bern mahnte die Stände, und rüstete sich zum unvermeidlichen Kriege. Der Herzog Amadeus von Savoyen bewegte seine Macht. Raron, von einem Haufen Freywilliger unterstützt, fiel über den Sanetsch ins Wallis ein, eroberte und verbrannte Sitten, und verwüstete die Gegend umher drey Tage lang ohne eigenen Verlurst. Noch ein Mahl gelang es den unpartheyischen Orten, einen Rechtstag nach Zürich zu setzen. Das alte Urtheil wurde bestätigt. Auf diesen Rechtsspruch antworteten die Partheyführer im Wallis mit einem Einfalle ins Oberland. Jetzt war Bern nicht mehr zu halten. Es zog 1419 zu Felde, mahnte die Eidsgenossen, erhielt von einigen Hülfe, von andern, selbst von Uri und Unterwalden, welche den ältern Bund mit Bern dem Land-

rechte mit Wallis vorzogen, daß sie sich stille hielten, und fiel mit großer Macht von mehreren Seiten ins Wallis ein. Kriegsthaten wurden nicht viele vollbracht. Es war mehr ein Streif-, als ein Feldzug. An einigen Orten setzten sich die Walliser mit löblichem Muthe und nicht ohne Glück den Bernern entgegen. Vorzüglich verherrlichte bey dem Dorfe Ulrichen ein gemeiner Landmann, Thomas in der Pündt, seinen Nahmen durch den heldenmüthigsten Tod zur Rettung des Vaterlandes. Nachdem Bern einige Gegenden verwüstet hatte, zog es seine große Macht in sein Land zurück. Das Wallis war für dieß Mahl noch gerettet; aber von einem folgenden Feldzuge war um so mehr zu fürchten, da jetzt auch Savoyen sich an Bern anschließen konnte. Die Walliser mußten sich 1420 zum Frieden bequemen, dem Hause Raron seine Herrschaft zurückstellen, und dem Freyherren, dem Bischofe, den Bernern und den Schiedsrichtern bedeutende Summen bezahlen. Mißmuthig riethen ihnen selbst ihre verlandrechteten Orte, sich diesem Urtheile zu unterziehen. Guiscard von Raron lebte noch achtzehn Jahre, und starb außer seinem Vaterlande. Seine vorige Macht blühte im Wallis nie wieder auf. So wenig halfen Adel, Reichthum, Würden, Verbindungen, Rittertugenden, ja selbst nahmhafte Verdienste einem Manne, der es versäumt hatte, die Liebe seiner Mitbürger zu erwerben.

Bellenz. 1418 — 1422.

Wir haben oben erzählt, wie die Eidsgenossen im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts einige Züge über das Gebirge gethan, Livinen und Eschenthal eroberten, und das letztere gemeinschaftlich beherrschren. Diese Besitzung zog ihnen den merkwürdigsten Unfall zu, den die Eidsgenossenschaft seit ihrer Entstehung erlitt. Filippo Maria Visconti, Herzog zu Mailand, dessen Bruder jene Länder verloren hatte, versäumte keine Gelegenheit, sie wieder zu gewinnen. Durch gewandte Unterhandlungen gelang es ihm, von den damahligen Besitzern

Bellinzonas, den Grafen von Sax Misox das Versprechen der Abtretung dieser Stadt, welche nach dem Süden den Paß nach Italien, nach dem Norden den ins offene Livinenthal eröffnet, zu erhalten. Uri und Unterwalden wurden gewarnt, mahnten die Eidsgenossen, im Nothfalle zum Zuzuge gerüstet zu seyn, kamen dem Herzoge zuvor, erhielten 1419 durch Kauf Stadt und Herrschaft Bellinzona bis an den Monte Cenere, besetzten die Stadt und ihre drey festen Schlösser, ließen sich die Besitznahme vom Kaiser Siegmund bestätigen, und hatten so eine Stellung gewonnen, die ihre eigenen Besitzungen trefflich vertheidigte, während sie zugleich den schicklichsten Angriffspunkt auf das Mailändische darboth. Visconti, darüber bestürzt, erboth sich, den Eidsgenossen Bellinzona wieder abzukaufen; sah aber seine Vorschläge verworfen, mußte schweigen, und zur List seine Zuflucht nehmen. Mehr, als anderthalb Jahre lauerte er, bis die Eidsgenössische Besatzung in der Stadt sich einer allzu großen Sicherheit überließ, knüpfte unterdessen verrätherische Verständnisse im Inneren der Stadt an, und als der Augenblick günstig schien, überraschte sein Feldherr Agnolo della Pergola 1420 mit zahlreichen Scharen Bellinzona, gestattete den Eidsgenossen freyen Abzug, und nahm das Livinenthal bis an den Fuß des Gotthardes weg. Sobald die Urner und Unterwaldner dieß vernahmen, hofften sie, alle Eidsgenossen werden sogleich erzürnt ausziehen, um diese Schmach zu rächen. In dieser Hoffnung ging ihre Macht ohne Zögern über den Gotthard, und eilte ohne Widerstand durch das Livinenthal bis nach Giornico. Hier erhielten sie statt der Eidsgenössischen Hülfe den Abschlag. Mit Schrecken hörten sie von diesem Kaltsinne der Bundesbrüder, ihnen selbst blieb nichts anders übrig, als der Rückzug, weil die vortrefflichsten Mailändischen Feldherren mit großer Macht im Anzuge waren. Auf der Tagsatzung des gleichen Jahres redeten Uri und Unterwalden mit Unwillen zu den Eidsgenossen, und bewiesen, wie nöthig für die ganze Schweiz die

Behauptung von Livinen und Bellinzona sey. Sie erhielten, daß alle Kantone bis auf Bern ihnen Hülfe zusagten. Drey tausend Mann von Luzern, Zug, Uri, Unterwalden und vier hundert Bogenschützen von Zürich zogen über den Gotthard. Die Hauptmacht der Zürcher und die andern Kantone sollten unverweilt folgen. Hingegen nahte sich auch die Mailändische Macht, achtzehn tausend zu Fuße und sechs tausend zu Pferde, unter den besten Condottieri's des damahligen Italiens, Francesco Bussone di Carmagnuola, Grafen von Castelnuovo, und Agnolo della Pergola. Sie besetzten Bellinzona, verbargen ihre Stärke, und hielten sich stille in der Stadt. Im Eidsgenössischen Heere herrschte keine rechte Einigkeit. Es hatten sich in den letzten Zeiten, besonders bey der Eroberung des Aargaues und dem Walliser-Handel, viele Anläße zu Neid, Zerwürfnissen, Streitigkeiten ergeben, die noch immer die Herzen trennten, und wahrscheinlich auch die Ursache waren, daß Bern weder an diesem, noch an den folgenden Zügen Antheil nahm. Auch war dieser gegenwärtige Zug nicht allen theilnehmenden Kantonen angenehm, und während die Einen diese Angelegenheit mit Feuereifer betrieben, fanden die Andern Alles übereilt und unnöthig, und man kränkte sich mit gegenseitigen Vorwürfen: Die von Schwytz, die ersten von denen, deren Zuzug noch erwartet wurde, waren nur um einen Marsch hinter jenen drey tausenden zurück. Man sendete ihnen Nachricht, sie sollten ihren Zug beschleunigen, und beschuldigte sie dabey unvorsichtig einer vorsätzlichen Langsamkeit. Durch diesen Vorwurf gekränkt, verdoppelte Schwytz seine Schritte nicht nur nicht, sondern übernachtete zu Poleggio am Ausgange des Livinenthales unter dem Vorwande, Glarus zu erwarten. Jene drey tausend aber und einiges Volk, das ihnen aus Livinen zulief, zogen, begierig, ohne die Uebrigen zu siegen, mit hochhallendem Feldgeschreye so eilig durch die Riviera, daß noch an demselben Tage ihr langsamerer Troß und Gepäcke durch Carmagnuolas leichte Reiter

verloren ging. Jene lagerten sich ohne Mundvorrath, ohne Fütterung, die angeschwollene Muesa im Rücken, auf dem ebenen Felde vor Bellinzona, in der mißlichen Lage, sich entweder im Angesichte eines überlegenen Feindes durch Absendung von Streifpartheien noch mehr zu schwächen, oder eilends eine sehr gewagte, entscheidende Schlacht liefern zu müssen, aus welcher bey einem ungünstigen Ausgange kein Rückzug möglich schien. Noch an demselben Abende langte das Banner von Glarus zu Poleggio an. Wären jetzt Schwytz und Glarus weiter gezogen, der Unfall des folgenden Tages wäre kaum begegnet, allein sie beharreten auf ihrem Sinne. Nur der Landammann Jost Tschudi von Glarus, ein Mann, der in seinem Lande acht und dreyßig Jahre lang die oberste Würde bekleidet hatte, sah diese Uneinigkeit nicht gerne, es gefiel ihm nicht, in Poleggio zu bleiben, er setzte sich mit vier und zwanzigen zu Pferde, sprengte durch die Riviera, und kam ins Lager, als es längst Nacht war.

Schlacht von Arbedo. 1422 den dreyßigsten Brachmonath.

Der dreyßigste Brachmonath 1422 brach an. Vier Banner der Eidsgenossen lagen bey Arbedo unweit Bellinzona. Schwytz und Glarus eilten, sie zu verstärken. Die Banner von Zürich, Appenzell und St. Gallen kamen den Gotthard hinunter. Bey jenen, die schon vor Bellinzona lagen, herrschte keine Ordnung. Der Schultheiß von Luzern, Ulrich Walker, verstand es nicht, ein Heer zu leiten; darum that ein Jeder, was ihm sein eigener Sinn eingab. So groß war die Unordnung, daß von dem ohnehin kleinen Heere sechs hundert Mann ohne jemandes Befehl noch Erlaubniß, ins Misoxerthal zogen, um zu plündern, zu sengen und zu brennen. Die Uebrigen lagen halb entkleidet, ohne Ordnung auf dem Felde umher. Niemand dachte daran, Wachen auszustellen, oder den Feind auszukundschaften, dessen List und Stärke keiner

vermuthete. Carmagnuola hingegen hatte volle Gelegenheit, von der Stadt und ihren hohen Schlössern aus, das ebene Feldlager der Eidsgenossen zu beobachten, und jede ihrer Bewegungen zu erblicken. Bey ihrem Anblicke glaubte er, daß ihm ein günstiger Augenblick winke, und beschloß die Schlacht, ehe die Eidsgenossen Verstärkung oder einen besseren Feldherren erhielten. Seine Macht zog aus Bellinzonas Thoren, voran an der Spitze der Reiterey Agnolo della Pergola, nach ihm das Fußvolk. Als die Eidsgenossen den Feind bemerkten, erwachte bey allen der alte, kriegerische Geist. Sie erwarteten nicht lange die Befehle der Hauptleute, sondern ordneten sich selbst also, wie dieß ein kriegsverständiges Volk im Augenblicke der Gefahr zu thun weiß. Pergola, bisdahin nur in den Kriegen feigherziger Miethvölker geübt, die ohne weitere Theilnahme an dem Schicksale derer, welche ihnen den Sold behalten nach leichtem Widerstande oder bey jedem Anscheine von Uebermacht und Gefahr die Flucht ergriffen, schmeichelte sich mit einem wohlfeilen Siege. Fest geschlossen, mit verhängtem Zügel, stürmte er an die Schweizerischen Reihen, allein er wurde standhaft empfangen, und mit großem Verlurste zurückgewiesen. Hier half dem Reisigen sein Panzer nichts, denn die Eidsgenossen hieben den Pferden die Beine weg, und tödteten den heruntergestürzten Mann. Viele warfen sich unter die Pferde und erstachen sie. Andere ergriffen Pferde und Reiter beym Fuße und warfen sie hinter sich nieder, und wen sie erreichten, dessen Leben war verloren, denn sie schonten nach ihrer Sitte Niemanden. Die Italiäner, ob diesem heftigen Widerstande und gefahrvollen Kampfe nicht wenig erschrocken, ließen dennoch nicht ab, stiegen von den Pferden, brachten dieselben weg, und erneuerten mit Hülfe des Fußvolkes den Kampf. Bald gerieth Luzern in Noth. Vornehme und Geringe fielen in Menge. Das Banner war in Gefahr. Schon rollte es der Bannerherr zusammen, und warf es unter die Füße, um auf dem anver-

trauten Heiligthume zu sterben. Seine Gefährten fochten mit höchster Anstrengung, so daß nicht allein der Feind von ihnen abließ, sondern auch das Hauptbanner von Mailand von den Luzernern gewonnen ward. Dieß war die letzte Gunst, welche das Glück den Eidsgenossen in dieser Schlacht erzeigte, denn, während Luzern so entschlossen kämpfte, hatte Carmagnuola den Schweizerischen Schlachthaufen von allen Seiten umringen lassen. Vergebens versuchten die Eidsgenossen sich rückwärts zu bewegen, um auf einer nahen Anhöhe das Gefecht mit mehr Vortheile zu erneuern. Diese Anhöhe war schon längst von den Feinden besetzt. Mit Verzweiflung stritten nun nicht ganz drey tausend Eidsgenossen in freyem Felde, in ungünstiger Stellung, von allen Seiten eingeschlossen, gegegen vier und zwanzig tausend wohl angeführte Italiäner, die den Vortheil der Zahl und des Ortes benutzten. In dieser schweren Stunde zeigte es sich, bey wem der Heldenmuth und bey wem die Lebenslust vorherrsche. Der erste, welcher vom Ergeben redete, wurde von seinen eigenen Leuten umgebracht; aber nicht lange, so wendeten der Schultheiß von Luzern und sein Geleit die Hallbarden, steckten sie in die Erde, gaben sich durch dieses Zeichen gefangen, und fochten erst dann wieder, als sie ungeachtet ihrer Ergebung niedergemetzelt wurden. Ganz anders die Meisten, welche mit letzter Lebenskraft stritten, und jedes Anerbiethen der Gnade stolz verschmähten, überzeugt, daß einige Lebensjahre mehr weniger werth seyen, als der rühmliche und erhebende Tod fürs Vaterland. Auf solche Weise fielen die Landammänner Zelger, Müller und Znidrist von Nidwalden; noch wird zu Stanz das blutgekränkte Banner vorgezeigt, welches der letztere mit Aufopferung seines Lebens gerettet. Es fielen von Uri Hans Rot, Landammann, und Heinrich Püntiner von Brunberg, Bannerherr. Es fiel Peter Collin, Landammann und Bannerherr von Zug. Er sank auf das ihm anvertraute Banner. Der nächste seiner Söhne eilte herbey, raffte das Banner auf,

und schwang es, triefend von des Vaters Blut, über den Scharen von Zug. Auch ihn fand der Tod; sterbend riß er das Banner vom Stabe, wand es sich um den Leib, und stürzte in einen Graben. Sein Freund Landwing ihm nach, rang das Banner mit Mühe aus seiner sterbenden Hand, und abermahls wehte es über den Männern von Zug. Sie haben es noch auf diesen Tag. Man sieht die Blutstriemen des Vaters und des Sohnes, und zum Gedächtnisse dieser That ist es von dem Tage der Schlacht bis auf den Umsturz der alten Eidsgenossenschaft, in einem Zeitraume von drey hundert sechs und siebenzig Jahren, in Tagen bürgerlicher Unruhen ein einziges Mahl geschehen, daß nicht ein Collin Bannerherr war. — Ueberhaupt fielen in diesem Treffen drey hundert sechs und neunzig Eidsgenossen; aber weit mehr Feinde, und noch immer wuchs die Wuth des Kampfes. Den Eidsgenossen schien nichts mehr übrig zu seyn, als ein ehrenvoller Tod. Da brachen in angestrengtem Laufe und mit kräftigem Feldgeschreye jene sechs hundert, die ins Misox gezogen waren, in den Rücken des Mailändischen Heeres, so daß jedermann glaubte, die ganze Eidsgenössische Macht sey gekommen. Carmagnuola, entweder selbst von diesem Wahne ergriffen, oder sonst eines Kampfes müde, in welchem er nichts als Leichname gewann, zog sich, nachdem man sieben Stunden gestritten hatte, nach Bellinzona zurück. Zu seinem Glücke, denn eben langten auf dem Schlachtfelde die Banner von Schwytz und Glarus an, die bis jetzt in sehr geringer Entfernung von dem Kampfplatze, durch die hoch angeschwollene Muesa, deren Brücken Carmagnuola abgeworfen hatte, aufgehalten, müssige Zuschauer des Streites hatten seyn, und sich mit dem Schlagen einer Brücke beschäftigen müssen.

Ende des Krieges. 1422 — 1426.

Schmerz und Klage erfüllten die noch lebenden Eidsgenossen. Man machte sich gegenseitig Vorwürfe; bald aber

schwiegen diese, und Durst nach Rache beseelte Alle; allein vergebens streiften sie trotzig um Bellinzona herum, vergebens zog das Banner von Schwytz tollkühn bis nach Domo d'Ossola, der Feind ließ sich nicht finden, und weil die meisten Anführer gefallen waren, weil Mißmuth im Heere herrschte, weil die Lebensmittel fehlten, ward der Rückzug der Eidsgenossen entschieden; doch blieb das Livinenthal besetzt. Bereits hatte sich das Gerüchte von dem erlittenen Verlurste in den Städten und Ländern ausgebreitet, und Alles mit Unruhe und Trauer erfüllt. An jedem Orte wurden die Heimkehrenden stille empfangen, und für die Erschlagenen Seelmessen geordnet. Als den Luzernern verkündet wurde, daß ihr Banner, welches in sieben Schiffen ausgefahren war, in zweyen wieder heimkehre, da fürchtete die Obrigkeit das Wehklagen der Weiber und Kinder, und befahl, daß Niemand am Gestade oder in den Gassen die Zurückkommenden erwarte. Still und betrübt geschah die Landung, ohne Stolz auf das eroberte Hauptbanner von Mailand. Aeußerst eifrig betrieben Luzern, Uri, Unterwalden die Rache des unglücklichen Tages; allein die meisten Orte, denen die Lombardischen Züge unangenehm waren, verweigerten die Hülfe. Erst nach drey Jahren geschah von vier tausend fünf hundert Mann ein neuer Zug. Aber die, welche denselben ungerne thaten, fanden alle Hindernisse zu schwer und Bellinzona unüberwindlich. Von den Ufern der Muesa zog das Heer nach einigen Verwüstungen, ohne den Feind gesehen zu haben, so eilig auseinander, daß man das Geschütze, welches mit großer Mühe über den Gotthard gebracht worden war, um den Rückmarsch nicht aufzuhalten, zerschlug. Verschiedene Anführer kamen in den Verdacht, Mailändisches Geld zum Lohne dieses Heimzuges empfangen zu haben. — Mißmuthig über den schimpflichen, thatenlosen Zug sammelte Peter Rysig, ein Hauptmann vom Lande Schwytz, den die Vorwürfe immer noch schmerzten, welche Schwytz wegen seiner Zögerung bey Arbedo hatte hören

müssen, eine Schar kühner Jünglinge, beschloß mit diesen auf seine eigene Gefahr eine That auszuführen, ging mit fünf hundert Mann über den Gotthard, überraschte, und eroberte Domo d'Ossola. Filippo Visconti fühlte über die That einen bitteren Verdruß; er sammelte seine ganze Macht, und belagerte Domo. Der Eidsgenössischen Besatzung both er freyen und ehrenvollen Abzug an; aber Rysig, der mit allen Bedürfnissen wohl versehen war, lachte des Mailändischen Heeres, das keinen Belagerungszeug führte, meinte, er sey mit seinen Leuten noch nicht zu Rathe gekommen, die Stadt auf bloße Worte hin aufzugeben, und schlug die Aufforderung aus. Die Feinde errichteten nun eine Menge Galgen, und drohten, die sämmtliche Besatzung nach der Einnahme aufzuhängen. Rysig blieb unerschütterlich. Mittlerweile erhielt der Kanton Schwytz Nachricht von der Gefahr seines Volkes. Man achtete nicht darauf, daß sie sich selbst in diese Gefahr gestürzt, es galt jetzt Rettung brauchbarer Leute, die ihr Muth zu weit geführt hatte. Sogleich brach das Banner von Schwytz auf, alle Eidsgenossen wurden gemahnt. Zwey der angesehensten Vorsteher mit langem grauem Haare und Barte eilten nach Bern, und erinnerten, wie Schwytz vor sechs und achtzig Jahren zur Rettung Berns nach Laupen gekommen, und wie es jetzt gleiche Freundschaft zu erwarten berechtigt sey. Bern ergriff die Waffen. Fünf tausend Mann stark zog es aus. Die ganze Eidsgenössische Macht betrug funfzehn tausend Mann. Mailand zitterte vor diesem nahenden Heere. Die Belagerer von Domo entflohen nach einem leichten Gefechte. Filippo Visconti mußte zur List greifen, und es für ein Glück achten, daß die Eidsgenossen geneigt waren, seine Friedensvorschläge anzuhören. Nach einigen Unterhandlungen, bey denen die in solchen Künsten ungewandten Eidsgenossen keine allzu große Geschicklichkeit entwickelten, überließen sie 1426 um die Kaufsumme von ein und dreyßig tausend zwey hundert und einem Gulden und um einige Handels-

vortheile und Steuerfreyheiten alle ihre Besitzungen jenseits des Gotthards an den Herzog von Mailand, ohne darauf einigen Bedacht zu nehmen, welch einen wichtigen Vortheil in Absicht auf Zufuhr, Handel und Verkehr ihnen und ihren Nachkommen der Besitz dieser, von der Schweiz aus leicht zu behauptenden, von Italien her schwer anzugreifenden Gegenden hätte gewähren müssen.

Viertes Capitel.

Innere politische Lage.

Von 1418 — 1436.

---

1. Die mit der Eidsgenossenschaft verbündeten Länder.

Stift und Stadt St. Gallen und das Land Appenzell wurden abermahls der Anlaß zu Unruhen und kriegerischen Bewegungen. Der Fürstabt von St. Gallen, Heinrich von Gundolfingen, ein guter, bey dem Volke sehr beliebter Mann, regierte äußerst friedfertig; allein er war nicht fähig, das verfallene Glück des Stiftes wieder herzustellen. Er gab seine Würde zum Besten eines entschlosseneren Mannes auf; auch dieser vermochte nicht, jenen Zweck zu erreichen. Das Stift war in Schulden ganz versunken, und die Stadt St. Gallen und Appenzell bewachten jede seiner Bewegungen mit solcher Eifersucht, und waren so geneigt, bey dem ersten Verdachte Gewalt anzuwenden, auch so stark und so gefürchtet, daß kein Fürst zum Ziele kommen konnte. — Die Stadt St. Gallen, damahls noch klein, wuchs in kurzer Zeit zu ansehnlicher Größe. Die Leinwand-Fabrikanten zu Konstanz waren durch die Unzahl der während des Conci-

kiums versammelten Fremden in ihrem Gewerbe gestört, suchten sich eine ruhigere Wohnstätte, und wandten sich nach St. Gallen. Von da an sank Konstanz, und St. Gallen nahm zu an Größe, Schönheit, Gewinn und Reichthum. Bald vermochte die Stadt die wichtigsten Freyheiten, selbst Herrschaften zu erkaufen. Der Fürstabt erkannte sie als freye Reichsstadt, und von den Reichssteuern kaufte sie sich los. Zwar brannte in dieser Zeit St. Gallen fast gänzlich ab; aber dieß schlug den Muth der Bürger nicht nieder. Die Vermöglichen bauten statt ihrer alten, hölzernen Häuser steinerne, und den Armen wurden aus dem Stadtgute Ziegel bezahlt, um die so gefährlichen Schindeldächer abzuschaffen; auch traf man für die Zukunft bessere Feueranstalten. — St. Gallen suchte seine bürgerliche Freyheit auf friedlichem Wege. Gefährlich hingegen und ruhestörend für den Abt und die Benachbarten schien der Geist der Appenzeller. Diese, von aller Welt abgeschieden, einzig mit ihrem Hirtenwesen beschäftigt, fürchteten, und bedurften Niemanden, selbst Acht und Bann waren ihnen gleichgültig. Sie sträubten sich gegen jede Einschränkung ihres Willens, und hielten Alles für Ungerechtigkeit, was Verträge, Gesetze und wohl begründete Rechte ihnen auferlegten. Bey dieser Denkensart hätten sie, von allen Völkern abgesondert, ruhig bleiben können; aber als Glieder einer Staatenverbindung waren sie in mancherley Rücksicht den Benachbarten lästig. Sie nahmen jeden Unzufriedenen aus den Nachbarländern bey sich auf. Sie verweigerten, für die Güter und Lehen, die sie auf fremdem Gebiethe besaßen, die Steuern und Lehenspflichten zu entrichten. Wenn einer auswärts ein Verbrechen begangen hatte, so wollte er nicht von den Gerichten des beleidigten Landes, sondern von seinen eigenen Landsleuten gerichtet seyn, die ihn gewöhnlich losprachen. Dem Abte versagten sie die Bezahlung aller derjenigen Einkünfte, die sie ihm im letzten Frieden als rechtmäßig zugestanden hatten, und entrissen ihm alle Rechte,

die sie ihm in Folge desselben Vertrages schuldig waren. Niemand vermochte die durch Eintracht starken Appenzeller zur Erfüllung ihrer Pflichten anzuhalten, als die Eidsgenossen. Der Abt konnte den Besitz seines Stiftes nicht auf solchem Wege schmälern sehen. Zum Widerstande war er zu schwach. Er wendete sich daher an das Eidsgenössische Recht vor welchem Appenzell seinem Bunde gemäß dem Kläger zu Rede stehen mußte. Zu Luzern thaten die Eidsgenossen nach vielen vergeblichen Versuchen eines gütlichen Vergleiches den sechsten May 1421 einen Spruch, der den Appenzellern die Rechte eines freyen Volkes gab, und ihnen einen gesetzlichen Weg eröffnete, sich durch Loskauf von den Rechten, die der Abt noch im Lande hatte, zu befreyen. Dennoch waren die Appenzeller unzufrieden, weil die Eidsgenossen nicht für sie partheyisch, sondern auch gegen den Abt billig gewesen waren. Dem Abte war der Spruch ebenfalls nicht nach seinem Sinne, weil er die Appenzeller gerne wieder unter seiner Bothmäßigkeit gesehen hätte. Doch hielt er sich an den Spruch. Die Appenzeller hingegen erfüllten von demselben, was ihnen wohl gefiel; die Artikel aber, welche dem Abte günstig waren, wurden von Wenigen beobachtet. Der Abt klagte den Eidsgenossen, dem Kaiser, dem Pabste, dem Bischofe zu Konstanz. Der Kaiser erließ an den Reichslandvogt in Schwaben ein gutgemeintes, aber unwirksames Geboth. Die Eidsgenossen wiederhohlten ihren alten Spruch, und drohten: „Wann „die Appenzeller auf diese zweyte Mahnung nicht gehorchen, „so werden sie von ihnen als meineidigen Leuten die Hand „abziehen.“ Die Appenzeller blieben auf ihrem Sinne. Endlich im Jahre 1425 legte der Bischof zu Konstanz auf Päbstlichen Befehl ein scharfes Interdikt auf das ganze Land Appenzell. Keine Taufe der Neugebohrnen, kein Meßopfer, keine Einsegnung der Ehen, keine letzte Oehlung oder andere Tröstung der Kranken und Sterbenden, überhaupt keine gottesdienstliche Handlung sollte erlaubt seyn, und es sollten alle

wahren Christen ihren Umgang mit den Appenzellern sowohl mit allen als mit einzelnen aufgeben. Als diese Bannbriefe angeschlagen, und die Kirchen verschlossen wurden, berief der Landammann die Volksversammlung, und kündigte die Sache an. Die Meisten verstanden das Wort Interdikt unrecht, entschieden mit Mehrheit der Stimmen: „Sie wollen nicht „in dem Ding seyn!“ forderten die Priester vor sich, brachten die, welche ihr Amt nicht verwalten wollten, mit Mißhandlungen aus dem Lande, und wenn sich einer erlaubte, den Bannfluch auszusprechen, der wurde todt geschlagen. An dem Umgange mit ihren Nachbaren lag den Appenzellern wenig, so lange nur ihre Herden gediehen, konnten sie dessen entbehren. Wenn sie aber hörten, daß da oder dort geringschätzig von ihnen geredet, oder g halten werde, so überfielen sie dieselbe Gegend, plünderten, verheerten, mordeten, und zogen mit Beute beladen wieder in ihr Land zurück. Der Abt mußte fliehen. Der Bischof von Konstanz fühlte ihre Rache. Auf alle umliegenden Städte und Herren fiel abermahls die schwere Hand der Appenzeller. Endlich entschloß sich der mächtige Graf Friederich von Tockenburg, Bürger zu Zürich, Landmann zu Schwytz, die Appenzeller anzugreifen, weil sie, obschon er bisdahin mit ihnen im Frieden gelebt hatte, auch seine Besitzungen nicht ungestört ließen. Zuerst both er Recht. Zürich unterstützte ihn. Die Appenzeller wollten von nichts hören. Jetzt erfolgte die Kriegserklärung des Grafen, welchem Zürich und Schwytz Beystand versprachen, und alle Eidsgenossen mahnten, den ungehorsamen Appenzellern nicht zuzuziehen. Der Graf ordnete den Feldzug wie ein Mann, der mit der Beschaffenheit des Landes und der Art, in den Gebirgen Krieg zu führen, wohl bekannt war, dennoch erlitt er am Stoß einen Verlurst. Glücklicher focht er bey Goßau, Rüti und Hoheneck. In das Land drang er zwar nicht ein; aber die kühnsten und hitzigsten Jünglinge Appenzells waren erschlagen. Der Winter machte die Fortsetzung des Krieges

unmöglich, und die Eidsgenossen benutzten diesen Stillstand, um den Frieden zu unterhandeln. Sie fanden die Gemüther in Appenzell geneigter und billiger, als wenige Monathe früher, weil die heftigsten Schreyer und Feuerköpfe in den Gefechten ihren Tod gefunden hatten. Der Friede wurde fast auf die gleichen Bedingungen geschlossen, die schon der vermittelnde Spruch enthalten hatte. Nur wurden aus demselben einige Samenkörner zu künftigen Unruhen weggeräumt. Der Abt mußte den Kirchenbann lösen. Denen, die Priester getödtet hatten, wurde verziehen. Von da an bestand eine lange Zeit nicht nur Friede, sondern auch Freundschaft zwischen dem Stifte St. Gallen und dem Lande Appenzell.

Ein schöneres Bild, als Appenzell zeigt uns Rhätien. Die Bewohner dieser Gegenden, Abkömmlinge jener Helden, die einst im ältesten Helvetien von den Römern zuletzt unterjocht worden waren, und gegen die Eroberer so heftig gestritten hatten, daß auch Weiber für die Erhaltung der Freyheit sich in die Schlacht wagten, und Mütter den Feinden ihre Säuglinge ins Angesicht schleuderten, erweckten in ihrem Gemüthe die Erinnerung an die Freyheit ihrer Väter, und entzogen sich, nachdem das große Haus Vaz ausgestorben war, dem Joche ihrer Barone. Denn diese traten nicht selten alle göttlichen und menschlichen Rechte mit Füßen, spielten mit der Habe, dem Glücke und der Ehre des Landmannes, verwirrten das Land durch unzählige Fehden, wußten sich vor Stolz nicht zu lassen, machten sich durch Härte verhaßt, und durch schändlichen Muthwillen verächtlich. Endlich erwachte der Zorn des Volkes; es beschloß, nicht mehr den grausamen Lüsten einzelner, oft schlechter Menschen zu dienen. Der damahlige Abt von Disentis und einige vom Adel, sey es nun aus menschlichem Gefühle oder aus kluger Würdigung der Forderungen des waltenden Zeitgeistes, verbanden sich mit dem Volke. Sie retteten ihre Herrschaften und Burgen, während die Festen derjenigen fielen, die der Freyheit des Volkes

zuwider waren. In der Mitte des Monathes März 1424 versammelten sich diese Edlen und die Gemeinden des westlichen oder hohen Rhätiens unter einer Linde bey dem Dorfe Truns, und stifteten den Bund, der lange unter dem Nahmen Oberer oder Grauer Bund bekannt war. Um die gleiche Zeit erneuerten die Angehörigen des Bisthums Chur und der Herrschaft Räzüns auf dem Heinzenberge eine schon 1396 geschlossene Verkommniß wider unrechte Gewalt von Innen und Außen. Diese Verbindung wurde der Gotteshausbund genannt. Wenige Jahre später 1436 entstand der Zehengerichtenbund.

Solothurn, zu spät auf die Macht und Größe Berns aufmerksam, suchte in diesen Jahren durch den Kauf von Olten und Ballstall und die Erbauung der Barfüßerkirche mit jener Stadt zu wetteifern, der es sonst kaum in einem Stücke verglichen werden konnte.

Basel war immer für seine Freyheit zu jeder Fehde rüstig, erhohlte sich von den Verheerungen des Erdbebens und eines fürchterlichen Brandes, verschönerte sich im Innern und bereicherte sich durch Handel und durch die Anwesenheit des berühmten Conciliums, das vom Jahre 1431 bis 1448 in seinen Mauern versammelt war.

Schaffhausen setzte sein Ziel einzig darin, für seine Freyheit zu wachen, die von Außen her bedroht war, und im Innern durch viele der Volksherrschaft ungünstige Edle nicht gerne gesehen wurde.

Wallis war ruhig, und ordnete seine durch Rarons Krieg gestörte Verfassung.

2. Die Eidsgenossenschaft.

Die Waldstätte, diese Väter der Eidsgenössischen Freyheit, lebten ohne große Bildung und ohne große Bedürfnisse in einem einförmigen Glücke, das durch nichts gemehrt oder gemindert wurde. Die Beschaffenheit dieser Ländchen ändert

sich so wenig, daß, wenn nicht äußerliche Gewalt, bürgerliche Unruhen oder Unfälle der Natur die gewohnte Ordnung verwirren, ihr Nahme in der Geschichte nur selten genannt wird.

Luzern bediente sich fleißig der häufigen Geldverlegenheiten des umliegenden Adels, um sich schöne Herrschaften zu erwerben. Diese Vergrößerungen waren rechtmäßig und löblich; aber darin fehlte Luzern, daß es die erkauften Herrschaften in dem strengen Geiste des alten Adels zu beherrschen versuchte, wodurch eine Empörung im Entlibuch erzeugt wurde. Die Sitten der Stadt waren gottesfürchtig und einfach. Der freudige Geist des Volkes wurde durch öffentliche Feste genährt.

Glarus bewachte die Mannstracht seiner Väter, und übertraf sie an Vermögen, Einfluß und gemeinnützigen Einsichten; aber altem Aberglauben huldigte es noch.

Zug möchte in diesen Zeiten wenig Meldenswerthes darbiethen, wenn nicht ein erschütternder Unfall diese Stadt betroffen hätte. Am vierten März 1435 erbebten mit einem Mahle die Ufer des Sees, an welchem Zug anmuthig gelegen ist, die Häuser wurden erschüttert, in einigen zeigten sich Risse. Ein Theil des Volkes floh, ein anderer hielt dieß für unnöthig, oder säumte sich mit Rettung seiner Habe. Der Tag neigte sich, Abend um fünf Uhr geschah ein entsetzlicher Knall, das Land brach, Staub verdunkelte die Luft, zwey Gassen der Stadt mit Ringmauern, Thürmen und sechszig Menschen versanken in den See, mit ihnen der Landammann Kollin und, ein unersetzlicher Verlurst, der Stadtschreiber Wickard mit allen Urkunden. Sein Knäblein Adelreich, über dessen Rettung die Mutter ertrank, wurde in seiner Wiege von dem Wasser getragen, von den Rettenden ans Land gezogen, und starb in einem hohen Alter angesehen und reich, als Vater eines großen, wohl verdienten Geschlechtes. Alle Eidsgenossen bezeugten den Zugern ihr Mitleiden. Die Zürcher eilten, sandten Hülfe, um zu retten, was noch zu

retten war, beluden Wagen mit Speisevorrath und Kleidung, um die zu erquicken, welche nichts mehr, als das Leben besaßen. Von da an wurde Zug landeinwärts vergrößert. Befestigung erhielt die Stadt erst zu der Reformations-Zeit. Bey diesem Anlaße fällte eine verständige Hausmutter aus dem Geschlechte Brandenberg ein Urtheil, das alle Eidsgenossen beherzigen sollten: „Ihr werdind da, sagte sie, einen „großen Kosten mit Buwen han, dessen ihr wohl manglen „möchtend, wenn ihr thätind wie euere Vorältern, und „wärind fründlich und wohl eins mit eueren Nachpuren von „Zürich, so wärind sie euer Vormuren und Festi, besser, „weder die Muren, welche bald umkehrt sind, so ein Ernst „angeleit wird, und man zu kriegen kommt!“

Berns Macht wuchs noch immer durch Kauf und Fehden oder durch den Edelmuth vornehmer Bürger, die dem Staate nicht nur umsonst dienten, sondern ihm auch auf ihren eigenen Herrschaften freywillig Rechte einräumten, die sonst nur ihnen allein zugestanden wären. Ueberhaupt blieb in Folge des großen Gemeinsinnes, der zu Bern herrschte, keine dem gemeinen Wesen günstige Gelegenheit, kein Talent, welches dem Vaterlande nützlich seyn konnte, unbenutzt. Auch die Künste des Friedens wurden zu dieser Zeit in Bern bedacht, man beschloß die Erbauung eines der Stadt würdigen Münsters, und im Gefühle, daß das, was Berns Bürger und ihre Väter gethan, des Aufbewahrens werth sey, und der Nachwelt ein Spiegel und kräftiger Sporn werden könne, wurde vom Rathe angeordnet, daß der Stadtschreiber Conrad Justinger aus Allem, was hie und da geschrieben zu finden sey, oder was alte Männer selbst erlebt, oder von ihren Vätern und Großvätern erzählen gehört hätten, eine Geschichte der Stadt Bern verfassen sollte. Die damahlige Regierung war milde und väterlich, sie genoß des öffentlichen Zutrauens, weil sie einem jeden so viel Freyheit ließ, als mit dem Wohle des Staates bestehen konnte. Jedermann lebte zufrieden, und

die alten Unruhen, die Bern so lange erschüttert hatten, waren verschwunden. Auch die Religion trug zu der allgemeinen Freudigkeit bey. Der Clerus war selbst jedem Genusse viel zu sehr ergeben, als daß er Andere im Genießen erlaubter Freuden mit Strenge hätte hindern sollen. Er durfte, aus Furcht sich selbst verfänglich zu machen, nur selten gegen die unerlaubten eifern. Und wenn Einer an den vom Pabste mit Ablaß versehenen Münsterbau oder zum Lösegelde armer Christensclaven gesteuert hatte, oder an Sonntagen dürftige Mitbrüder speiste, so lebte er der festen Hoffnung, daß durch Gottes Milde ihm alle seine Sünden vergeben seyen. Reichthum und Wohlstand wuchs nicht nur beym Staatswesen, sondern auch bey Einzelnen. Einige erwarben sich Schätze durch Handel. Man freute sich, den Mitbürgern dieselben zeigen zu können, und liebte nahmentlich im Hausgeräthe, so viel möglich, eine solide Pracht.

Auch Zürich mehrte in diesen Jahren seine Kraft mit außerordentlichem Glücke. Der Vermögenszustand der Stadt war zwar eher mittelmäßig, als groß. Die Handelschaft nahm in Folge der Italiänischen Feldzüge eher ab, als zu. Dennoch nutzte die Stadt wachsam die Augenblicke, in denen das Gebiethe durch erkaufte Herrschaften oder vortheilhafte Burgrechte vergrößert werden konnte. Damahls erwarb sich Zürich durch Kauf die große, volkreiche, fruchtbare Grafschaft Kiburg, in deren alleinigem Besitze sich einst Rudolf von Habsburg mächtig gedünkt hatte, und die noch heut zu Tage im Oesterreichischen und Spanischen Titel und Wappen geführt wird, ferner die kleinere, aber nicht minder fruchtbare und anmuthige Herrschaft Andelfingen. Es erhielt vom Kaiser Siegmund die Erlaubniß, die Herrschaften Gaster und Windeck, welche das Haus Oesterreich an den Grafen Friederich von Tockenburg verpfändet hatte, an sich zu lösen. Die Stadt überließ mit Vorbehalt ihres Rechtes diese Herrschaften dem mächtigen und kinderlosen Grafen auf Lebenszeit, ent-

weder aus alter Freundschaft, oder weil man auf seinen Tod Hoffnungen baute, die bis zum Hinscheide des Grafen ein freundschaftliches Verhältniß zwischen ihm und der Stadt erforderten. Vortheilhafte Burgrechte schloß Zürich mit dem so eben erwähnten Grafen Friederich und mit einem Freyherren von Bonstetten, Herren zu Uster und Sax. Hingegen wies man eine gleiche Verbindung mit dem Bischofe von Konstanz, einem gebohrnen Marggrafen von Baden, höflich von der Hand, weil man furchtete, durch ihn in Kriege verwickelt zu werden, und weil die Eidsgenossen schon in jenen Zeiten mit ihren Kriegen die Gränzen ihres Landes nicht gerne überschritten. — Im Innern regierte Zürichs Obrigkeit milde und gerecht, bedacht auf das Beste der Bürger. Laufende Brunnen wurden errichtet. Weise Verordnungen wegen Mühlen und Bäckereyen wurden getroffen. Auch gegen das Vieh war man gütig. Als im Jahre 1434 eine solche Kälte einfiel, daß der Rhein von Basel bis an das Meer gefror, daß auf dem Zürich-, ja auf dem großen Boden-See, Fußgänger, Rosse, Schlitten und Wagen gesehen wurden, so erging zu Zürich der menschliche Befehl, den wilden Vögeln, welche die Nahrungslosigkeit zu den Menschen trieb, kein Leid zuzufügen, sondern ihnen Speise vorzuwerfen. — Für die Eidsgenossen war Zürich der Kornmarkt aller benachbarten Orte, und auf seinen Rath wurde der damahligen Verwirrung des Münzwesens abgeholfen. Dabey war die Stadt gegen ihre Bundesbrüder friedfertig und freundschaftlich. Nach der Eroberung des Aargaues schoß Zürich die Geldsummen vor, welche für die Gemein-Eidsgenössischen Länder an Kaiser Siegmund bezahlt werden mußten, und machte keinen Versuch, die übrigen Orte eigennützig von der Mitregierung auszuschließen, sondern erlaubte einem jeden, nach Bezahlung seiner Schuld an derselben Theil zu nehmen. Mit Bern beschwor Zürich 1423 einen eigenen Bund. Gegen Luzern wurde die Gränze berichtigt. Zug in seinem Unglücke unterstützt. Zu Gunsten des Landes

Schwytz eine unangenehme, beschimpfende Urkunde vertilgt, und, nachdem ein kleiner Zwist mit Glarus gütlich geschlichtet worden war, suchte man auch den Schein einer gehässigen Rückerinnerung zu vermeiden.

Uebersicht.

Also verflossen die achtzehn Jahre nach der Eroberung des Aargaues. Schöne Jahre der Ehre und Gunst, der Sicherheit und des Glückes. Kaum ein wenig durch die Angelegenheiten des Wallis und den Verlurst bey Bellinzona getrübt. Ueberall breitete man sich aus, doch mit Mäßigkeit und Gerechtigkeit. Jeder Streit wurde in Minne beygelegt. Die Verfassungen waren geordnet, Staatsgebäude aufgeführt, die Volkskraft entwickelt, das Land in Blüthe, bey den Fremden im Ansehen. Alles nicht eine Folge politischer Künste, sondern der Einfalt, mit der unsere Väter ihre Freyheit über Alles schätzten, und den Eidsgenössischen Brüdersinn für den einzigen Erhalter dieser Freyheit ansahen. Wer hätte bey dieser glücklichen Lage ahnden sollen, daß die Eidsgenossen in den nächst kommenden Jahren mit zerfleischender Wuth gegen einander stehen, und sich selbst Wunden schlagen würden, deren gefährliche Folgen das Vaterland beynahe dem Untergange zugeführt hätten.

Fünftes Capitel.

Der alte Zürich-Krieg.

1436 — 1450.

Die Erbschaft Friederichs von Tockenburg.

1436—1439.

Nachdem die Eidsgenossen seit mehr als einem Jahrhunderte in treuer Vereinigung gegen auswärtige Feinde so siegreich gestritten hatten, daß jede Gefahr von Außen her auf lange entfernt schien, so kam ihnen einen Zeitpunkt, in welchem sie die ruhmgeschmückten Waffen gegen ihr eigenes Glück wendeten, und, indem jeder seinen besondern Nutzen zu befördern wähnte, sich selbst mehr Schaden und Unheil zufügten, als die bittersten Feinde über sie hätten bringen können. Billig sollte dieser unselige Zeitpunkt der spätesten Nachkommenschaft die unvergeßliche Lehre geben, durch innländische Kriege, kleinliche Eifersucht, unbrüderlichen Eigennutz und schändliche Rachsucht die Freyheit, dieses theuerste Gut des Vaterlandes, nicht in Gefahr zu bringen, oder fremden Mächten, die meist mit Verlangen auf eine so erwünschte Gelegenheit harren, den Weg ins Land zu öffnen.

Schon seit mehreren Jahren hatten einige Eidsgenössische Regierungen ihre vorzügliche Aufmerksamkeit auf den mächtigen und kinderlosen Grafen Friedrich von Tockenburg hingerichtet, der bereits im Greisenalter stand, und bald ein reiches Erbe hinterlassen mußte, von welchem Herren, Städte und Länder zu erlangen hofften. Der Graf war der Einzige der alten Barone der Eidsgenossenschaft, welcher in der für seinen Stand stürmischen und unglücklichen Zeit sich mitten unter den Eidsgenössischen Freystaaten nicht bloß in ungestörtem Besitze seiner Herrschaften erhielt, sondern dieselben noch mehr als verdoppelte. Dieses ausgezeichnete Glück hatte er nicht der

Gewalt, aber der seinen Staatskunst zu danken, mit der er sich zuerst zum Bürger von Zürich annehmen ließ, um durch die Gunst dieser Stadt vor den Eingriffen der an seine Länder gränzenden Demokratieen gesichert zu seyn, und später Landmann in Schwyz wurde, um mit Hülfe seiner neuen Landsleute die hie und da unter seinem Volke gährenden Unruhen desto kräftiger zu dämpfen. Mit Zürich stand Friederich Anfangs in ausgezeichnet freundschaftlichem Verhältnisse, auch benahm sich die Stadt, wie wir eben sahen, so zuvorkommend und uneigennützig, daß der reiche Erblasser durch eine solche Aufmerksamkeit geschmeichelt war. Allein gegen das Ende von Friederichs Leben wurde dieses Verhältniß durch mehrere zusammen wirkende Ursachen, vorzüglich aber durch den Ungestüm gestört, mit welchem Zürich die Uebergabe der Herrschaften Gaster und Windeck und eine feste Erklärung verlangte, wer des Grafen Haupterbe seyn werde, und wie es mit der ganzen Erbschaft, vorzüglich mit dem Bürgerrechte zu halten sey, das Friedrich auf fünf Jahre nach seinem Tode ausgedehnt hatte. Dem Grafen mußte dieser Ungestüm um so unangenehmer seyn, da er sich theils höchst ungerne mit dem Gedanken an seinen Tod beschäftigte, theils den Wunsch hegte, bis zu seinem Ende Alle mit ihm in Verbindung stehenden durch Furcht oder Hoffnung nach seinem Willen zu lenken, und sich durch die geforderte Erklärung dieses Vortheiles nicht gerne berauben mochte. Von jenem Tage an erkaltete Friedrichs Freundschaft gegen Zürich, und er näherte sich mehr dem Stande Schwytz, welcher zwar gleiche Absichten hegte, wie die Stadt, aber sich mit größerer Vorsicht und Schonung der gräflichen Plane und Gefühle benahm.

Es konnte nicht fehlen, die Cantone Schwytz und Zürich mußten durch das Betragen des Grafen in eine gewisse Spannung gerathen, die um so gefährlicher zu werden drohte, weil gerade damahls an der Spitze dieser Cantone zwey Männer standen, von denen jeder für sein engeres Vaterland so thätig

war, und so warm fühlte, daß er wohl verleitet werden konnte, über diesem Bestreben das Heil gemeiner Eidsgenossenschaft zu vergessen. Der eine war Rudolf Stüßi, Ritter, Bürgermeister von Zürich, der andere Ital Reding von Bibereck, Landammann zu Schwytz. Beyde durch Geistesgaben, Muth, Stolz, Unternehmungslust und Erfahrenheit in den Geschäften des Friedens und des Krieges ausgezeichnet; beyde in ihrem Lande die wichtigsten Männer; auf Tagsatzungen und bey fremden Fürsten von großem Einflusse. In Stüßis Charakter lag mehr rauhe und aufbrausende Hitze und ein im Nothfalle Alles verletzender Starrsinn. Bey Reding erkannte man mehr kalte Grausamkeit und schlaue Gewandtheit neben nicht minder festem Beharren auf ein Mahl beschlossenen Dingen. Diese beyden Männer trachteten jeder, seinem Lande, und mit dem Lande sich selbst den ersten Rang unter den Eidsgenossen zu verschaffen, und beyde richteten zu diesem Ende hin ihr erstes Augenmerk auf des reichen Friederichs große Erbschaft an Land und Leuten.

Nachdem die oben erwähnte Aufforderung Zürichs an den Grafen gelangt war, schützte er sich vor einer schnellen Entscheidung mit dem Vorwande, daß er in so wichtigen Dingen keine übereilte Antwort von sich geben könne. So gelang es, die immer eifriger in ihn dringende Stadt hinzuhalten, während sich Friederich zu derselben Zeit enger an die Schwytzer anschloß, und in alle ihre Plane einzugehen schien. Er begünstigte aus der Menge seiner Erben denjenigen, dem die Schwytzer gewogen waren; er schenkte ihnen, doch erst auf die Zeit nach seinem Tode, die obere Mark, und erlaubte ihnen, wenn das Bürgerrecht mit Zürich abgelaufen sey, mit seinen sämmtlichen Ländern in ein ewiges und ausschließliches Landrecht zu treten. Aber alle diese Versprechungen geschahen bloß mündlich, und mußten sorgfältig vor den Zürchern geheim gehalten werden, denen der Graf zu gleicher Zeit die ebenfalls nur mündliche Erklärung gab: „Seine Gemahlin werde nach sei-

„nem Tode Beherrscherinn von Tockenburg und Bürgerinn „zu Zürich bleiben, und mit ihr werde sich also die Stadt „wegen Gaster und Windeck, wegen des Bürgerrechtes und „anderer Anforderungen leicht vereinigen können.“ Endlich am letzten April 1436 starb Friederich plötzlich, ohne bestimmte Verfügung über sein Erbe getroffen zu haben. Er wurde im Kloster Rüti bestattet, und Viele wollen wissen, daß er sich bereits vor seinem Tode auf die Entzweyung gefreut habe, welche nach demselben, in der ihm eigentlich verhaßten Eidsgenossenschaft, zu der er sich nur aus Noth, nie aus Liebe gehalten hatte, entstehen werde. Sein Ende war der Anfang der Verwirrungen.

Seine Verwandten aus den Häusern Montfort, Raron, Metsch, Thierstein, Brandis, Sar, Aarburg, Räzüns, Hö-wen stritten sich um die höchst zweifelhafte, rechtliche Ordnung der Erbfolge. Friederichs Gemahlin Elisabeth, vermeinte alleinige Erbin zu seyn, und sich mit Hülfe der Burg- und Landrechte zu behaupten. Der alte Herzog Friederich von Oesterreich rüstete sich, verschiedene Pfandschaften auszulösen, die er einst in Geldnoth an Tockenburg versetzt hatte. Der Kaiser Siegmund benutzte als Oberhaupt des Deutschen Reiches die Gelegenheit, mit den erledigten Tockenburgischen Mannslehen einen treuen Freund, den Grafen Caspar von Schlick, seinen geheimen Rath und des Reiches Vice-Kanzler, zu belehnen. Zürich bereitete sich, vermöge seines Rechtes Windeck und Gaster an die Stadt zu ziehen, und die Dauer seines Bürgerrechtes mit den übrigen Landestheilen zu sichern. Die von Schwytz säumten keinen Augenblick, und nahmen die obere Mark, Friederichs Geschenk, in Besitz. Die Unterthanen suchten für sich selbst zu sorgen, und wenn nicht ganz frey, doch in vielen Dingen erleichtert zu werden. Jedes einzelne Ländchen zeigte, je nachdem seine Wünsche beschaffen waren, Geneigtheit, einem andern Herren zuzufallen, von welchem es am ehesten die Erfüllung jener Wünsche hoffen könnte. Die zehen

Gerichte im Prättigäu ergriffen eine Maßregel, durch die sie ihre Freyheit bis auf unsere Tage gebracht haben, sie schwuren einen Eid, einander auf ewige Zeiten in allen rechten Dingen zu helfen, und legten so den Grund zu dem Zehengerichten-Bunde.

Vergebens suchte man diese verwirrten Ansprüche durch Unterhandlungen zu scheiden. Die Ansprüche verwickelten, die Partheyen erhitzten sich immer mehr. Einige der Erben suchten bey Oesterreich; andere bey irgend einem Eidsgenössischen Orte Schutz, und wieder andere strebten, durch den angeblichen Willen des Volkes das zu ersetzen, was ihren Ansprüchen an rechtlicher Stärke abging. Zürich und die Wittwe hingen aufs engste zusammen. Aus Dankbarkeit und mit Rücksicht auf die Zukunft schenkte Elisabeth der Stadt die Herrschaft Utznach. Die Berner, welche verschiedene Tockenburgische Erben im Bürgerrechte hatten, mit Schwytz von Alters her genaue Freundschaft hielten, und vielleicht Zürichs schnell wachsende Macht nicht ohne Eifersucht sahen, suchten Zürich und Schwytz in ein völlig gleiches Verhältniß zu setzen, ohne dadurch bey dem einen oder andern Orte großen Dank zu verdienen. Die Zürcher eilten, nach dem Vorbilde von Schwyz, das geschenkte Utznach in den Eid zu nehmen; allein die Leute weigerten sich zu schwören, und als Stüßi sie mit harten Worten anfuhr, blieben sie nur desto hartnäckiger auf ihrem Sinne. Auf Gaster und Windeck geschah das Gleiche, denn das Land wünschte lieber, von Oesterreich zurückgelöst zu werden, als an Zürich zu fallen. Die von Zürich bathen die von Schwytz um ihre freundschaftliche Vermittelung, allein Schwytz schwieg, und verband sich enger mit Glarus, dessen Vortheil es erforderte, die von Zürich angesprochenen Länder selbst in Besitz zu nehmen. Die Zürcher verstanden dieses Stillschweigen, und in Folge dessen verhängten sie mit einem Mahle eine Kornsperre über Utznach, Windeck, Gaster und Sargans. Die dadurch entstehende Noth verursachte eine Ent-

zweyung in diesen Gegenden. Sargans schloß gegen den Willen seines Herren, des Herzogs von Oesterreich, ein ewiges Bürgerrecht mit Zürich, und erhielt wieder Zufuhr. Tockenburg, Windeck, Gaster, Utznach aber nahmen ein ewiges Landrecht mit Schwytz und Glarus an. Kaum gelangte diese Nachricht nach Zürich, so legte die gekränkte, an ihrer Ehre beleidigte, in ihren Rechten verletzte Stadt, deren langjährige kostspielige Bemühungen an Einem Tage durch Eidsgenossen vereitelt waren, Mannschaft an die Gränzen, und mahnte die Eidsgenossen zum Zuzuge. Schwytz und Glarus eilten, das Gleiche zu thun. Die Miteidsgenossen erschracken. Sie traten als Vermittler auf, und beschieden 1437 die Streitenden nach Luzern. Die Schwytzer und Glarner benahmen sich mit vieler Mäßigung; sie legten willig die ganze Sache in Eidsgenössische Hände, sie zeigten sich geneigt, den Zürchern Utznach ausschließlich zu überlassen, an dem Uebrigen ihnen einen gleichen Antheil zuzugestehen, ja, sie bothen auch allen Ständen die Mitregierung der streitigen Lande an, und wenn dieses schon nicht angenommen wurde, so eroberten sie doch durch ihre Bereitwilligkeit die Herzen der Eidsgenossen, während Zürich durch eigensinnige Hartnäckigkeit, durch deutlich ausgesprochenen Verdacht gegen die Vermittler und durch die harte Erklärung, daß es in keinem Falle mit Schwytz Gemeinschaft haben wolle, auch diejenigen von sich entfernte, denen seine Sache bisdahin die gerechtere geschienen hatte. Die Erbitterung stieg mit jedem Tage, man reizte sich durch die heftigsten Reden und Beschuldigungen. Die Häupter der Partheyen schienen es darauf angelegt zu haben, durch beißende Stachelreden und verächtliche Behandlung ihrer Gegner jede Möglichkeit der Aussöhnung zu entfernen. Dieß ging so weit, daß die Eidsgenossen anzuordnen für nöthig fanden, daß auf der Tagsatzung Klage und Vertheidigung schriftlich geschehen müssen. Die Bekümmerniß der Wohldenkenden mehrte sich. Die freundschaftlichste Eidsgenössische Vermittelung schlug fehl, und

kaum war Zürich zu bewegen, nach den Vorschriften der ewigen Bünde sich einem Eidsgenössischen Rechtsspruche zu unterwerfen. Der Spruch geschah 1437 zu Luzern. Er fiel so sehr zum Nachtheile Zürichs aus, daß die Stadt vielleicht nicht ohne einige Ursache glaubte, die Freundschaft der Länder gegen Schwytz und die Eifersucht einiger Städte gegen Zürich möchte an dem gefällten Urtheile einen nicht ganz unbedeutenden Antheil haben.

Noch vor der Abreise von Luzern sah man die ersten Ausbrüche des Unwillens der Zürcherischen Gesandten, die so viel als Alles verloren hatten. Sie kamen nach Hause. Ihre Erzählung empörte den Rath. Das Volk wüthete. Die gekränkte Liebe zur Vaterstadt stieg durch den Jubel in den Ländern. In diesen Tagen verdarb der Frost die Hoffnung zur Ernte. Später zerschlug in der ganzen Eidsgenossenschaft und den benachbarten Ländern der Hagel, was der Frost übrig gelassen. Es entstand Theuerung. Da erneuerten die Zürcher eine gänzliche Kornsperre gegen Utznach und Gaster, und verordneten, daß keinem Glarner, Schwytzer, Märker, Einsiedler an Einem Markttage mehr Korn verabfolgt werde, als zwey Mütte, für die er schwören müsse, daß er sie zu seinem Hausgebrauche nöthig habe. Diese letztere Verordnung war gemäßigt, sie ließ sich aus der Theuerung leicht erklären: sie wurde durch den Mißbrauch gerechtfertigt, welcher bisdahin mit der unbeschränkten Ausfuhr des Getraides getrieben worden war; sie würde auch bey einer ruhigen Stimmung der Gemüther eben so wenig aufgefallen seyn, als in unsern Tagen in ähnlicher Noth ähnliche Veranstaltungen auffallend waren. Jetzt aber schien diese Maßregel denen von Schwytz und Glarus Wirkung des Hasses, vielleicht weil ein inneres Gefühl ihnen sagte, daß nach dem, was geschehen sey, in den Herzen der Zürcher Haß gegen sie habe entstehen müssen.

Ehe noch die Zeit erschien, in welcher der Rechtsspruch der Eidsgenossen in Vollziehung gesetzt werden sollte, entsagte

die Gräfinn Elisabeth, welche des Streites und der Unruhe müde war, nicht ohne Einfluß von Schwytz, aber ohne Vorwissen der Zürcher 1437 allen ihren Ansprüchen auf die Länder des verstorbenen Friederich, begnügte sich mit einigen Einkünften, und veränderte so abermahls die ganze Lage der Dinge, indem durch ihre Entsagung die Ansprüche der Zürcher das Meiste von ihrer Rechtskraft verloren; dagegen die Schwytzer von den nunmehr unbestrittenen Erben die Einwilligung zu ihrem Landrechte erhielten. Bey dieser Nachricht ergriff Erstaunen, Verwirrung, Zorn und Scham die Zürcher. Es schmerzte sie, daß die von Schwytz und Glarus die Stadt überlistet, und ihr jede Möglichkeit genommen hatten, auf dem Wege Rechtens den Sieg zu erhalten. Es schmerzte sie, daß die Gräfinn Elisabeth, ihre Bürgerinn, für die sie nun seit Jahren Vieles gethan und geopfert hatten, solchen Undank gegen die Stadt hatte zeigen können. Es schmerzte sie, daß den Eidsgenossen, deren Entscheidung die Sache aufs Neue anheim fiel, die Beschämung der Zürcher eben nicht nahe zu gehen schien, und wohl ist es möglich, daß Viele die Erniedrigung des stolzen Bürgermeisters und die Zerstörung seiner liebsten Plane nicht ungerne sahen. Die Erbitterung der Zürcher begann sogleich den Krieg. Es war noch kein innerlicher. So tief der Schmerz war, so sehr alle Unwillen und Wehmuth fühlten, ehrten sie dennoch die Eidsgenössischen Bünde. Der Krieg entstand gegen Oesterreich, welches seine ältesten und bittersten Feinde, die Schwytzer und Glarner, gegen die Zürcher äußerst begünstigt hatte. Viele Mannschaft mit schwerem Geschütze eilte ins Sarganser-Land, und zerstörte dort dem Herzoge seine Burgen Freudenberg und Neidberg, während durch achtzehn hundert Mann die Grenzen gegen Schwytz und Glarus bewahrt wurden. Dadurch geriethen Schwytz und Glarus in Bewegung, und der Argwohn trieb sie, auch ihre Grenzen zu besetzen. Die Eidsgenossen, die den Ausbruch des Bürgerkrieges fürchteten, mahnten, bathen, fle-

heten; das Concilium zu Basel redete kräftig zum Frieden; die Zürcher ließen sich einen Waffenstillstand mit Schwytz und Glarus gefallen, aber ihre Eroberung vollendeten sie. Umsonst schlug ihnen der Herzog von Oesterreich das Recht vor, sie wollten von nichts hören. In dieser Noth verkaufte er die Herrschaften Gaster, Windeck, und Utznach an Schwytz und Glarus; die Grafschaft Sargans aber, welche Oesterreich einst dem Grafen von Werdenberg entzogen, und an Tockenburg verpfändet hatte, löste Heinrich von Werdenberg, Landmann zu Schwytz, an sein Haus zurück. Das Geld empfing er durch Vermittelung von Schwytz und Glarus, und dafür verpfändete er diesen beyden Cantonen im Falle der Nichtwiederbezahlung die Grafschaft Sargans. Somit war es den Zürchern unmöglich gemacht, ihre Ansprüche ohne Gewalt gegen Eidsgenossen durchzusetzen. Selbst die Behauptung ihrer neuen Eroberung schien unter diesen Umständen ein schwieriges Werk. Zu gleicher Zeit war Zürich mit dem Fürstabte von St. Gallen wegen eines Bürgerrechtes in Unterhandlungen; aber ehe dieselben geschlossen wurden, wußte der gewandte Reding den Abt in ein zwanzigjähriges Landrecht mit Schwytz zu ziehen, durch welche Unternehmung der so oft schon gekränkten Stadt allerdings eine neue schöne Hoffnung zertrümmert, aber auch ihre Begierde nach Rache aufs Höchste gesteigert wurde.

Mitten unter diesen zahllosen Reibungen und Verwirrungen starb den neunten December 1437 der Kaiser Sigmund, und seinen Thron bestieg Kaiser Albrecht II, ein Fürst aus dem den Zürchern gegenwärtig feindseligen Hause Oesterreich, dessen Mißmuth die Stadt durch manche wehthuende Maßregel empfand. Um dieser Sache eine für die ganze Eidsgenossenschaft noch unseligere Wendung zu geben, mußte auch die Natur mit aufferordentlichen Ereignissen eintreten. Die wenigen Früchte der vorigen sparsamen Ernte waren aufgezehrt. Mit Angst sah man einer Hungersnoth entgegen. Jeder

suchte sich zu sichern, so gut er konnte. Da schlug Zürich, um die äußerste Noth von seinem eigenen Lande abzuwenden, nach dem Beyspiele vieler Städte, jedermann ohne Ausnahme alle Ausfuhr, sogar den Transit ab. Die Hungersnoth stieg zu einer fürchterlichen Höhe, als auch die neue ziemlich viel versprechende Ernte übel ausschlug. Die Leute in ihrem Hunger hatten die Aehren roh, halb unreif von den Halmen gegessen, man erntete häufig nur das Stroh. Da löste sich aller Verkehr zwischen den freundschaftlichsten Städten. Kein Landmann durfte für mehr als einen Plappart Brot aus einer Stadt tragen, mancher zog zwey Meilen weit, um so viel zu bekommen. Glücklich schien das Hirtenland, wo es Molken und Käse gab. Im Ackerlande war etwas Kraut in Milch gesotten ein seltenes Wohlleben. Brot sah man in vielen Häusern ein halbes Jahr lang nicht. Das Land wimmelte von nahrungslosen Menschen. Tausende starben eines grausamen Todes. Vergebens erhielten Schwytz und Glarus einen Gebothbrief von dem neuen Kaiser, daß Zürich ihnen die Ausfuhr eröffnen solle. Der Gehorsam wurde verweigert. Dieß ließ sich mit der eigenen großen Noth entschuldigen; aber das war nichts, als eine unnütze, grausame Rachsucht, daß man armen Wittwen aus jenen Cantonen, den in der Ernte sauer verdienten Schnitterlohn, den sie sich in Korn ausbedungen hatten, versagte, und sie nach vollendeter Arbeit mit leeren Händen und trostloser Seele zu ihren hungernden Kindern heim sandte.

Alles dieses mehrte die unselige Zweytracht. Jeder einiger Maßen zweydeutige Schritt dieser oder jener Parthey wurde von dem Gegner im allerschlimmsten Sinne genommen. Das Eidsgenössische Recht wurde von Zürich hartnäckig verworfen. Kaum erhielten die vermittelnden Orte von Zeit zu Zeit kurze Erneuerung des Waffenstillstandes. Diese Orte, durch die mannigfaltigsten und vergeblichsten Bemühungen nicht ermüdet, gaben 1439 als letzten Versuch zur Erhaltung

des Friedens noch einen billigen Vorschlag zu gütlichem Vergleiche ein. Von Schwytz wurde er angenommen; von Zürich mit Unwillen von der Hand gewiesen, weil etliche von ihren Klagen gegen Schwytz und Glarus mit keinem Worte erwähnt waren. Noch zwey Tage vor dem Ausgange des letzten bewilligten Stillstandes mahnte Zürich sein ganzes Volk zu Stadt und Land, auf zu seyn, um an die Grenzen zu ziehen.

Die erste Fehde zwischen Schwytz und Zürich.

1439.

Sobald der Stillstand zu Ende war, zogen am dritten May 1439 vier tausend Mann unter Stüßi den See hinauf nach Pfäffikon. Am gleichen Abende besetzte Schwytz den Etzel, und Glarus machte sich auf, den Eingang in sein eigen Land und die Mark zu verwehren, dasselbe thaten die Leute aus Gaster und Utznach; die Herren von Raron mit ihrem Lande Tockenburg und die Stadt Wyl wendeten sich gegen die Zürchersche Grafschaft Kiburg. An die Eidsgenössischen Stände erging zu gleicher Zeit die Mahnung von Zürich und Schwytz; an Schwytz die Fehde von Zürich. Der Gewalthaufe des letztern bewegte sich gegen die Mark. Ulrich von Lommis blieb mit tausend Mann am Fuße des Etzels stehen, um Schwytz zu beobachten, und in seinen Bewegungen zu hindern. Reding, von diesem Plane unterrichtet, warnte Glarus und die Mark. Er selbst hielt sich auf dem Etzel so stille, daß Lommis die Nähe von Redings ganzer Macht nicht ein Mahl vermuthete. Am folgenden Tage kamen zu ihm Gesandte von Uri und Unterwalden mit der Nachricht, daß ihre Banner nahe seyen, doch beschworen sie ihn bey Gott und Vaterland, den Angriff zu verschieben, vielleicht sey noch ein Friede möglich. Ihr Vortrag ward durch einen Eilbothen von Luzern unterstützt, der mit einem Briefe eintraf, welcher noch einige Aussicht zur Versöhnung eröffnete. Eben war

Reding von ihren Bitten überwunden, als in der Ferne Schüsse fielen. Es war ein Angriff geschehen. Etwa hundert rüstige Jünglinge vom Zürich-See, welche die Gegend ausspähen sollten, waren unvermerkt zwischen die Schwytzerschen Vorposten gerathen, man hatte gefeuert, und die Zürcher waren nach einigem Verluste gewichen. Kaum ertönten die Schüsse, so setzte sich Redings ganze Macht in Bewegung, allein sie fanden Lommis mit seinen Scharen nicht mehr. Durch den Schrecken jener Jünglinge hingerissen, waren die Zürcher ohne Schwertstreich feige entflohen. Die Eidsgenossen jammerten über den Ausbruch der Feindseligkeiten, doch erhielten sie, daß Reding seinen Sieg nicht weiter verfolgte. Wenn die Zürcher am Etzel unglücklich gewesen waren, so waren sie nicht glücklicher bey ihrem Angriffe auf die Mark. Stüßi fand die Grenzen von muthigem Volke wohl besetzt, und hielt es für rathsam, sich zurückzuziehen. Die Eidsgenossen unterhandelten immer noch eifrig, doch, wie es schien, ohne Erfolg. Zum Glücke machten starke Regengüsse kriegerische Unternehmungen unmöglich. In dieser Zeit der Unthätigkeit gelang es den Vermittlern, auf ein Jahr einen Waffenstillstand zu schließen. Zürich mußte versprechen, den Schwytzern und Glarnern und ihren Angehörigen freye Durchfuhr durch sein Land zu verstatten. Das Feld wurde geräumt, aber in den Gemüthern blieb der Haß und die gegenseitigen Neckereyen dauerten fort. Der völlige Friedensschluß scheiterte an dem Eigensinne der Partheyen.

Die große Pest. 1439.

Die Eidsgenossenschaft, welche durch Theurung, Hunger und Bürgerzwist schon so schwer gelitten hatte, sollte durch ein anderes Unglück noch schwerer heimgesucht werden. Um Ostern erhob sich, entweder durch einen in Basel angelangten Ausländer, oder in Folge der schlechten und ungewohnten Nahrungsmittel, mit denen man sich in der Theurungszeit

hatte behelfen müssen, oder durch jenen angefacht, durch diese begünstigt, eine große Pest. Mit der Hitze der Jahrszeit stieg die Macht des Todes. Oft starben zu Bern an Einem Tage vier und zwanzig, zu Basel hundert Menschen. Zürich verlor wenigstens drey tausend Seelen, den vierten Theil seiner Bevölkerung; Constanz viertausend. Der Todtengräber waren zu wenige, um die Gräber zu bereiten. Man hatte nicht Träger, noch Fuhren genug, um die Leichname eilends zu beerdigen. An keinem Hause ging der Todesengel vorbey. Er schonte nicht Alter, nicht Stand. Am heftigsten wüthete er unter den geistlichen und weltlichen Häuptern des Conciliums. Viele flohen, aber dem Tode, den sie im Herzen trugen, entflohen sie nicht. Die Kirchenversammlung wollte sich trennen, nur der Heldenmuth Einiger, welche, im Hinblicke auf den Nutzen, den die längere Dauer der Versammlung stiften konnte, die Einbuße weniger Lebensjahre für keinen Verlurst hielten, hinderte die Trennung. Man suchte in der großen Noth Rettung bey den Heiligen, bey der Mutter Gottes. Den Zorn des Himmels wollte man durch Kirchenfeste versöhnen, aber Tausende starben, nur die nicht, deren Starrsinn dem Vaterlande das größte Unglück bereitete.

Alle Eidsgenossen wider Zürich. 1440.

Das Jahr 1440 begann mit nachdrücklichen Unterhandlungen, aber Zürich verweigerte beharrlich das Eidsgenössische Recht, und ein Vergleich, den die Stadt vorschlug, schien den Eidsgenossen so unangemessen, daß sie ihn nicht ein Mahl beantworteten. Den fünf und zwanzigsten October begann der Krieg. Die Glarner und Schwytzer richteten ihren ersten Angriff auf Sargans, eroberten dieses Land, machten sich den Rücken frey, und beraubten dadurch die Zürcher der mächtigen Hülfe des Sarganser-Landes und des mit demselben verbündeten Rhätiens. Mit Anfange des Wintermonathes standen die feindseligen Kantone selbst gegen einander im Felde.

Beyde mahnten die Eidsgenossen. Für beyde sprachen starke Gründe. Weil aber Zürich das Eidsgenössische Recht verworfen hatte, so entschieden sich die Eidsgenossen für Schwytz und Glarus. Uri und Unterwalden gaben das Beyspiel. Luzern, Zug und Bern folgten in Zwischenräumen. Noch immer hatte Zürich geschafft, die Eidsgenossen alle, oder doch wenigstens die Städte auf seiner Seite zu sehen. Als aber der Bürgermeister, der mit sechs bis sieben tausend wohlgerüsteten Leuten im Felde stand, die Fehde von Uri und Unterwalden erhielt, da fühlte er, daß Zürichs Loos entschieden sey, er erschrak, in seinem Heere löste sich alle Ordnung, man überhäufte sich gegenseitig mit den bittersten Vorwürfen, die Führer fanden statt des Gehorsams kaum noch Sicherheit, und das Zürcher-Heer floh abermahls ohne Schwertstreich in großer Unordnung vor ungefähr halb so vielen Feinden. Diese Flucht schien selbst den Gegnern so unwahrscheinlich, daß sie bey der ersten Nachricht Kriegslist und Hinterhalt fürchteten. Bey Anbruche des Tages erblickten sie die Schiffe der fliehenden Zürcher. In diesem ganzen Feldzuge geschah keine einzige Kriegsthat. Die Zürcher, unter sich selbst entzweyt, bargen sich hinter ihren Mauern. Einige wenig bedeutende Unternehmungen, wurden ohne Kraft angefangen, ohne Geist ausgeführt, und endeten ohne Erfolg. Die Zürcher, welche auf bewaffneten Schiffen den See befuhren, durften es nur nicht ein Mahl wagen, die Eidsgenössischen Lager am Ufer zu beschießen, denn für jeden Schuß wurde von den Eidsgenossen ein Haus angezündet, die in der Stadt liegenden Landleute wurden unwillig, und das Zürcherische Geschütz mußte schweigen. Das ganze Gebieth der Stadt fiel den Eidsgenossen wehrlos in die Hände, die es mit Feuer, Schwert und furchtbarer Grausamkeit verheerten, und in ihrem Grimme selbst die heiligsten Stätten nicht achteten. In der Stadt selbst herrschte Uneinigkeit und Furcht. Man hatte von der Menge des dort zusammengeströmten Landvolkes, das durch seinen Verlust

gegen die Stadt und ihre Gegner gleich erbittert war, fast mehr noch, als von den Waffen der Feinde zu fürchten. Niemand in der Stadt war vor diesen Leuten seines Eigenthumes sicher. Alle ihre Bedürfnisse nahmen sie ohne Bezahlung, wo sie dieselben fanden, mit der Aeußerung weg, sie haben um der Stadt willen mehr und Besseres verloren. Kaum konnte noch die Regierung einiges Ansehen behaupten. Gerne hörte das entmuthigte Zürich unter solchen Umständen auf die vermittelnde Stimme einiger Reichsstädte. Auch die Eidsgenossen ließen sich vorzüglich auf Berns Betrieb zum Frieden willig finden. Derselbe fiel billiger aus, als Zürich gehofft, und Schwytz gewünscht hatte. Die Stadt mußte auf ihren Antheil an der Tockenburgischen Erbschaft Verzicht leisten, von ihrem eigenen Gebiethe die sogenannten Höfe oben am Zürich-See an Schwytz abtreten, alle ihre Rechte auf das Johanniter-Haus Wädenschwyl zu Gunsten des Ordens aufgeben, freyen Handel und Wandel öffnen, auch denselben ewig nicht mehr versagen. Dagegen erhielt die Stadt ihr ganzes Gebiethe mit den angeführten Ausnahmen zurücke, doch so, daß einigen Landesgegenden, die wenige Treue gezeigt hatten, verziehen seyn solle. — Also endete der erste Krieg der Eidsgenossen gegen Zürich, und wir würden vielleicht keinen zweyten kennen, wenn Schwytz großmüthig genug gewesen wäre, von dem gedemüthigten, gekränkten Zürich keine Eroberungen annehmen zu wollen, welche in einem jeden Bundesstaate wider die Ordnung der Natur sind, ewigen Haß erzeugen, und den Bund am schnellsten zur Auflösung führen.

Zürichs Bund mit Oesterreich. 1442.

Die nächste Folgezeit brachte den Eidsgenossen diese Erfahrung. Der Friede war geschlossen, das Land schien beruhigt, aber Zürich konnte den erlittenen Schaden, Schmach und Schande um so weniger vergessen, da der Spott und Jubel der Länder, das gesunkene Ansehen auf Tagsatzungen

und hie und da einige Spuren des Mißtrauens das Andenken an jene Begebenheit immer lebendig erhielten, so daß sich die Stadt nach der ersten Gelegenheit sehnte, um die Eidsgenossen, von denen sie nach ihrer Ansicht ungerecht mißhandelt worden war, eine empfindliche Rache fühlen zu lassen. Die erwünschte Gelegenheit schien zu winken. Kaiser Albrecht II. starb 1439. Sein Nachfolger wurde Friederich III. von Oesterreich, Enkel jenes bey Sempach erschlagenen Leopolds. Es war das Hauptaugenmerk dieses neuen Fürsten, seine Kaiserliche Macht zur Wiederherstellung seines in den letzten Zeiten etwas gesunkenen Hauses anzuwenden. An diesem Vorhaben arbeitete er ämsig und glücklich, und wußte alle Umstände so klug zu benutzen, daß er ohne einiges Wagniß mehr, als sechszig verpfändete Herrschaften wieder an sich zog. Gleich im Anfange seiner Regierung äußerte er öffentlich, daß er die vom Kaiser Siegmund seinem Hause entrissenen Länder, deren größten Theil die Eidsgenossen besaßen, demselben wieder zuwenden werde. Aargauischer Adel bestärkte ihn in diesem Vorsatze. Die Eidsgenossen hörten nicht ohne Beunruhigung von der Sache. Zuerst suchte Friederich die Gesinnungen der Aargauer, die zum Theile immer noch mit Liebe an die alte, milde Herrschaft dachten, zu erforschen. Der Oesterreichische Statthalter in den vordern Landen, Markgraf Wilhelm von Baden, leitete dieß Geschäfte, und bald war ganz Aargau in sichtbarer Bewegung. Dieses entging dem Zürcherschen Bürgermeister Stüßi und dem Stadtschreiber Michel Graf nicht, und mit Vergnügen sahen sie Noth über diejenigen kommen, welche, Schwytz zu Liebe, Zürich um einen Theil seines Landes, seines Ansehens und sie, die Vorsteher, um ihre Lieblingsentwürfe und um das Vertrauen ihrer Mitbürger gebracht hatten. Nun, da sich eine Möglichkeit zeigte, Zürich von seiner Schmach zu befreyen, und seine Verlurste zu ersetzen, nun zeigten sich die unseligen Folgen jenes Friedens, der den Keim der Zweytracht in sich truz. Zwey Wege standen den Zürchern offen; sie

mußten entweder das erlittene Unrecht vergessen, und als Vorort des Bundes so edel handeln, daß Fremde die Unüberwindlichkeit der unzertrennbaren Eidsgenossenschaft einsehen, und die Eidsgenossen selbst durch den vaterländischen Sinn der von ihnen beleidigten Stadt beschämt werden mußten; oder, wenn Zürich diesen ruhmvollen Weg nicht einzuschlagen gedachte, so konnte es nunmehr von dem Eidsgenössischen Bunde, in dessen Mitte es hundert Jahre lang sein Glück gefunden, sich losreißen, und durch eine genaue Verbindung mit der drohenden Macht Oesterreichs zeigen, daß es noch Eidsgenossen finden könne, welche, die Stadt an den bisherigen zu rächen, im Stande wären. Die Großmuth rieth, den ersten Weg zu wählen, die Leidenschaft, den zweyten, und die Leidenschaft siegte, weil die Eidsgenossen seit einiger Zeit gelernt hatten, Ehrgeiz und Ländersucht der Liebe zum allgemeinen Vaterlande vorzuziehen. Glücklich, wenn dieses erste, in seinen Folgen so unselige, warnende Beyspiel auch das letzte geblieben wäre. Zürich that nun mit Behutsamkeit einige annähernde Schritte gegen Oesterreich. Der Markgraf Statthalter verstand, was man wollte, aber er fand die Sache fast zu erwünscht, und ahndete List; doch entschloß er sich, Friederichs Nutzen mit Vorsicht möglichst zu befördern, und rieth der Stadt zu einer Gesandtschaft an den Kaiser. Es war eine unter den Deutschen hergebrachte Sitte, welche auch die Eidsgenossen, so lange sie noch nicht ganz von dem Reichsverbande losgerissen waren, beobachteten, sich von jedem neuen Kaiser die Freyheiten bestätigen zu lassen. Unter diesem Niemandem verdächtigen Vorwande, aber mit geheimen Aufträgen gingen Heinrich Schwend, Ritter, Bürgermeister, und Michel Graf, Stadtschreiber, nach Salzburg zum Kaiser, von dort aus mit ihm nach Insbruck. Sie äußerten Bedauren über alle feindseligen Schritte, die Zürich je gegen Oesterreich gethan, versicherten, dieselben seyen ihnen bloß durch die Umstände oder Mißverständnisse abgedrungen worden, und nie

aus ihrem Herzen geflossen; dagegen sey ihre treue Ergebenheit zu Oesterreich von jeher groß gewesen, und sie haben dieß unter Kaiser Rudolf, bey der Blutrache, am Morgarten und bey andern Gelegenheiten sattsam bewiesen, auch erbiethen sie sich nun als unläugbaren Beweis der Gesinnungen ihres Herzens zur Wiederabtretung der ehemahls Oesterreichischen Grafschaft Kiburg, welche fast die Hälfte des Gebiethes der Stadt Zürich betrug. Dem Kaiser waren solche Aeußerungen höchst angenehm, doch ließ er die Gesandten noch in Ungewißheit, und bestimmte sie mit gnädigen, lockenden Worten, dem Hofe bis nach vollendeter Krönung nachzureisen, weil dannzumahl die Kaiserliche Entscheidung bey besserer Muße gegeben werden könne. Die versteckte Absicht dieser Zögerung war aber, weil Friederich zuerst die Meinung der Reichsfürsten über die Wiedervereinigung der von Siegmund entfremdeten Oesterreichischen Besitzungen erforschen, und sich nicht voreilig in Unternehmungen verwickeln wollte, die ihm bey widriger Stimmung der Fürsten hätten schädlich werden können. Er fand diese Stimmung günstig, und jetzt gewann das Geschäfte der Zürcher einen schleunigen Fortgang, ihre Freyheiten wurden bestätigt, und den siebenzehnten Brachmonath 1442 zu Achen ein ewiger Bund folgenden Inhaltes zwischen ihnen und Oesterreich aufgestellt: „Zürich gestattet dem Hause „Oesterreich die Wiedereinlösung der Grafschaft Kiburg, auch „behält sich Oesterreich vor, andere Pfandschaften, welche die „Stadt von diesem Hause in den Handen hat, (z. B. Re„gensberg, Grüningen, erworben nach dem Näfelser-Kriege, „Stäfa, Andelfingen), wieder zu lösen. Doch sollen die „Vögte derselben, wie auch der Vogt von Kiburg, Zürcher „seyn können, und von dem Zürcherschen Rathe aus einem „Vorschlage, den der Kaiser von zehn Adelichen des Landes „macht, bestimmt, von dem Kaiser bestätigt werden. Sollte „Oesterreich diese Herrschaften je wieder verpfänden, so hat „Zürich den Vorzug, wenn es so viel geben will, als Andere.

„Der erste Vogt von Kiburg ist Heinrich Schwend, Ritter,
„Bürgermeister. Zürich verspricht auch die Wiedereinlösung
„der Grafschaft Baden zu begünstigen. Dagegen soll Oester-
„reich die Tockenburgische Erbschaft lösen, oder an sich kau-
„fen, die Landrechte mit Schwytz und Glarus abthun, und
„diese Gegenden den Zürchern zustellen. Eine neue Eidsge-
„nossenschaft, in der Zürich unter Oesterreichischer Leitung
„den Vorsitz führt, soll aus Schwäbischen, Badischen, Tiro-
„lischen Landen und der jetzigen östlichen Schweiz errichtet
„werden. Der Fürst von Oesterreich und die Stadt Zürich
„treten in einen Bund zu gemeinsamer Vertheidigung freyen
„Handels und Wandels, rechtlicher Ordnung und ihres Län-
„derbesitzes. Die Eidsgenössischen Bünde sind vorbehalten."
So lautete der Bund, durch den ein entschlossenerer Fürst, als Friederich, ein Albrecht etwa, die Eidsgenossenschaft in die äußerste Gefahr eines fast sicheren Unterganges gebracht hätte. Die Unterhandlungen wurden geschlossen, ehe noch andere Eidsgenössische Gesandte bey dem Kaiserlichen Hoflager ankamen, um die Bestätigung ihrer Freyheiten zu suchen. Die Berner und Basler kamen zuerst, wenige Tage nach dem Schlusse der Traktaten. Schwend und Graf aber berichteten den Ausgang ihrer, wie sie meinten, vortrefflichen Bemühungen nach Zürich, wo Stüßi mit neuer Macht herrschte, und die Vortheile dieses Bundes, welche wahrlich nur ein mit Haß erfülltes Gemüthe, das sich selbst in thörichter Verirrung den größten Schaden zufügen konnte, um Andern ein wenig wehe zu thun, herauszufinden vermochte, den Gläubigen und Ungläubigen zu preisen, die erstern zu begeistern, die letztern im Zaume zu halten wußte.

Krieg der Eidsgenossen gegen Zürich und Oesterreich. 1443.

Ein beängstigendes Gerüchte, daß Zürich bey dem Kaiserlichen Hofe besondere Gnade gefunden, während den übri-

gen Eidsgenossen die Bestätigung ihrer Freyheiten versagt worden war, bis sie Oesterreichs Rechte auf das Aargau anerkannt hätten, verbreitete sich durch das ganze Land. Um die Stadt zu prüfen, forderte man sie zuerst zur Erneuerung der Eidsgenössischen Bünde auf. Sie that dieß mit Willigkeit. Als sich aber die Gerüchte von einem eigentlichen Bunde zwischen Zürich und Oesterreich verstärkten, wurde die Stadt zu Luzern aufgefordert, den Eidsgenossen die Urkunde dieses Bundes vorzulegen. Die Antwort war ausweichend, indeß wurde versichert, jener Bund enthalte nichts Nachtheiliges für die Eidsgenossen, und bezwecke vorzüglich nur Sicherheit des Zürcherschen Handels. Die Eidsgenossen trauten diesem Vorgeben nicht, und beschlossen, sich auf jeden Fall hin der Treue der Aargauischen Lande zu versichern. Das ganze Aargau erklärte, Gut und Blut für sie wagen zu wollen, nur Bremgarten, Baden und Mellingen schlossen sich später an Zürich an. Während sich die Eidsgenossenschaft also bewegte, kam Friederich III. selbst nach Zürich. Alles Volk entbrannte vor wüthender Freude. „Hier Oesterreich!“ wurde in den Straßen gerufen, am liebsten, wenn anwesende Eidsgenossen es vernehmen konnten. Pfaufedern und Adler, die Oesterreichischen Feldzeichen, wurden häufig aufgesteckt, und den Schwytzern, die sich vermessen hatten, Zürcher Land einzunehmen, Trotz gebothen. Mit großer Pracht und zahlreichem Gefolge ritt Friederich zu Zürich ein. Die Stadt that Alles, ihn zu erfreuen. In diesen Tagen rathschlagten die bekümmerten Eidsgenossen zu Zug über ihr Benehmen gegen den König. Sie vereinten sich, ein Ort für alle zu stehen, und nie irgend einen Theil ihres Landes abzutreten. Von Zürich ging Friederich nach Kiburg, Baden, Aargau, Solothurn, Bern, Freyburg und andern Gegenden der Schweiz. Ueberall wurde er mit hohen Ehren empfangen. Die Eidsgenossen verlangten von ihm nochmahls Bestätigung ihrer Freyheiten. Er forderte vor allen Dingen das Aargau. Da schieden sie mit festen,

entschlossenen Worten. Endlich verließ Friederich die Schweiz, nachdem er noch zu St. Gallen und Appenzell vergebens versucht hatte, sie in den Bund mit Zürich zu ziehen. Beym Abschiede empfahl er die Zürcher der besondern Vorsorge des Markgrafen Statthalters.

Das Jahr 1442 war zu Ende gegangen, und fast täglich versammelten sich im Anfange des folgenden Jahres die Bothen der besorgten Eidsgenossen, und rathschlagten. Sie erschienen zu Zürich, bathen und mahnten, von dem Oesterreichischen Bunde abzustehen; aber selbst der gemeine Mann war so erbittert, daß ihr Flehen vergeblich war. Die Verhältnisse wurden von Tage zu Tage drohender. Rapperschwyl und Zürich nahmen Oesterreichische Besatzung ein. Die Bauern auf der westlichen Seeseite bemannten aus eigenem Antriebe eine zwey Stunden lange Schanze am Hirzel, die sie einer Verschanzung der Zuger gegenüber aufgeführt hatten, und als Stüßi erschien, sie heimzumahnen, weil noch große Hoffnung zu gütlicher Beylegung der obwaltenden Streitigkeiten vorhanden sey, so wurde er mit frechen und trotzigen Worten abgewiesen. Die Stadt selbst schwur beym großen Münster dem ihr vom Kaiser verordneten Hauptmanne Thüring von Hallwyl; und an demselben Tage wurden, was die Eidsgenossen am meisten schmerzte, die weißen Schweizerischen Kreuze, die man an den Rüstungen auf Brust und Rücken trug, abgethan, und an ihrer Statt rothe Oesterreichische aufgesteckt. Gleiche Erbitterung zeigte sich auch bey dem Volke der Gegenparthey. Ohne Todesgefahr durfte, wie einst im Sempacher-Kriege, zu Schwytz Niemand, Oesterreichs oder des Adels in Gutem gedenken, eine Pfaufeder hätte das Leben gekostet. Von Seiten der Zürcher wurden beleidigende Reden geführt, von den Oesterreichern zu Rapperschwyl einzelne Schwytzer beraubt und mißhandelt, auf dem Zuger-Gebiethe nicht ohne Verdacht gegen Zürchersche Landleute Mordbrand geübt. Zum Angriffe fehlte beyden Partheyen nichts mehr,

als ein schicklicher Vorwand. Am liebsten hätte Zürich es gesehen, wenn Schwytz die Thätlichkeiten angefangen haben würde. Mit Jubel eilte einst die Besatzung von Rapperschwyl hinaus, als sie das Banner der Schwytzer über Hurden heranziehen sah, sie fand aber nur eine Schar Kinder, mit langen Ruthen auf den Schultern, welche sich einen großen Lumpen vortragen ließen, und auf der Brücke Kinderspiel trieben. Noch immer versprachen indeß die Eidsgenossen, Friede zu halten, wenn die fremden Soldaten verabschiedet würden. Zürich entschuldigte sich, daß jene ganz von den Befehlen des Kaisers abhangen, und daß von der Stadt kein Friedensbruch zu fürchten sey. Bern suchte, die andern Eidsgenossen mit dieser Erklärung zu beruhigen, allein ihr Mißtrauen war schon so groß, daß Zürich zu den meisten Tagsatzungen nicht mehr eingeladen, und wo es etwa noch erschien, zu den Verhandlungen nicht mehr zugelassen wurde. Die Stadt nahm zwar dieß Mahl das Eidsgenössische Recht an, behauptete aber, daß der Wendepunkt des Streites, das Oesterreichische Bündniß, diesem Rechte nicht unterworfen werden könne. Unter immer ernsteren Verhandlungen waren die fünf ersten Monathe des Jahres 1443 verflossen. Da brachen Zürich, Schwytz und Glarus mit ihren Bannern auf; den zwanzigsten May in der Nacht empfingen Zürich und Oesterreich die Fehde von Schwytz. Noch in derselben Nacht geschah die erste Kriegsthat; Männer von Schwytz zerstörten einen Theil der Rapperschwyler-Brücke. Am folgenden Morgen fuhren die Rapperschwyler über den See, und verbrannten das Dörfchen Hurden. Die Zürcher hielten auf allen Punkten ihre Grenzen besetzt, die Hauptmacht lag noch in der Stadt. Dagegen wachte Glarus bey Utznach, Schwytz auf dem Etzel, Uri, Unterwalden und Luzern sorgten für die Sicherheit von Zug, die andern Eidsgenossen wurden erwartet.

Gefecht bey Freyenbach. 1443 den zwey und zwanzigsten May.

Am Montage war die Fehde ergangen, am Mitwoch fiel das erste Gefecht vor. Die Zürcher, Oesterreicher und Rapperschwyler fuhren unter Heinrich Schwend, Albrecht von Landenberg und Ludwig Meyer an sieben hundert Mann stark über den See, um die von Schwytz, welche sich also gelagert hatten, daß Hügel und Wald ihre eigentliche Stärke verbargen, auszukundschaften, und wo möglich, zu schädigen. Sie landen bey Freyenbach. Mit wildem Feuer rennt der größte Theil des Volkes ungeordnet, ohne zu wissen, wie stark und wo der Feind sey, ohne einigen Plan nach dem Dorfe hinauf. Die unwilligen Anführer folgten, nachdem sie dafür gesorgt hatten, daß man von den Schiffen nicht abgeschnitten werden könne. Bey ihrer Annäherung sandte Reding hundert rüstige Männer auf Kundschaft aus, mit dem ernsten Befehle, bloß des Feindes Macht zu erforschen, und wenn er stark sey, vom Banner Hülfe zu begehren. Als sie aber auf die Zürcher stoßen, vergessen sie des Befehles, und greifen an. Mit raschem Ungestüme werfen sie die Zürcher aus Freyenbach, müssen aber bald wieder der Uebermacht weichen, erhalten Verstärkung, und treiben zum zweyten Mahle den Feind zurück. Sie werden selbst wieder zum Weichen gebracht, fassen auf dem Kirchhofe eine vortheilhafte Stellung, und hier entspinnt sich ein harter Kampf. Durch eine neue Verstärkung ermuthigt, wagen die Schwytzer einen dritten heftigen Angriff. Die Zürcher, in der Meinung, Redings ganze Macht komme herbey, suchen ihre Sicherheit auf den Schiffen. Die Anführer Meyer und Schwend sollen das erste Beyspiel zur Flucht gegeben haben. Vergebens wollte der edle Landenberg die Flucht aufhalten. Er fand seinen Tod. Andere Tapfere mit ihm. Die Feigen entwichen.

Zug nach Baar. 1443 den vier und zwanzigsten May.

Wichtigere Ereigniſſe brachte der kommende Freytag. Die Banner von Luzern, Uri und Unterwalden lagen auf dem Baarer-Boden zum Schutze von Zug. Noch war keine Fehde zwiſchen Zürich und Zug ergangen, auch die genannten drey Kantone führten ungerne Krieg. Vor kurzem noch hatte ſich Uri erbothen: „Wenn Zürich noch in dieſem Augenblicke ins Eidsgenöſſiſche Recht trete, nichts gegen die Stadt zu thun;“ aber Stüßi und Graf unterſchlugen den Brief. Es hatte ferner die Beſatzung der Schanze am Hirzel mit den an der Sihl-Brücke ſtehenden Zugern einen förmlichen Vergleich getroffen, einander nicht ohne angekündigte Fehde zu überziehen. Deſſen ungeachtet zog Stüßi mit dem Markgrafen von Baden, dem von Hallwyl und vielen erſt in Zürich angelangten Edeln und Reiſigen, faſt ſechs tauſend Mann ſtark, ohne weitere Kriegserklärung in der Nacht über den Albis, vermuthlich, um im erſten Schrecken Zug und wohl gar Schwytz ohne großen Widerſtand einzunehmen, und ſeinen Haß zu kühlen. Mitten auf dem Albis theilte ſich das Heer. Das Banner von Zürich zwey tauſend Mann unter Hans Meyer von Knonau zog als Verſtärkung in die Schanze am Hirzel, Stüßi mit den Uebrigen ſeinen Weg. Bey mehr Klugheit und Vorſicht hätte er vielleicht ſeine Abſicht erreicht, allein er kam in den Baarer-Boden, ohne durch Kundſchafter erfahren zu haben, daß Eidsgenoſſen daſelbſt waren. Der erſte Ort auf jenem Boden iſt Zugeriſch, und heißt Blickenſtorf. Stüßi, ſtatt das noch unentſchiedene Zug durch Kriegszucht und Milde zu gewinnen, verbrannte Blickenſtorf, um den Raub einiger Ochſen zu rächen, der durch Zugerſche Krieger im Freyamte geſchehen war. Die Flamme leuchtete weit durch das Land, ſie war die Fehde der Zürcher an Zug. Schon dämmerte die Morgenröthe, Stüßis Vortrab ſetzte über die Loretz, und näherte ſich Baar. Plötzlich brechen Krieger aus

diesem Orte. Man erkannte die Banner von Luzern, Uri, Unterwalden. Der Markgraf und Stüßi, durch dieses unerwartete Hinderniß erschreckt, wagten es nicht, in der ihren zahlreichen Reitern so vortheilhaften Ebene zu schlagen, und wichen hinter sich. Die Eidsgenossen verfolgten sie bis nach Cappel. Der Markgraf und Stüßi übernachteten auf dem Albis an dem Orte, wo sich das Zürcher-Banner von ihnen getrennt hatte, sendeten nach dem Hirzel, und zogen das Banner wieder an sich. In der Schanze blieben nur eilf hundert Mann. Nachdem die Eidsgenossen das Zürcherisch-Oesterreichische Heer vertrieben, beschlossen sie siegentflammt, die Schanze am Hirzel noch an demselben Tage zu umziehen, oder zu nehmen, machten sich, drey bis vier tausend Mann stark, auf, und sendeten den Schwytzern und Glarnern Nachricht, ihnen zu Hülfe zu eilen.

Sturm am Hirzel. 1443 den vier und zwanzigsten May.

Vom Hirzel eilte ein Bothe nach dem andern auf das Albis, um dem Bürgermeister die Gefahr zu melden, welche jener Schanze, von deren Erhaltung die Rettung des ganzen Landes abhing, drohe. Je mehr der Feind sich näherte, desto dringender bath man um Hülfe. Noch während der Noth des Streites selbst eilte dieser und jener zum Stüßi. Der Bürgermeister war aber den Seebauern ungünstig, weil sie ihm sein verkehrtes Betragen im letzten Kriege vorgerückt, und ihm den Gehorsam verweigert hatten. Er, dessen racherfülltes Herz die Kriegsflamme in der ganzen Eidsgenossenschaft entzündet, er opferte nun ebenfalls aus Haß und Rachsucht jene tapfere Mannschaft und die Schutzwehre des Landes, welche mit einem Theile seines überflüßigen und müßigen Volkes leicht hätten erhalten werden mögen. Der Markgraf für seinen Theil erklärte, seine Reiterey könne in der Gebirgsgegend nicht fechten, auch sey ihm vom Kaiser nur die Vertheidigung

der Stadt aufgetragen. So erhielt die Schanze nur eine Verstärkung von drey hundert Mann. Die Nacht war nahe, da riefen einige aus der Schanze den Eidsgenossen Scheltungen und grobe Schmähungen zu. Das Volk der Eidsgenossen entbrannte im Zorne, lief zusammen, und begehrte den Sturm. Die Hauptleute bathen, und gebothen zu bedenken, daß es spät am Tage, daß das Unternehmen schwierig, und es nöthig sey, zuvor die Hülfe von Schwytz und Glarus abzuwarten. Aber der wüthende Haufe schrie: „Die von „Schwytz haben das Ihrige bey Freyenbach gethan, wir wol„len das Unsrige noch heute thun!“ Sofort rannte Alles der Schanze zu. Als die Anführer den unwiderstehlichen Willen des Volkes sahen, ergriffen sie das Banner, und eilten nach. Die Zürcher hatten den Vortheil der Lage und eines wohl bedienten Geschützes gegen Leute, welche, vom Grimme hingerissen, mit bewundernswerther Tapferkeit, aber mit der blindesten Wuth die Schanze gerade da bestürmten, wo der Berg am steilsten und das Werk am höchsten war. Die Eidsgenossen litten großen Schaden, viele ihrer Anführer fielen, fruchtlos füllte das Volk mit seinen Leichnamen den Graben. Einige bereuten es, sich in den Kampf eingelassen zu haben, durch andere Scharen rollte dumpf das wilde Geschrey: „Morde mehr, morde mehr!“ Als der Rückzug der Eidsgenossen schon entschieden schien, thaten die Entlibucher auf der linken Seite der Verschanzung noch einen furchtbaren Angriff. Vergebens wüthete der Tod in ihren Reihen, sie wichen nicht, sie erstiegen die Schanze, und jetzt war die Noth an den Zürchern. Mehr als drey hundert fielen mit den Hauptleuten. Die Uebrigen eilten durch die Nacht in wilder Flucht den Hirzel hinab, und verbreiteten die schreckenvolle Nachricht an den beyden Seeufern. Die Sieger brachten die Nacht in der eroberten Schanze zu. Auch sie überließen sich nicht der Fröhlichkeit. Ihr Verlurst an den vorzüglichsten Männern war so groß, daß die Freude von der Trauer überwogen

wurde. Ganz abgefochten ruhten sie, da kamen noch in derselben Nacht die Zuger zu ihnen, und erstaunten, als die That erzählt war. Als sie aber unter dem Haufen gemeiner Todten die Leichen der erschlagenen Standeshäupter, welche so oft auf Tagsatzungen mit weisem Rathe, in Schlachten mit unübertrefflicher Tapferkeit vorgeleuchtet, erblickten, da weinten sie laut; aber nachdem sie der Wehmuth den ersten Lauf gelassen, bedachten sie, daß jene Helden den Abend ihres Lebens in kriegerischer Begeisterung, im Streite für die ewigen Bünde, mit unsterblichem Ruhme schnell geschlossen, und aus dem Getümmel der Waffen, aus den Schrecken des Todes als vollendete Sieger dorthin gegangen seyen, wo Gott den Tod für Freyheit und Vaterland als ein herrliches Opfer lohnt, freueten sich, und lobeten Gott. Auch Schwytz und Glarus, von dem Siege unterrichtet, brachen des folgenden Tages freudenvoll nach der Schanze auf, um, mit ihren Brüdern und Eidsgenossen vereint, das Zürcher-Gebieth zu überziehen.

Einnahme des Zürcher-Gebiethes. 1443.

Mit Tagesanbruch kam die Nachricht von dem Verlurste der Landwehre nach Zürich. Der Markgraf, der Bürgermeister, Hallwyl, die Oesterreichischen Reisigen, das Stadtbanner brachen auf, um das Land zu retten, aber das Volk verlief sich hinter den Bannern. Diese Stimmung schreckte die Feldherren. Sie rathschlagten, ob es besser sey, dem Feinde entgegen zu gehen, oder das Land Preis zu geben. Die erstere Meinung siegte, doch waren Anführer und Gemeine froh, als der Markgraf unter einem militärischen Vorwande den Rückzug anzuordnen wußte. Indessen wollte Niemand dieses eingestehen, und so überhäufte man sich auf dem Heimwege gegenseitig mit Vorwürfen der Furcht und Feigheit, ohne daß indeß auch nur Einer wirklich begehrt hätte, dem Feinde die Stirne zu biethen. Zahlreicher, als die Ban-

ner ausgezogen waren, kamen sie zurück, verstärkt durch Leute, die hie und da verborgen gewesen waren, und sich zwar nicht dem kriegerischen Ausmarsche, aber doch dem friedlichen Heimzuge angeschlossen hatten. Am folgenden Morgen, Sonntags den sechs und zwanzigsten May, als eben in der Kirche zu Horgen Gottesdienst gehalten wurde, brachen die Luzerner, Urner, Schwytzer, Unterwaldner, Zuger, Glarner plötzlich mit großem Geschreye vom Berge herab. Das Dorf wurde beraubt, und verbrannt, die Heiligthümer in der Kirche entweiht. Der Mutter Gottes verwiesen es ausgelassene Jünglinge, daß sie auch in den Kirchen der Zürcher stehe. Der Gottesdienst wurde verspottet, und jeder trieb nach seinen Lüsten in der Kirche die schändlichsten Handlungen. So ging es zu Tallwyl, so zu Kilchberg, so über den Albis, durch das ganze Freyamt, dann lagerte man sich zu Lunkhofen, und erwartete das Banner von Bern. Noch hatte sich Bern nicht erklärt. Hans von Erlach, einer seiner angesehensten Bürger, befand sich noch immer zu Zürich, unterhandelte, und hatte solche Aufträge, die den Zürchern gegründete Hoffnung gaben; Bern werde sich mit ihnen vereinigen. Das Volk von Bern und Solothurn stand im Langenthale, die Befehle seiner Regierung erwartend. Da erschienen bey demselben Bothen von Schwytz, und brachten es durch begeisternde Erinnerung an die Schlacht von Laupen dazu, daß die Krieger, ohne weitern Entscheid abzuwarten, Oesterreich und Zürich fehdeten. Durch diesen Schritt wurde Erlach dem Unwillen der Zürcher Preis gegeben, aber die in diesem Kriege sonst unbillige Stadt, begriff die Unschuld des Mannes, und entließ ihn mit sicherem Geleite. Nach der Vereinigung des Eidsgenössischen Heeres wurde die Einnahme der drey, den Zürchern günstigen, Aargauischen Städte Baden, Mellingen und Bremgarten bewerkstelligt. Die beyden erstern ergaben sich ohne Gegenwehr, Bremgarten nur nach tapferem Widerstande. Mit Mühe erhielt es Schonung. Von hier aus

wurde der übrige Theil des Zürcher-Gebiethes durchstreift, ohne daß die Kriegsmacht der Stadt sich regte. Die Eidsgenossen durchzogen Wehnthal, Kiburg, Grüningen. Alle Burgen fielen, viele mit Schande. Das Land wurde von den Eidsgenossen nicht verheert. Sie näherten sich Rapperschwyl, ohne diese feste Stadt einnehmen zu können. Nach und nach mangelte ihrem Heere der Mundvorrath, ein Geleitsbruch hatte einige Unzufriedenheit erzeugt, Viele waren ohnehin unwillige Theilnehmer an diesem Kriege, daher schloß man den Feldzug. Die Banner der Städte zogen schonend das Land hinab, die innern Kantone eilten auf dem nächsten Wege verwüstend in ihre Heimath. Ihre letzte Wuth fühlte das Kloster Rüti, wo Alles geraubt, verdorben, entweihet, mit den Heiligthümern der Kirche, mit den Leichen der hier begrabenen Edeln schaudererregender Muthwille getrieben, auch die Gebeine des letzten der Tockenburger, dessen Umtriebe den gegenwärtigen Krieg entzündet, in ihrer Ruhe gestört wurden. — Einen Monath nach dem Ausbruche des Krieges, am neunzehnten Juni 1443, zogen die Länder heim, Sieger bey Freyenbach, zu Baar, am Hirzel; Eroberer von Bremgarten, Regensberg, Grüningen; durch ihre Thaten das Schrecken ihrer Feinde; aber auch beladen mit dem Vorwurfe unnützer Grausamkeit und Verachtung des Heiligsten. Zu siegen hatten sie verstanden, nur nicht über ihre Begierden. Rauben, Morden, Brennen, Ausschweifungen waren ihre Lust gewesen, auch hatten sie bey verschiedenen Gelegenheiten eine nicht allzu große Gewissenhaftigkeit in der Beobachtung geschlossener Verträge gezeigt. Einige Zeit ruheten nun ihre Waffen.

Schlacht bey St. Jakob an der Sihl. 1443 den zwey und zwanzigsten Heumonath.

Nachdem die Eidsgenossen aus dem Felde gezogen waren, wagten Zürich und der Adel wieder hie und da einen Streif- und Beutezug gegen benachbarte Gegenden, und zwey

mißlungene Unternehmungen auf Bremgarten, und bald hatten sie es so weit gebracht, daß ungeachtet aller Unterhandlungen und Friedensvorschläge des Conciliums, des Pabstes, der Bischöfe zu Constanz und Basel und vieler benachbarten Städte wieder sechs Banner der Eidsgenossen, (Uri, Schwytz, Unterwalden, Zug, Glarus, Luzern), fünf tausend Mann stark, im Felde lagen, entschlossen, über das untere Albis gegen Zürich selbst zu ziehen. Am zwey und zwanzigsten Juli zogen sich diese Banner in Hedingen zusammen, hielten Gottesdienst, und brachen auf. Bald entdeckten die Wachen der Zürcher auf dem Albis Zeichen anrückender Feinde. Während sie noch über die Vertheidigung rathschlagten, hatten jene schon die Berghöhe erstiegen. Die Zürcher flohen nach einigem Verlurste, die Vorhuth der Eidsgenossen eilte ihnen mit hoch hallendem Siegsgeschreye nach. Bald kam die Nachricht von der drohenden Gefahr vor den Rath, mit welchem Rudolf Stüßi, heute zum letzten Mahle, den ganzen Morgen versammelt saß. Schnell eilten die Reisigen aus der Stadt. Ganz Zürich ohne Unterschied des Standes und Alters griff zu den Waffen. Das Volk drängte sich in den Gassen, durch die Thore, eine ungeordnete Menge, keinem Feinde furchtbar. Vergebens mahnte Thüring von Hallwyl zur Ordnung. Vergebens drohete er, den Befehl niederzulegen. Erst jenseits der Sihl, als man vom Albis die herunterziehenden Eidsgenössischen Banner erblickte, hielten die Zürcher stille, durch Furcht willig gemacht, den Rathschlägen erfahrner Krieger zu gehorchen. Das Fußvolk ordnete sich. Die Reiterey bildete ihre Scharen. Hans von Rechberg ritt auf Kundschaft aus. Er nahte sich den Eidsgenossen bis auf geringe Entfernung, schätzte mit geübtem Auge ihre Stärke auf etwa sechs tausend muthige, wohl gerüstete, streitbare und streitlustige Männer, eilte zurück, und rieth, die Schlacht zu vermeiden, sich hinter die Mauern zu werfen, und jene durch die Gefahren und Beschwerlichkeiten der Belagerung einer mit Geschütze, Streitern und

Vorräthen wohl versehenen, festen Stadt zu ermüden. Dieser kluge Rath ward als feige verworfen, kaum erhielt man, daß das Fußvolk zwischen der Stadt und der Sihl eine etwas gedeckte Stellung nahm; die Reisigen aber sprengten über die Ebene hin, und thaten durch plötzliche Angriffe dem Feinde vielen Abbruch. Um sich von diesen Neckereyen zu befreyen, zogen Ital Reding und Jost Tschudi nicht über die den Rittern günstige Ebene des Sihl-Feldes, sondern längs dem Berge hin, wo die Reiterey nicht wohl angreifen konnte, bis in das Dorf Wiedikon, unweit des Zürcherschen Schlachthaufens. Ehe Reding angriff, sonderte er zwey hundert seiner muthigsten Jünglinge ab, gab ihnen rothe Oesterreichische Kreuze auf die Brust, auf dem Rücken behielten sie die weißen Eidsgenössischen, und damit sie sich in jedem Falle selbst erkennten, und von den Ihrigen erkannt werden möchten, steckten sie Tannäste in ihre Gürtel. Diesen Jünglingen befahl Reding, sich auf irgend eine Weise an die Zürcher anzuschließen, und entweder, wenn sie unerkannt nahe gekommen wären, mit Vortheile anzugreifen, oder den Rückweg in die Stadt zu verlegen, oder doch, wo möglich, Lärm, Verwirrung und Schrecken zu erregen. — Unterdessen war großer Jubel und Uebermuth unter den Zürchern, sie ließen sich Erfrischungen bringen, aßen, tranken, trotzten. Weiber, Kinder, Greise begaben sich hinaus, das ungewohnte kriegerische Schauspiel zu sehen. Den Feind, der längs dem Berge hinzog, bemerkten sie, und glaubten, er werde aus Furcht den Kampf nicht wagen, sondern suche nur, mit geringem Verlurste den Rückweg zu nehmeu. Sogleich verließen sie ihre Stellung hinter der Sihl, und legten sich neben St. Jakobs Capelle im offenen Felde hinter einen Zaun. Hier bemerkten sie jene zwey hundert, welche vom Berge herunter kamen, hielten sie aber, durch die rothen Kreuze getäuscht, für eine Abtheilung ihrer eigenen Leute, die vor den Eidsgenossen weiche, so gelang es jenen, sich ungehindert seitwärts an die Zürcher anzuschließen, wo sie sich hierauf stille hielten.

Mittlerweile hatte Reding einen ernsten Angriff auf die Reisigen gebildet, und sie geworfen. Diese erstaunten, die Zürcher nicht mehr hinter der Sihl zu finden. Viele von ihnen erwarteten nichts Gutes von dem Ausgange der Schlacht. Sie hatten im Falle eines Unglückes nicht bloß von dem Feinde, sondern wahrscheinlicher Weise auch von einem Theile der empörten Bürgerschaft, welche schon lange die kostbare Anwesenheit der Ritter nicht gerne gesehen, für ihr Leben zu fürchten, daher ritten die meisten, unter ihnen Hallwyl und Rechberg, unaufhaltsam über die Brücke und durch die Stadt, andere vereinigten sich mit den Reihen der Zürcher. Die Feinde näherten sich. Die Zürcher betheten knieend, dann schossen sie. Die Eidsgenossen, im schnellsten Vorrücken begriffen, fingen an, über den Grünhag vorzudringen. Das Handgemenge begann. Diesen Augenblick einer großen Entscheidung, als das heftigste Gefechte entbrannte, und der Sieg zweifelhaft oder theuer zu werden schien, benutzten jene zwey hundert, erhoben ein fürchterliches Geschrey: „Fliehe „Zürich, fliehe!“ und eilten der Sihl-Brücke zu. Die Zürcher, schon durch das Geschrey betroffen, erschracken noch mehr, als sie auf den Rücken ihrer vermeintlichen Freunde die weißen Eidsgenössischen Kreuze erblickten. Sie fürchteten, von der Stadt abgeschnitten zu werden, und das ganze Heer der Zürcher begab sich auf die Flucht. In dieser äußersten Gefahr that Stüßi Alles, was einem Ritter und Bürgermeister der Stadt Zürich zukam. Er vergaß, daß Reding wohl vornehmlich ihn suche. Er gedachte allein der Ehre der Vaterstadt, für die er von Jugend auf, nur zu leidenschaftlich gebrannt, gewacht, gehandelt, gestritten. Heute zu fliehen, hielt er seiner grauen Haare für unwürdig. Mit seiner Streitaxt stellte er sich mitten auf die Brücke, und suchte mit jener gewaltigen Stimme, der man von jeher zu gehorchen gewohnt war, die Flucht aufzuhalten. Aber Alles eilte rücksichtslos zu beiden Seiten an ihm hin. Nur Er allein blieb

stehen, ernst und fest entschlossen, seiner Meinung zum Opfer zu fallen. Schon drangen die Feinde der Brücke zu. Ein Zürcherscher Feldherr, Ulrich von Lommis, war gefallen, der Bannermeister war entflohen, Noth und Tod war überall. Rudolf Stüßi aber stand noch immer in seiner hohen, gewaltigen Gestalt, Vorwürfe und Befehle austheilend, mitten auf der Brücke. Da beleidigte er mit einem Blicke oder einem Worte einen Mann von Zürich, Nahmens Zurkinden: „Bey „Gottes Wunden, rief dieser, Du bist an Allem diesem Un„glücke Schuld!“ und durchrannte den Bürgermeister. Oder es hob, wie Andere wollen, ein Mann von Luzern einen Balken der damahls noch niedrigen Brücke auf, und durchstieß Stüßi von unten. Genug, der Gewaltige fiel. Die Rüstung erklang. Die Brücke dröhnte. Es war ein Mann gefallen, der ein großer Mann hätte seyn können, wenn er mehr für das allgemeine, als das besondere Vaterland gedacht hätte, aber er büßte mit seinem Blute, was er im Leben gefehlt. Groß war Stüßis Tod. Er starb in seiner Pflicht und in seiner Ueberzeugung. Seine Verirrungen bedecke die Christliche Liebe.

Während der Bürgermeister sank, wurden an den Thoren, welche die ersten Flüchtlinge aus übertriebener Furcht verschlossen hatten, viele Zürcher, Bewaffnete und Unbewaffnete, Männer, Weiber, Greise, Kinder, durch die Schärfe des Schwertes geschlagen, im Gedränge erdrückt, zertreten, und, als man endlich auf ihr Hülfsgeschrey die Thore wieder geöffnet hatte, drangen Freunde und Feinde mit einander hinein. Der Landschreiber von Glarus gewann das Banner der Stadt in ihren Straßen. Viele glaubten, Zürichs letzten Tag gesehen zu haben. In dieser großen Verwirrung erschlug, freylich zu spät, ein Landmann von Küßnacht am Zürich-See den Stadtschreiber Graf, eine große Wurzel des Uebels. Die Einen flohen zur großen Stadt hinaus. Andre eilten, die kleine zu retten. Wieder Andere versperrten ihre Häuser. Keiner that, was vonnöthen

war. Ein Weib aus dem Geschlechte der Ziegler rettete die Stadt. Sie ließ das Fallgatter des Thores herunter. Die wenigen in der Stadt eingeschlossenen Feinde fanden ihren Tod. Das Geschütze entfernte die Uebrigen. Draußen vor der Stadt waren Glarner von des Bürgermeisters Verwandtschaft beschäftigt, den Verhaßten noch im Tode zu mißhandeln. Er athmete noch, mit dem Tode ringend; sie aber in ihrem Hasse schleppten ihn hinter einen Zaun, entblößten ihn, schnitten ihn auf, schmierten mit seinem Fette ihre Stiefeln, Schuhe, Spieße, besudelten mit seinem Blute das Beinhaus bey St. Jakob, rissen ihm das Herz aus dem Leibe, zerbissen es in ihrer Wuth, warfen sich dasselbe spielend zu, und zerstreuten am Ende den Leichnam in unzählige Stücke zerhauen in die Sihl. Hierauf wurde die Vorstadt und die umliegende Gegend geplündert, die Wohnungen verbrannt, dann setzten sich die Sieger auf verblutete Leichname, machten Haufen erschlagener Feinde zu ihren Tischen, jubelten und zechten, und in ihren Jubel donnerte das Zürchersche Geschütze. Das ist Bürgerkrieg.

Der elende oder faule Friede. 1443. den neunten August.

Die Sieger blieben drey Tage auf der Wahlstatt, dann gingen sie zu Baden über die Limmath, zogen längs dem östlichen Limmath- und Seeufer hin, und legten sich vor Rapperschwyl. Während sie diese Stadt vergebens belagerten, kam Heinrich von Höwen, Bischof von Constanz, mit dem Abte von Einsiedeln in ihr Lager, und vermittelte, ungeachtet des heftigen Widerstandes Einzelner, einen Stillstand von acht Monathen, während welches zu Baden um den Frieden unterhandelt werden sollte. Dieser Stillstand wurde der elende oder faule Friede genannt, weil er weder Handel, noch Wandel, weder Sicherheit, noch Ruhe gab, und keine von

beyden Partheyen die eingegangenen Bedingungen erfüllte. Der Kaiserliche Hof benutzte die Frist dieses Friedens, von Frankreich Hülfe zu erbitten. Aus den Zeiten der langen Kriege zwischen England und Frankreich bedeckten noch immer starke Banden von Streitern das Land. Sie nannten sich von ihrem ersten Anführer, dem Grafen von Armagnac, die Armagnacen. Das Volk nannte sie von ihrem Betragen die Schinder, oder spottweise und aus Mißverstand die armen Gecken. Der König von Frankreich mußte diese Leute, um sein eigenes Land vor ihren gröbsten Gewaltthaten zu sichern, auch nach dem Kriege in seinem Solde behalten, und als ihm endlich die kostbare Unterhaltung solcher Scharen unmöglich wurde, so suchten jene ihren Unterhalt, wo sie ihn immer fanden, ohne Rücksicht auf Billigkeit, Gesetze, Menschlichkeit, durch die Stärke ihres Armes. Nach der Hülfe dieser Armagnacen trachtete nun der Kaiser. Frankreich gab sie gerne, gab mehr, als man verlangte; denn es war schon längst der Wunsch des Königes gewesen, diese beschwerlichen, kostbaren und gefährlichen Krieger außer Landes, in fremden Diensten aufzureiben, oder zu beschäftigen. Der Deutsche Ritter, Peter von Mörsberg, setzte den Zug in Bewegung. Die Eidsgenossen ahndeten nichts von Allem diesem, und besuchten arglos die Friedenshandlung zu Baden. Oesterreich erschien nur, um Zeit zu gewinnen. Durch die Thätigkeit der Vermittler wurde zuerst zwischen den Eidsgenossen ein billiger Vergleich entworfen. Zürich sollte: 1) wieder in den Eidsgenössischen Bund treten, und den Oesterreichischen abthun. 2) Beyde Partheyen sollten einander zu Rechte stehen. 3) Die Eidsgenossen behalten die gemachten Eroberungen, doch nur so lange, bis sich Zürich wieder das Zutrauen seiner alten Freunde erworben hat, dann werden jene zurückgegeben. — Diesen Entwurf ließen sich die Billigen auf beyden Seiten gefallen, und er hätte großem Unglücke vorbeugen können, ohne den Einfluß derjenigen, die nicht nachgeben wollten, so lange noch Etwas zu

hoffen schien, und die Alles von der Gewalt und den Armagnacen erwarteten.

Tod Heinrichs von Meis. 1443.

Mit diesem Vertrage gingen die Zürcherschen Gesandten, begleitet von den Abgeordneten einiger unpartheyischen Reichsstädte, nach Zürich. Als derselbe aber dem großen Rathe, in dessen Schooße damahls nicht Staatsklugheit, sondern blinde Leidenschaft herrschte, vorgelegt werden sollte, so geschahen mannigfaltige Umtriebe, um seine Annahme und Bestätigung zu hindern. Das Volk wurde bearbeitet. Den Anhängern Oesterreichs spiegelte man große Hoffnungen fremder Hülfe vor. Die, welche des Krieges müde waren, tröstete man mit der nahen Rache. Die, welche noch größern Schaden fürchteten, belehrte man, daß der ärgste bereits geschehen sey. In der entscheidenden Rathssitzung selbst wurden die Gesandten, Heinrich von Meis, Hans Bluntschli, Uhlmann Zörnli Trinkler und andere, angefahren und bescholten. Die Gesandten der vermittelnden Städte wurden bedeutet, in ihren Herbergen des weitern Ausgangs gewärtig zu seyn, und sich nicht auf den Straßen blicken zu lassen, indem man ihnen bey der herrschenden Volksstimmung nicht für ihre Sicherheit stehen könne. Der Rath war noch versammelt, als sich unter dem verführten, betrogenen Volke ein Aufruhr erhob. Bewaffnet und wüthend stürzte es dem Rathhause zu. Die Zürcher-Gesandten wurden ergriffen und in den Wellenberg, ein Wassergefängniß, geworfen. Eine thörichte, dunkele Furcht trieb das Volk häufig auf die Mauern, um den Anzug der feindlichen Banner zu sehen, von denen man wähnte, daß sie zur Rettung der Gefangenen herbeyeilen. Es zeigte sich freylich nichts, und eben so brachte auch die schärfste Untersuchung mit den Gefangenen nichts heraus, als daß sie zu Baden freundlich mit den Eidsgenossen geredet, den Frieden ernstlich gewollt, und sich hie und da über die Anstifter des bürgerlichen Krieges

mit Freymüthigkeit ausgesprochen hatten. Dennoch wurden sie enthauptet. Zwar hatten die mehreren Stimmen der Richter für die Erhaltung ihres Lebens gesprochen, aber nach einem Fehler der Zürcherschen Criminal = Rechtsform wurde nach Beendigung der Verhöre nicht zuerst die Frage aufgeworfen, ob der Fehlbare des Todes schuldig sey, oder nicht, und erst, nachdem diese Vorfrage entschieden war, über die eigentliche Strafe gestimmt; sondern es mußte gleich in der ersten Umfrage bestimmt angegeben werden, welche Strafe dem Beklagten zuzuerkennen sey. Traf es sich nun, daß die Richter, welche für die Erhaltung des Lebens stimmten, in ihren Ansichten über die auszufällende Straf = Sentenz sich vereinigten, so wurden sie als eine einzige Meinung gezählt, wenn sie aber von einander abwichen, und der eine z. B. auf völlige Lossprechung, ein anderer auf Geldbuße, ein dritter auf Gefängniß = oder Leibesstrafe antrug, so wurden sie als zwey oder drey verschiedene Meinungen betrachtet, und eben so wurden die Stimmen zum Tode, wenn sie über die Todesart einig waren, als eine einzige, wenn sie hingegen in der Art des Todes von einander abwichen, als zwey oder mehrere Meinungen angenommen, und als gesetzliches Endurtheil galt diejenige Meinung, welche die meisten Stimmen für sich hatte, wenn sich schon vielleicht lange nicht die Hälfte der anwesenden Richter zu ihr bekannte. So konnte es öfters kommen, daß Beklagte zum Tode verurtheilt wurden, denen die Mehrzahl der Richter das Leben hatte schenken wollen, und umgekehrt, daß Verbrecher, welche die Ueberzahl der Richter todeswürdig gefunden hatte, mit einer geringeren Strafe loskamen. Der erstere Fall ereignete sich hier. Die einen Richter sprachen die Beklagten ganz frey, die andern wollten sie um Geld büßen, die dritten verurtheilten sie zum Schwerte. Diese letztere Meinung siegte, weil sie mehr Stimmen für sich hatte, als jede der beyden andern Abtheilungen einzeln genommen, während hingegen jene, die für das Leben sprachen, zusammen

genommen die Mehrzahl ausgemacht haben würden. Dieser mangelhaften Rechtsform mehr noch, als dem Partheygeiste, der nach Leidenschaft und nicht nach Gerechtigkeit richtet, und allerdings im gegenwärtigen Falle nicht unthätig blieb, ist es zuzuschreiben, wenn drey redliche Männer, die Alles thaten, um das Eidsgenössische Bündniß mit seiner alten Treue und seinen großen Vortheilen zurückzuführen, das unsichere und nachtheilige Oesterreichische abzuschaffen, und so von ihrer ohne Partheygeist geliebten Vaterstadt ferneres Unheil zu entfernen, durch ihre eigenen Mitbürger auf dem Blutgerüste starben. So tief war Zürich bey aller Verirrung noch nicht gesunken, daß man sich zur Kühlung seiner Rache oder aus eigensinniger Hartnäckigkeit hätte verleiten lassen, mit Hintansetzung aller Formen des Rechtes, das Blut der edelsten Bürger zu vergießen. Eine solche Höhe sollten erst künftige Zeiten erreichen. Das läßt sich nicht läugnen, große Uebereilung war in der ganzen Sache, ein Aufschub von wenigen Tagen, in welchen sich der Eifer des Volkes hätte abkühlen können, würde auch bey der höchst mangelhaften Rechtsform die Beklagten gerettet haben. Das bezeugt ein alter Geschichtschreiber, der sich äußert: „Man sagte auch, wo man jene nicht aus Eil und „in der Hitze der Gemeinde gerichtet hätte, wär ihnen nichts „beschehen.“ — Die Häupter derer, die den Frieden liebten, waren gefallen. Der Stillstand verfloß. Die Friedenshandlung zerschlug sich. Den ein und dreyßigsten März 1444 ging die Versammlung zu Baden auseinander. Oesterreich und Zürich mit der Hoffnung baldiger Rache, die Eidsgenossen mit festem, ruhigem Blicke in die Zukunft, zufrieden, beym Abschiede von dem General-Vicar von Constanz Vergebung für das, was sie am meisten drückte, für ihre in den früheren Feldzügen begangenen Sünden, Entweihungen und Schändungen von Heiligthümern empfangen zu haben.

Der Krieg. Belagerung von Rapperschwyl. 1444.

Die erste Unternehmung in dem heftiger, als je wieder ausbrechenden Kriege ging wider den Markgrafen, dem man zwey seiner Schlösser im Thurgau verbrannte. Hierauf wurde Rapperschwyl ein und dreyßig Wochen lang, vom dreyßigsten April 1444 bis nach der Belagerung von Zürich, so umlagert, daß die ziemlich starke Besatzung im Angesichte des Sees Wassermangel, und mitten in einem fruchtbaren Lande Hungersnoth litt, so daß Kinder trostlos starben, und das wenige Meilen von Zürich, dem Sitze der den Eidsgenossen feindseligen Hauptmacht, entlegene Rapperschwyl weder entsetzt, noch verproviantirt werden konnte. Dessen ungeachtet hielt sich die Besatzung, mit der Bürgerschaft im Einklange, mit dem festesten Muthe, und lernte durch die Noth Manches entbehren, das sonst durch lange Gewohnheit unentbehrlich schien. Bürger und Besatzung hatten alle Lebensnothdurft mit einander gemein. Weil die Mühlen unbrauchbar gemacht waren, so errichtete man Handmühlen, oder solche, die von Pferden getrieben wurden. Speisewaaren und Barschaft wurden in Requisition gesetzt. Stühle, Wände, Bettstätten, Hütten als Brennholz verbraucht, und als man keine Ochsen und Schafe mehr hatte, schienen Pferde, Hunde und Katzen eine köstliche Speise. Zuletzt erhielt die Stadt gegen das Ende des Krieges von Zürich aus nach einem glücklichen Seegefechte Verstärkung und hinlängliche Vorräthe, und blieb unbezwungen.

Mord bey Greifensee. 1444 den acht und zwanzigsten May.

Mittlerweile zog sich das Hauptheer der Eidsgenossen bey Kloten zusammen, und es wurde beschlossen, Greifensee zu belagern, weil den Eidsgenossen auch während des Friedens von dieser Burg aus viel Schaden war zugefügt worden,

und weil anderseits in eben dieser Burg eine reiche Beute zu hoffen war, denn neben großen, dem Staate zugehörigen Vorräthen, war die beste Habe der ganzen Umgegend hieher geflüchtet worden. Burg und Städtchen, am Ufer des Greifen-Sees wohl gelegen, waren von siebenzig bis achtzig tapfern Kriegern unter Wildhans von Landenberg besetzt, und besonders die Burg für die damahlige Belagerungskunst ziemlich fest. Als sich die Feinde naheten, wurden die meisten unbrauchbaren Leute, Greise, Weiber, Kinder nach Zürich gesendet. Am ersten May 1444 Nachmittags erschienen die Eidsgenossen vor der Burg, und griffen sogleich das Städtchen an. Die wenige Mannschaft, außer Stande, seine weitläuftigen und schwachen Mauern zu vertheidigen, zündete das Städtchen an, und zog sich mit einigem Verluste auf die Burg. Die Weiber und Kinder, welche heimlich oder mit Landenbergs Wissen zurückgeblieben waren, retteten sich mit jammervollem Wehklagen kümmerlich auf das Feld, wurden von den Eidsgenossen, zu ihrer Ehre sey es gesagt, mitleidig aufgenommen, gespeist, und nach Uster geschickt. Die Burg, mit Allem wohl versehen, wies sechs und zwanzig Tage lang die heftigsten Angriffe ab. Das ganze Land sah mit Freude diese ungewohnte Tapferkeit. Die Leute am See anerbothen der Obrigkeit mehrmahls, Unternehmungen zur Rettung der Belagerten zu machen. Es wurde abgeschlagen, entweder aus innerer Zweytracht, oder, weil man an anderen Orten größeren Schaden und Verwüstungen fürchtete, oder vielleicht auch, weil man die Eidsgenossen bis zur Ankunft der Armagnacen vor Greifensee zu beschäftigen hoffte. Obschon auf solche Weise die von allen Seiten abgeschnittene Burg hülflos gelassen wurde, ermüdete dennoch ihr entschlossener Widerstand den Feind so sehr, daß er abzuziehen gedachte. Da ging ein benachbarter Bauer, Nahmens Mahler von Egg, der nachher zum gerechten Lohne seiner Schandthat enthauptet wurde, hin, und verrieth eine schwache Stelle der Burg. Die Eidsgenos-

sen bereiteten voller Freude eine Katze (Sturmdach,) fuhren bey Nacht an die Burg, und versuchten sie zu untergraben. Wildhans, auf diesen Fall gerüstet, ließ einen großen Altarstein von der Zinne der Burg herunter stürzen, welcher das Schirmdach zusammt den Arbeitern zerschmetterte. Der Feind verfertigte eine neue, weit festere Katze, und setzte seine Arbeiten fort. Zehn Schmiede mußten mitziehen, um unaufhörlich die Hämmer zu spitzen. Schüsse aus der Burg konnten die Arbeiter, welche zu nahe waren, nicht erreichen. Heruntergewälzte Fässer voll Steine brachen den Schirm nicht. Die Mauer, welche an dem angegriffenen Orte viel Gekütt und Gebälk hatte, wurde durchbrochen, und fing an zu sinken, auch drohte der Feind, die Balken anzuzünden. Einen Sturm hätte die Besatzung nicht mehr abschlagen können. Wildhans anerboth die Uebergabe. Die Belagerer wollten nichts von Unterhandlungen wissen. Da sprach jener: „So „wollen wir denn die Burg mit Allem, was darin ist, an„zünden, und unter ihren Trümmern sterben!“ Die Belagerer, die sich gerne den reichen Inhalt der Burg zugeeignet hätten, unterhandelten nun, und es wurde mündlich eine Uebergabe „auf Gnade,“ oder wie Andere sich deutlicher ausdrücken, „die Besatzung auf Gnade, die Burg auf Ungnade,“ verabredet. Welches übrigens die eigentlichen Ausdrücke der Unterhandlung gewesen seyen, das läßt sich nicht ausmitteln, genug ist es zu wissen, daß die Besatzung durch sie ihr Leben gesichert zu haben glaubte, während der Hauptanführer der Eidsgenossen, Ital Reding, einen hinterlistigen Sinn unter diesen Worten verbarg, und entweder aus Haß gegen Zürich oder aus Zorn und Rache über den durch diese Wenigen erlittenen großen Schaden behauptete: „sich auf Gnade er„geben, heiße so viel, als, sich der Willkühr des Siegers „anheim stellen, wornach also den Gefangenen keineswegs „Sicherheit für ihr Leben ertheilt worden sey.“ — Die Burg mußte mit Hülfe der Belagerten selbst, welche das Thor so

verrammelt hatten, daß sie es nicht mehr aufmachen konnten, durch die Fenster erstiegen werden. Traurig stiegen Wildhans und seine treuen Gefährten gebunden die Leitern hinunter, immer noch ein wenig durch die Hoffnung des Lebens getröstet.

Aber am folgenden Morgen den acht und zwanzigsten May 1444 wurden alle Gefangenen, einige sechszig an der Zahl, auf den großen Wiesen zwischen Nänikon und Greifensee vor ein Kriegsgericht der Belagerer gestellt. Man eröffnete als erste Meynung, daß alle sterben müssen, weil es nöthig sey, durch diese Strenge von fernerem, ähnlichem Widerstande abzuschrecken. Hierbey wurde nicht bedacht, wie leicht eine solche Maßregel auch den entgegengesetzten Erfolg haben könne, indem die jeder Lebenshoffnung beraubten Gegner es gewiß eben so wünschenswerth finden mußten, mit dem Schwerte in der Faust den ehrenvollen Tod des Tapfern, als durch das Schwert des Nachrichters den schimpflichen Tod eines Verbrechers zu sterben. Wer würde sich nach einem solchen Beyspiele treuloser Strenge noch an diejenigen haben ergeben wollen, von denen niemand wissen konnte, ob sie nicht den, welcher sich ihnen ohne Widerstand schimpflich hingegeben hätte, auf gleiche Weise behandeln würden, wie den, der es versucht hatte, durch heldenmüthige Tapferkeit ihre Achtung zu gewinnen. — Eine zweyte Meynung lautete, man müsse eine Ausnahme machen, und nur den Hauptmann und die Söldner, nicht aber die der Burg pflichtigen Leute aus dem Amte Greifensee, welche bloß ihre Eide erfüllt hätten, hinrichten. — Noch Andere und voraus ein Holzach von Menzingen, Anführer der Zuger, behaupteten muthig, daß die Eidsgenossen Recht und Billigkeit achten, und unschuldiges Blut schonen sollten, denn es seyen alle diese Leute Ehrenmänner, die Bewunderung und Belohnung, nicht aber den Tod verdient haben. — Wildhans selbst, der nach dem Brauche der Kriegsgerichte mit den Seinen mitten im Kreise der Eidsgenossen stand, rief mit großer Kraft: „Männer,

„wenn ihr Blut sehen wollt, so tödtet mich, die Andern laßt „leben, sie haben nichts verbrochen!“ Es entstand große Uneinigkeit, man kämpfte mit bitterem Zorne den Kampf des Gefühles für Gewissen und Ehre gegen racheschnaubende Wuth. Die Partheyen suchten sich mit harten Worten und großem Geschreye nieder zu donnern. Reding schalt den Holzach: „Einen Verräther, einen heimlichen Zürcher und Oesterreicher!“ Der aber antwortete: „Niemand wünscht den Eidsgenossen „mehr Gutes, als ich, ich habe meinen Rath gewissenhaft, „nach meinem Eide, ihnen zum Nutzen und zur Ehre gege„ben, und bin so bieder als Du und all die Deinen; aber „das behaupte ich, das unschuldige Blut, nach welchem Du „lechzest, das wird Gott suchen!“ Der Streit wurde so hef„tig, daß man diesen Beyden Friede gebiethen mußte. Wäh„rend dieses Streites kamen Väter, Mütter, Weiber, Kinder der Gefangenen, und flehten mit lautem Jammer um das Leben ihrer Versorger und Erhalter. Auch das rührte nicht. Doch zeigte sich Reding willig, die Leute aus dem Amte Greifensee am Leben zu lassen, aber Viele verlangten beharrlich die Rettung Aller. Da schwur Reding in schrecklichem Grimme: „Ehe ich den Hauptmann und die Söldner ledig „lasse, müssen alle ohne Gnade sterben!“ Der Lärm in der Versammlung nahm zu. Es kam zum Abstimmen. Schreck„lich erschien um Reding eine Menge für allgemeines Blutver„gießen aufgehobener Hände. Sie hatten die Mehrheit. Viele der Besseren, die Gott fürchteten, verließen jetzt die Versamm„lung. Die Uebrigen schritten sogleich zum Werke. Nach einer kurzen Beichte trat Wildhans zuerst hervor, wendete sich zu seinen Gesellen, und sprach: „Der Allmächtige sieht es, „der Allmächtige will es, gehorcht seinem Willen mit Fassung, „und damit keiner von Euch meyne, daß ich unter irgend „einem Grunde oder Vorwande in dieser ernsten Stunde von „meinen tapfern, getreuen Gefährten mich trennen wolle, so „will ich der erste in den Tod gehen!“ Er, nicht nur im

Leben, sondern auch im Tode ihr Anführer und Vorbild, wurde zuerst gerichtet, nach ihm zwey Reisige Knechte der Stadt. Der Scharfrichter hielt inne, blickte auf Reding, hoffte Schonung für die Uebrigen. Da fuhr ihn Reding an: „Wenn du dein Amt nicht vollziehen willst, so wird sich ein „Anderer finden, der es an dir thut!“ Da fielen viele Zürcher aus edlen Geschlechtern, nach ihnen der gemeine Mann. Voll inniger Erbarmung führte Meister Peter tapfere Jünglinge aus den letzten Umarmungen ihrer verzweifelnden Angehörigen. Als er den zehnten Mann besonders stellte, weil nach dem Kaiserlichen Rechte bey großen Hinrichtungen dem Scharfrichter der zehnte Mann gehörte, so rief Reding: „Bey uns „gilt Landrecht, nicht Kaiserrecht, richte, plaudre nicht!“ Zwanzig waren enthauptet, abermahls sah Peter jämmerlich auf den Landammann; „Butz und Benz mit einander!“ rief dieser spottend. So geschah es beym dreyßigsten, beym vierzigsten. Der Tag neigte sich. Die Erde schluckte das Blut nicht mehr. Es floß zusammen. Bey Hinrichtung des funfzigsten erneuerte Meister Peter unwillig seine Bitte. Reding ließ Fackeln bringen. Ihr Schein beleuchtete den Tod des sechszigsten. Nach diesem verließ Reding den blutigen Schauplatz. Wer noch lebte, wurde gerettet. Schauder erfüllte die Zuschauer. Oft wenn die Eidsgenossen später vom Unglücke betroffen wurden, schrieben sie es der göttlichen Rache für diesen Tag zu. Der Glarnersche Geschichtschreiber Aegidius Tschudi, der diesen Krieg mit großer Unpartheylichkeit geschildert, sagt über die That bey Greifensee: „Man hat auch „damit nit sonders viel Glück und Heil an etlichen Orten, „und was den Eidsgenossen etwa lang Zeit Unfalls zustunde, „das, meynt man allweg, wäre an dieser That behohlet „worden.“ Reding selbst tritt von dieser Zeit an in den Schatten, und starb im December 1445 an einem Stiche, den ihm ein Erbitterter ins Bein gegeben, eines solchen Todes, daß auch an diesem Gottes Finger erkannt werden mochte.

An dem Orte, wo die Hinrichtung geschehen war, errichtete Zürich eine Capelle, von der jetzt nur noch spärliche Trümmer zu sehen sind. Denn zur Zeit der Reformation wurde dieselbe abgebrochen, und die Gebeine der Gefallenen zerstreut, und begraben, damit nicht der Aberglaube mit den Ueberresten der Helden sein thörichtes Spiel treibe. Dafür erhielten sich bis auf unsere Tage Sagen von sonderbaren und schauerlichen Erscheinungen rings um die Capelle.

Belagerung von Zürich. 1444.

Nach der Eroberung von Greifensee hatten sich nur unbedeutende Kriegsthaten begeben, der Feldzug war bald durch einen kurzen Waffenstillstand beendigt worden, und das Eidsgenössische Heer auseinander gegangen. Kaum waren die Eidsgenossen zu Hause, so reizte Zürich durch einen verheerenden Streifzug abermahls ihren Zorn. Zugleich verbreitete sich immer stärker das Gerüchte von der Ankunft der Armagnacen, und machte die Eidsgenossen so besorgt, daß sie den drey und zwanzigsten Brachmonath 1444 zum vierten Mahle zu Felde zu ziehen beschlossen, um Zürich vor Ankunft der fremden Heere zum Frieden zu nöthigen, oder zu verderben. Wenige Tage später lagen zwanzig tausend Mann vor der Stadt. Dieses starke, große, wohl versehene, tapfere, in vielen Schlachten erprobte, durch den Krieg und den Gedanken an heranziehende fremde Völker erbitterte Heer, belagerte die Stadt sechszig Tage lang, und hielt sie so umschlossen, daß kaum noch der See offen blieb. Die Zürcher, schon aus früherer Zeit an öftere Belagerungen gewöhnt, waren nicht unvorbereitet. Sie hatten auf Schußweite rings um die Stadt Alles vertilgt, was die Wirkung ihres Geschützes hindern, oder den Feind decken, und nähren konnte. Alle Gebäude, Bäume, Weinstöcke, Saaten, die Hoffnung des Landmannes, lagen vernichtet. Dagegen hatte man tiefe und breite Graben gezogen, Bollwerke errichtet, und mit Stücken bepflanzt. Alle

militairische Gewalt und die Schlüssel der Thore hatte man unbedingt dem Markgrafen übergeben, um dadurch Schnelligkeit und Einklang in jede Maßregel zu bringen, und die Wirkungen innerer Zwevtracht, welche sich bey einem getheilten Oberbefehle unbezweifelt gezeigt haben würden, bestmöglichst zu verhindern. Die gewohnte Regierung sprach nur noch in bürgerlichen Angelegenheiten. In allen andern Stücken traf ein dem Markgrafen beygeordneter Kriegsrath von vier Rittern, vier Bürgern und vier durch Klugheit und Geschicklichkeit ausgezeichneten gemeinen Soldaten die nöthigen Anordnungen. Zum Hauptmanne der Stadt wurde der tapfere und erfahrne Ritter Hans von Rechberg von der Hohen-Rechberg ernannt. Die verschiedenen Pforten wurden mit Oesterreichern, die Mauern, Thürme, Bollwerke und Graben täglich um die Mittagsstunde von sechs hundert Bürgern und Landleuten besetzt. Um dem Feinde jedes Wahrzeichen zu entziehen, nach welchem er eine Zeit zu nächtlichen, gemeinschaftlichen Unternehmungen gegen die Stadt hätte bestimmen können, wurden alle Glocken zugebunden, und alle Uhren stillgestellt. Um an Vertheidigungsmitteln nicht auszukommen, wurde der Befehl gegeben, das Pulver zu schonen, und nur dann zu schießen, wenn man so gut als sicher sey, sein Ziel erreichen zu können. Dabey war man muthvoll und zuversichtlich. Die Thore der Stadt blieben die ganze Zeit über offen. Die Krieger tanzten auf den Werken, und neckten den Feind mit höhnischem Spotte. Damit derselbe auch durch öftere Ausfälle und Streifzüge beunruhigt würde, that sich eine Gesellschaft von sechszig der kühnsten Männer zusammen, welche nicht nur, wie Andere, ihr Leben in der Schlacht gering schätzten, sondern durch besondern Heldenmuth glänzten, und zu den kühnsten Unternehmungen gebraucht wurden. Man nannte sie die Böcke: d. h. die Führer und Vorfechter der Herde. Sie allein fügten dem Feinde mehr Schaden zu, als die ganze übrige Macht der Zürcher, und machten sich so be-

rühmt, daß ihre Gesellschaft zu ihrem Andenken noch heut zu Tage von angesehenen Männern fortgepflanzt wird, und daß man es als eine Auszeichnung und ein erbliches Vorrecht ansieht, diesem Vereine anzugehören. Einst raubten diese Böcke ferne von der Stadt einige Wagen mit Waatländischen Weinen, die ins Lager der Berner hätten geführt werden sollen, brachten sie glücklich in die Stadt, bothen den Wein auf einem Thurme aus, und vertranken ihn an Orten, wo es die Feinde zu ihrem Aerger sehen konnten. Ein ander Mahl erbeuteten sie am Albis einen Zug Vieh, führten ihn längs dem Lager der Berner hin, und niemand focht sie ihrer bekannten Tapferkeit wegen an. Wiederum machten sie den Anschlag, das Geschütz der Berner zu vernageln. Sie fielen aus, es entspann sich in der Gegend des jetzigen Thalackers ein zweystündiger Streit, in welchem sechs tausend Mahl geschossen, und die Absicht der Böcke endlich vereitelt wurde. — Durch diese und ähnliche Unternehmungen wußten sie den Feind fast täglich zu beschäftigen.

Die Eidsgenossen hatten sich vor der Stadt so gelagert, daß die Zuger, Berner und Solothurner, die von Bremgarten, Mellingen und aus den freyen Aemtern die kleine Stadt, die übrigen Orte die größere Stadt einschlossen. Beyde Lager hingen bey Wipkingen durch eine Brücke über die Limmath zusammen. Die Stadt wurde heftig, aber mit geringem Erfolge beschossen. Wenn wir den Erzählungen älterer Geschichtschreiber Glauben beymessen dürfen, so gingen die meisten Schüsse der Eidsgenossen zu hoch und durch sieben hundert und funfzig derselben fielen nicht mehr, als ein Priester, ein Thurmwächter, ein Weib, eine Henne mit ihren Küchlein und ein alter Thurm, dessen Niederreißung die Stadt bereits schon verpachtet hatte. Ueberhaupt zeigten die Eidsgenossen, wie immer, eine sehr geringe Geschicklichkeit in der Belagerungskunst, welche der Art und Weise der Nation ganz zuwider ist, die zum Angriffe und zur Vertheidigung in offener Feld-

schlaecht Muth und Kraft genug, zu Belagerungen aber weder die nöthigen Kenntnisse, Hülfsmittel und Vorräthe, noch die nöthige Ausdauer besitzt. Die Belagerer würden der Stadt, die von inneren Mißhelligkeiten mehr, als von äußeren Angriffen zu fürchten hatte, wenigen Schaden zugefügt haben, wenn nicht die Umgebungen so sehr verheert worden wären. Die Unthätigkeit, in der sich das große Eidsgenössische Heer befand, erregte bald Ueberdruß. Das gemeine Volk hatte keinen Sinn dafür, die Stadt, die der Gewalt der Waffen unzugänglich schien, durch Hunger zu bezwingen. „Wie „lange Zeit müssen wir hier liegen, hieß es, wir werdind die „Muren nit umlugen; sie haben so lange zu essen, als wir; „warum nimmt man nichts Anders zur Hand?“ Diese Unzufriedenheit nöthigte die Hauptleute, eine Unternehmung zu wagen.

Sie ordneten tausend Mann zu einem Angriffe auf die Werdmühle, welche unter dem Kloster der Nonnen am Oetenbach hart an der Mauer der kleinen Stadt lag. Die Absicht der Eidsgenossen war, dieses Haus, das Eigenthum Otto Werdmüllers, eines der beliebtesten und angesehensten Bürger, anzuzünden, und wenn nun, wie sie hofften, die Besatzung der benachbarten Bollwerke zur Rettung und zum Beystande herbey eilte, so sollten andere tausend Eidsgenossen bereit seyn, eines der verlassenen Bollwerke schnell zu ersteigen, dem anrückenden Heere das Thor zu öffnen, und die Stadt also einzunehmen Damit auch die Besatzung der größeren Stadt, der kleinen in ihrer Noth keine Hülfe senden könne, so war zu gleicher Zeit auf jenen Stadttheil ein allgemeiner Angriff beschlossen. Dieser wohlangelegte Plan wurde entweder durch die Wachsamkeit und den Scharfsinn der Zürcherschen Hauptleute entdeckt, oder verrathen, und durch Muth und Geistesgegenwart vereitelt. Otto Werdmüller, der zunächst bedroht war, ließ seinen einzigen, unmündigen Knaben über die Stadtmauer hinaufziehen, und als sein Liebling in Sicherheit war,

so beschloß er, mit einigen Freunden und seinem treuen Gesinde sein steinernes, zwischen Wassern wohl gelegenes Haus gegen den Angriff von tausend Feinden zu vertheidigen. Die gewarnten Anführer auf den nahen Bollwerken hielten ihre Mannschaft bey Ehre und Eid zurück, dagegen eilten der Werdmühle die tapfern Böcke zur Hülfe, die sich immer freudig zeigten, wo die Gefahr am größten war. Die stürmenden Feinde wurden von den Mauern mit glühenden Pfeilen, heißem Wasser, ungelöschtem Kalke, Fußangeln und anderm gewöhnlichem und ungewöhnlichem Gewehr und Geschoß wohl empfangen. Ein Lumpen der ihnen eine Fahne schien, lockte Viele einen leeren Thurm zu ersteigen, wobey sie von bereit stehenden Schützen von den Leitern geschossen wurden. Der Sturm ward mit großem Verluste der Eidsgenossen abgeschlagen. Er war die letzte bedeutende Begebenheit dieser Belagerung. Von da an begnügte man sich, die Stadt umschlossen zu haben, ihr Verstärkung und Zufuhr abzuschneiden, und das Land durch manchen Streifzug zu verheeren.

Mordnacht zu Bruck, 1444. den vierten August.

Während der Belagerung von Zürich beschloß der Freyherr Thomas von Falkenstein, ein mit Bern und Bruck verburgrechteter Edler, der den Bernern von frühster Jugend auf viele Wohlthaten zu verdanken hatte, aber dennoch heimlich an Oesterreich hing, weil Bern einen seiner nahen Verwandten für feindliche Anfälle empfindlich bestraft hatte, den Bernern auf irgend eine Art wehe zu thun. Zuerst wollte er die Stadt Aarau in Brand stecken; als dieß mißlungen war, machte er einen schändlichen Anschlag gegen Bruck; nichts schien ihm unedel, was ein Adelicher, gegen bürgerliches Volk zu verfügen, für gut hielt. Seine That ist um so verwerflicher, weil sie nichts zur Entscheidung des Krieges, sondern nur zur Vermehrung des Elendes beytrug, weil er nicht einen festen Platz, einen wohlgelegenen Paß zu erobern, und zu

behaupten, sondern nur durch das Unglück ruhiger Bürger seine Mord- und Raubluſt zu befriedigen wünschte, ohne einer bewaffneten Macht Stand halten zu wollen. Falkenstein begab sich in die kleine, blühende Stadt, wurde als ein angesehener Bürger und alter Freund traulich und mit hohen Ehren empfangen, und noch besser gehalten, als er erzählte, daß er nach Basel eile, um den Bischof zu hohlen, der im Lager vor Zürich die letzte Hand an den Friedensschluß legen solle. Alles freute sich, ein drückendes Unglück bald beendigt zu sehen, jeder vergaß seit langer Zeit ein Mahl wieder Kummer und Sorgen, und überließ sich der Ruhe. Falkenstein verreiste. Zwey Tage später in der Nacht erschien Falkenstein vor dem Aaren-Thore von Bruck, weckte den Wächter, und bath in mit freundlichen Worten um Einlaß, weil er den Bischof bey sich habe, und schleunig mit ihm weiter gehen müsse. Der Wächter, des Freyherren Gevatter, ahndete keine List, und öffnete. Es ritten zwey Knechte in der Stadtfarbe von Basel ein, dann Falkenstein mit dem in einen Mantel gehüllten Rechberg, der den Bischof vorstellte, hinter ihnen als Gesandte, Schreiber, Diener, zwey, vier, sechs Paare. Das schien dem Wächter sonderbar, er sprach: „Gnädiger „Herr Gevatter, der Herren sind viele, erlaubt, daß ich den „Schultheißen wecke.“ Kaum hatte er gesprochen, so flog sein Kopf in die Aare. Das Thor wurde offen gehalten. Vier hundert Reisige brachen mit furchtbarem Geschreye herein, und eroberten Bruck, ehe sich die überraschte Bürgerschaft zur Wehre stellen konnte. Die Wenigen, die dieß versuchten, wurden erschlagen. — Die Reisigen waren in der Nacht unter vielem Muthwillen durch das Möhnthal unvermerkt herangezogen, einen Landmann, der ihnen vorlaufen, und die Stadt warnen wollte, hatten sie erstochen. Seine Ehre glaubte Falkenstein dadurch verwahret zu haben, daß er einen Tag vor seiner abscheulichen That den Bernern einen offenen Fehdebrief zusendete, viel zu spät, als daß Bern seine

Angehörigen von Falkensteins Fehde hätte in Kenntniß setzen können. Der Warnungsbothe war erst bis nach Habsburg gekommen, als er schon die Flamme von Bruck aufgehen sah. — Als sich nämlich die Reisigen der Stadt bemächtigt hatten, wurden alle angesehenen Bürger in ein großes Haus verschlossen, die Stadt ganz ausgeraubt, und sogar die Thorketten auf Schiffe gebracht. Am folgenden Morgen wollte Falkenstein die Bürger enthaupten. Rechberg verhinderte es. Indessen hatten sich einige der Bürger über die Stadtmauern flüchten können, und brachten das Land in Bewegung. Die Feinde bemerkten es, zündeten die Stadt an, und wollten entfliehen. Da erhob sich ein solches Jammergeschrey der Weiber und Kinder, daß Falkenstein selbst in einem Anfalle des Mitleidens ihnen mit schnöden Worten die Schlüssel zum oberen Thore zuwarf, und viele der Reisigen die Kinder aus den Häusern zusammentrieben, damit nicht diese Unschuldigen in den Flammen sterben. Bruck ging ganz in Feuer auf. Was der Feind noch übrig gelassen hatte, das raubte die Flamme. Falkensteins Horde zog sich mit ihren Gefangenen so eilig aus der Stadt, daß das nachjagende Aargau nur noch einen Theil der Beute erhaschte. In dem Eichwalde unweit Bruck dürstete Falkenstein zum zweyten Mahle nach dem Blute seiner Mitbürger: „Wäre hier nicht eben so gut mähen, fragte er, „als auf der Wiese von Greifensee?“ Da antwortete ihm Rechberg: „Falkenstein, Du hast genug an Leuten begangen, „die dich nie beleidigten, hätte ich die Sachen gewußt, wie „sie sind, Du hättest mich nicht hieher gebracht?“ Das Leben der Gefangenen wurde durch diese Rede erhalten. Sie wurden auf den Stein zu Laufenburg gebracht, ihr Aufenthalt blieb lange verborgen, weil Falkenstein sie als Knechte an die Armagnacen verkaufen wollte. Endlich entsprang einer mit Lebensgefahr aus dem Gefängnisse, entdeckte den Aufenthalt seiner Unglücksgefährten, und diese wurden mit schwerem Gelde gelöset.

Belagerung von Farnsburg. 1444.

Die Rache der Eidsgenossen gegen Falkenstein brach los. Die Solothurner zerstörten ihm Gösgen, und ereilten seine fliehende Gemahlinn, welche nach Bern gebracht wurde. Er selbst mit den Seinen warf sich in die Feste Farnsburg. Hier wurde er von Bern, Luzern, Solothurn und Basel so eifrig belagert, daß er verloren schien. Es ließ sich leicht voraussehen, welch ein Schicksal die Eingeschlossenen treffen werde, wenn sie den Eidsgenossen in die Hände fielen. Schon hatten diese eine bedingte Uebergabe verworfen. Daher wehrten sich jene mit Verzweifelung; aber die Noth brach immer mehr herein, die Rettung wurde immer ungewisser. Da ermahnte Rechberg die Besatzung, sich noch so lange zu halten, bis er Kundschaft eingezogen habe, ob Entsatz in der Nähe sey. Er selbst umwickelte seinem Pferde die Füße mit Filz, stahl sich durch das Eidsgenössische Lager, steckte auf dem nächsten Berge zum Zeichen seines glücklich n Durchschlüpfens einen Heuschober an, eilte über den Rhein, und beschleunigte den Marsch der Armagnacen.

Die Armagnacen. 1444.

Diese nahten sich, mehr als funfzig tausend Mann stark, angeführt von dem Französischen Dauphin, (Kronprinzen,) und den ersten Feldherren der Krone, denen durch lange Gewohnheit der Krieg mit seinen Unordnungen und Räubereyen Lust und Bedürfniß geworden war. Unter fürchterlichen Verwüstungen und Erpressungen durchzogen sie die blühenden Gegenden des Elsasses und Basler-Gebiethes, über die gerade damahls ein lieblicher Sommer einen außerordentlichen Ueberfluß der schönsten Früchte ausgegossen hatte, wie wenn sie mit ihrer Pracht die Feinde locken sollten. Ein Theil des Heeres wendete sich nordwärts, etwas mehr als dreyßig tausend Mann gegen die Schweiz.

Der thörichte Adel durch Leidenschaft blind, opferte seiner Rache und Herrschsucht das gemeine Wesen und die eigene Sicherheit auf, weil er mit Hülfe der Fremden den Stolz der Bürger und des Landvolkes zu zähmen, Farnsburg, Zürich, Rapperschwyl zu entsetzen, und selbst den verhaßten Bund der Eidsgenossen zu zersprengen hoffte. Darum sah der Adel die Ankunft der Armagnacen mit Entzücken, eilte ihrem Heere, das es nicht verhehlte, es sey gekommen, Frankreichs Grenzen bis zum Rhein auszudehnen, jubelnd entgegen, und verstärkte ihre Macht. — Der Pabst, der ihren Aufbruch eifrigst befördert hatte, hoffte auf gewaltsame Zertheilung des seinem Einflusse so gefährlichen Conciliums. — Der Kaiser betrachtete diese Rotten als ein vortreffliches Werkzeug zur Wiederherstellung seiner Macht. — Die Städte aber, das Volk, die Reichsfürsten und selbst der Oesterreichische Herzog Siegmund, dem diese Scharen verlorene Länder wieder erobern sollten, betrachteten sie mit Unruhe und Abscheu, und suchten, sich bestmöglichst vor ihnen zu sichern. — Die Eidsgenossen erwarteten diesen Feind mit stolzem, trotzigem Muthe. — Basel, damahls schon durch seine Reichthümer anlockend, im Innern uneinig, Sitz des gefährdeten Conciliums und weder durch Natur, noch durch Kunst fest, konnte den heranziehenden Scharen die erste, leichte, wünschenswerthe Beute scheinen. Darum beeilte sich die Stadt, an den gefährlichsten Orten Verschanzungen aufzuwerfen, und Alles so zu ordnen, wie eine Stadt es thun muß, die einen harten Angriff oder eine langwierige Belagerung abzuweisen gedenkt. Man erbaute Rhein-Mühlen, weil den andern das Wasser abgeschnitten werden komte. Es wurden Vorräthe für ein ganzes Jahr eingebracht. Jeder Zunft, jedem Kloster, jedem Einzelnen war beym Angriffe oder beym Feuer seine Pflicht und sein Posten genau vorgeschrieben. Alles, was rings um die Stadt das Feuer des Geschützes oder die Aussicht hem-

men konnte, wurde umgehauen, und niedergerissen; alle Thore bis auf zwey versperrt, und zahlreiche Wachen angeordnet. In großen Scharen flüchtete das Landvolk mit seiner besten Habe nach Basel. Jeder wurde willig aufgenommen, der auf ein Jahr Brot brachte, und seinen übrigen Vorrath dem Rathe um einen billigen Preis verkaufte, ja ein jeder, der, die Stadt redlich zu vertheidigen, tauglich schien. — Das Gerücht von der Ankunft des Feindes kam auch in das Lager vor Farnsburg. Die erste Nachricht schien so übertrieben, daß der Hinterbringer verlacht, und mißhandelt, oder entleibt wurde. Doch sendete man in das Lager vor Zürich, um Verstärkung zu begehren. Auch hier war das Selbstvertrauen so groß, daß man an keine kräftige Gegenwehr dachte, und nur sechs hundert Mann den Befehl zum Aufbruche nach Farnsburg erhielten.

Drey Tage lang zog dagegen das Französische Heer an den Mauern des erschrockenen Basels vorbey. Der kriegserfahrene Hans von Rechberg, der dem Dauphin den Heldenmuth, aber auch die unverhältnißmäßige Schwäche der Eidsgenossen richtig schilderte, rieth, sich nicht in eine allgemeine Schlacht einzulassen, in welcher die Eidsgenossen vielleicht durch eine unerhörte That das ganze Heer verwirren könnten: „dann die Eidsgenossen ein frech, stark und trotzig Volk seyen, „im Angriffe treffenlich, so daß ihrer wenig oft große Hau„fen geschlagen;“ sondern dieselben in vielen Abtheilungen anzugreifen; sie werden keine ohne Verlurst überwinden können, hingegen in einem langen, von den Franzosen immer durch frische Truppen erneuerten Kampfe endlich ermüden, und aufgerieben werden. Diesem klugen Rathe zufolge lagerte sich eine Vorhut von acht tausend Mann unter Johann von Bueil, Grafen von Sancerre, zu Prattelen; mit zwölf tausend Mann stand Anton von Chabannes, Graf von Dammartin, zu ihrer Unterstützung zu Muttenz. Das Hauptheer unter dem Dauphin, wenigstens noch zwanzig tausend Mann stark, hielt hinter der Birs.

Die Baseler, welche für die Eidsgenossen vor Farnsburg besorgt waren, und ihrer eigenen Stadt gerne einen tapfern Zuzug gesichert hätten, sendeten, ehe noch der Feind den Eidsgenossen so nahe stand, Hemmann Seevogel von Wildenstein, einen angesehenen und kriegserfahrenen Mann aus ihrem Rathe, zu den Schweizern, um sie zu warnen, und sie zu bitten, sich in einem Eilmarsche nach Basel zu werfen. Aber die Eidsgenossen, welche glaubten, daß ihrer Unerschrockenheit nichts widerstehen könne, und die es für schimpflich hielten, sich hinter Mauern zu verbergen, spotteten der Warnung als eines feigen Rathes. Da sprach der Mann: „Zaghaft ist Seevogel nicht, meine Kundschaft ist richtig, der „Feind ist stark und nahe; ich aber will bey Euch bleiben, „damit ihr sehet, ob mich der Muth belebe!“

Schlacht bey St. Jakob an der Birs. 1444 den sechs und zwanzigsten August.

Als die Eidsgenossen sichere Nachricht erhielten, wo der Feind liege, entbrannte in allen die Kampflust. Keine vernünftige Vorstellung der Hauptleute, welche das Volk zu stimmen suchten, in der festen Stellung vor Farnsburg den Feind zu erwarten, und wenigstens so lange noch die Schlacht zu meiden, bis von dem großen Eidsgenössischen Heere Verstärkung gekommen sey, wurde angehört. Man tobte, wüthete, schrie: „Man habe von den Vätern gelehrt, den Feind auf„zusuchen, nicht aber abzuwarten, ob er schlagen wolle oder „nicht. Welche Schande für Eidsgenossen, eine Schlacht ver„mieden zu haben!“ Die Klugheit der Hauptleute wurde übertäubt, sie mußten wenigstens in Etwas nachgeben, und schickten aus dem Lager funfzehn bis sechszehn hundert Mann nach Prattelen hinab, um die Macht und die Lage des Feindes zu erkundigen, und ihm, wo es ohne eigenen Schaden geschehen könnte, Abbruch zu thun, jedoch mit dem gemessenen Befehle, ein eigentliches Gefecht zu vermeiden, und in keinem Falle über die Birs zu gehen. Diese Leute zogen muthbrün-

stig und eilends ihre Straße, und stießen bey Prattelen auf einen Vorposten von hundert Pferden. Diese kleine Abtheilung, die der auf die Schlacht beständig gefaßte Feind aufgestellt hatte, um die Eidsgenossen zu locken, wurde ohne Mühe geworfen. In der Freude über diesen Vortheil war der ernste Befehl der Hauptleute schnell vergessen, und die acht tausend unter Sancerre sahen sich mit so fürchterlicher Gewalt und Kraft angegriffen, daß ihnen nichts übrig blieb, als sich mit bedeutendem Verlurste an Mannschaft und Geschütz auf ihre unter Dammartin bey Muttenz verschanzt stehende Unterstützung zurück zu ziehen. Weder die Verschanzungen, noch ihre eigene Ermüdung, noch die Ueberzahl des nun auf mehr als das Doppelte seiner früheren Macht verstärkten Feindes, noch die Folgsamkeit gegen bereits übertretene Befehle ihrer Anführer hielten die Eidsgenossen von einem wüthenden Angriffe ab, in welchem sie mehr Tausende der Feinde, als sie selbst Hunderte zählten, in wilder Hast über die Birs zurückschlugen. Hier von der Höhe am Ufer des Flusses sahen sie das weit umher mit Todten bedeckte Feld, den Staub der feindlichen Flucht und das umringte Basel, das ihrer Hülfe zu bedürfen schien. Sie selbst waren noch vollzählig, prangten mit reicher Beute, und wollten siegtrunken unaufhaltsam über die Birs, jenseits welcher einige hundert Mann des Feindes sie mit Absicht neckten. Nicht weit vom Wasser hielt das ganze, vereinte, feindliche Heer. Der Staub der Flucht oder nahe Hügel mochten den Eidsgenossen diesen Anblick zum Theil entziehen, vielleicht glaubten sie auch, keine frischen Truppen, sondern nur die schon geschlagenen vor sich zu haben.

An dieser Stelle, in diesem entscheidenden Augenblicke empfingen die Eidsgenossen durch einen Söldner von Basel, der sich mit Lebensgefahr durchgeschlichen hatte, die letzte Warnung, daß der Dauphin mit seiner ganzen Macht jenseits der Birs halte, zugleich erneuerte die Stadt die Bitte,

daß sich die Eidsgenossen nach ihr hinziehen sollten, und, um diese Bewegung zu unterstützen, rückten drey tausend Mann aus den Thoren; Allein alles wurde verachtet und verworfen. Gegen das Zureden und die Befehle ihrer Hauptleute, die bey Ehre und Eid Gehorsam forderten, gegen alle Vorsichtsregeln des Krieges beschlossen sie, den Sieg zu vollenden, oder zu sterben. Es rannten die Eidsgenössischen Haufen, als wären sie von den unversöhnten Schatten der bey St. Jakob an der Sihl Mißhandelten, der bey Greifensee Gemordeten getrieben, ungeordnet und stürmisch in die Birs, um vor den Mündungen des feindlichen Geschützes und im Angesichte vielfach überlegener Gegner am andern Ufer hinaufzuklettern.

Die ganze Französische Artillerie brannte los. Nur mit bedeutendem Verlurste und getrennt erreichten die Eidsgenossen das jenseitige Ufer; da drang zu Fuß und zu Pferde die gesammte Macht der Armagnacen mit solcher Gewalt auf sie ein, daß sie ihre Reihen nicht mehr zu schließen vermochten. Fünf hundert Mann wurden auf eine vom Wasser umflossene Aue gedrängt, die Andern genöthigt, mitten durch die Feinde den früher verachteten Weg nach Basel zu suchen. Das hätte ihnen vielleicht gelingen können, weil die vorhin erwähnten drey tausend Basler sich immer noch zur Unterstützung der Eidsgenossen bewegten; aber zum Unglücke für die letztern bemerkten die Thurmwachen zu Basel eine starke feindliche Abtheilung, welche den ausgezogenen Bürgern den Rückweg nach der Stadt abzuschneiden drohte. Gezwungen und traurig mußten die Basler ihrer Stadt zueilen; die Eidsgenossen, dadurch jeder Aussicht auf menschliche Hülfe beraubt, und auf ihre eignen Kräfte zurückgewiesen, bemächtigten sich des ummauerten Siechenhauses bey St. Jakob.

Der Dauphin und viele Französische Feldherren, welche die Tapferkeit der Eidsgenossen ehrten, und überzeugt waren, daß sie nur mit ungeheurem Verlurste bezwungen werden könnten, wollten ihnen eine Capitulation anbiethen; aber der von

Haß durchdrungenene Oesterreichische Ritter, Peter von Mörsburg, fiel dem Grafen Dammartin zu Füßen, und erinnerte ihn, daß er geschworen habe, alle ohne Schonung zu vertilgen. In ganz Basel, wo man die Gefahr sehen konnte, war Jammer und Wehklagen. Die Eidsgenossen auf der Aue und bey St. Jakob aber vergaßen ein jeder die eigene Noth, und es schmerzte sie nur, nicht mit einander sterben zu können. Wohl bedauerten jetzt Viele das durch blinde Kühnheit verscherzte Glück des Tages, Andere warfen am Eingange der ernsten Ewigkeit einen reuenden Blick auf manche übermüthige That des verschwindenden Lebens. Mancher, der bey Greifensee zum Tode gestimmt, glaubte nun die rächende Hand des Schicksales zu erkennen. Viele hörte man rufen: „O Greifensee, rauh ist dein Nach, heut rächen sich die biederben „Leut von Greifensee!“ Aber in Aller Herzen herrschte der feste Entschluß, in dieser letzten Stunde wie Helden und freye Männer zu handeln. Die auf der offenen Aue wurden bald durch das Geschütz und die Angriffe der feindlichen Reiterey aufgerieben; sie hätten sich retten können, weil sie im Rücken keine Feinde hatten, allein sie verschmähten es, feldflüchtig zu werden. Länger als sie widerstanden die bey St. Jakob hinter den Mauern des Gebäudes, des Hofraumes und des Baumgartens. Drey Mahl schlugen sie den Sturm der Feinde ab. Zwey Mahl fielen sie mit übermenschlicher Anstrengung aus, und verbreiteten Schrecken und Verderben, so daß der Feind erstaunend wich, bis ihn die Vorwürfe des Deutschen Adels zu einer entscheidenden Unternehmung begeisterten. Die Artillerie warf die Mauer nieder, die den Eidsgenossen einigen Schutz gab. Deutschen Rittern gelang es, von hinten den Thurm, die Capelle und das Siechenhaus anzuzünden, während das ganze feindliche Heer, die Reiterey zu Fuße, mit unwiderstehlicher Gewalt hereinbrach. So, durch das Feuer und die Ueberzahl der Feinde zugleich gedrängt, erlagen die Eidsgenossen. Neun und neunzig, durch die Flammen von ihren Brüdern geschie-

den, wurden nach einigen Wochen in einem Gewölbe erstickt und ausgedörrt an den Mauern stehend angetroffen. Die Uebrigen, in der Todesnoth Löwen, gefühllos für den Schmerz der Wunden, stachen, schlugen, schossen in verzweifelter Gegenwehr. Einige rissen die Pfeile aus ihren Wunden, um sie wieder auf die Feinde zu schießen. Einen sah man, der mit der linken Hand stritt, nachdem er die rechte verloren hatte, einen Andern, der auf die Kniee, einen Dritten, der auf einen Arm gestützt, dem Tode nahe, am Boden liegend kämpfte, so daß Keiner ohne die Gesellschaft von fünf oder sechs todt um ihn her liegenden Feinden sich selbst dem Tode unterwarf, und Andere verwundet sich weit in die Feinde hinein wagten, um einen halb entseelten Freund durch eine Gasse von Erschlagenen zurück zu tragen. Endlich nach zehnstündigem Gefechte lagen anderthalb tausend Eidsgenossen todt oder verwundet auf der Wahlstatt. Aber das Feld von Prattelen herunter, wo der erste Angriff geschehen war, bis an den Ort der letzten Noth war von eilf hundert Pferden und acht tausend erschlagenen Feinden bedeckt. Von dem ganzen Eidsgenössischen Heere waren nur sechszehn entflohen, welche bey dem Uebergange über die Birs ihre Brüder verlassen hatten, dafür in ihrer Heimath mit Verachtung behandelt wurden, und kaum der Hinrichtung entgingen, weil sie, dem Eidsgenössischen Kriegsgesetze zuwider aus der Schlacht flüchtig geworden waren, und nicht Leib und Leben mit den Ihrigen zugesetzt hatten. Von zwey und dreyßig schwer Verwundeten, die sich auf dem Schlachtfelde fanden, wurden zu Basel einige wenige hergestellt.

Das ist der Tag von St. Jakob an der Birs, der von vielen Geschichtschreibern den größten Heldenschlachten Roms und Griechenlands nicht nur gleich gestellt, sondern vorgezogen wird, und der in unsern Tagen zu allgemeiner, edler Nachahmung hätte dienen sollen, dann würden die eine üble Rechnung gezogen haben, welche gekommen sind, uns zu plün-

dern. — Der Dauphin schwur, eine solche Tapferkeit noch nie gesehen, und einen so kostbaren Sieg noch nie errungen zu haben. Tschudi sagt: „Er hätt oft gewünscht, daß sie wie„der lebtind, und in seines Vaters Dienste wärind um großen „Sold. Er redete bey seiner Conscienz, daß er nie ein här„ter Volk erhört hett, und wellt sie nit weiter versuchen.“ Seine Feldherren, die Glieder des Conciliums, Alle stimmten in Bewunderung der Eidsgenössischen Helden überein, so daß ihr von Schwäbischen Rittern vergebens geschmäheter Nahme durch diese That in fernen Ländern groß geworden ist.

Burkard Mönch.

Nach geendigter Schlacht ritt Burkard Mönch von Mönchenstein auf Landskron, der während der Schlacht beobachtend in der Vorburg zu Mönchenstein geblieben war, mit andern Rittern und Edlen zwischen den Erschlagenen hin, die ungeheuern Leichname zu besehen, die noch im Tode mit trotzigem Antlitze da lagen. Er erblickte einen mit dem Tode ringenden Eidsgenossen, und rief, um ihm noch den letzten Augenblick zu verbittern, spottend zu seinem adelichen Begleite: „Heute baden wir in Rosen!“ Der gehöhnte Held riß sich mit der letzten Kraft auf: „Friß auch eine der Rosen!“ rief er, und schleuderte stark und richtig einen Stein. Mit zerschmetterten Augen, Nase, Mund, blind und sprachlos sank Burkard Mönch vom Pferde, litt noch drey Tage, dann starb er. Also endete Einer, der vornehmlich die Feinde ins Land geführt, und den Eidsgenossen den Tod bereitet hatte, mitten unter denen, die seinem Hasse zum Opfer gefallen waren.

Aufhebung der Belagerungen von Farnsburg und Zürich 1444 den sechs und zwanzigsten und den neun und zwanzigsten August.

Indeß bey Basel die Todten begraben, oder verbrannt wurden, warteten die Eidsgenossen im Lager vor Farnsburg

immer noch auf die Rückkehr der funfzehn hundert, da brachten ihnen fliehende Bauern Nachricht von der Schlacht. Von Schmerz und Schreck ergriffen, eilte jeder seiner Heimath so schleunig zu, daß weder an die Sicherung des Geschützes, noch an die Deckung des Rückzuges gedacht wurde. — Gleiche Wirkung that dieselbe Nachricht im Lager vor Zürich. Die Stadt erhielt die erste Meldung durch Thüring von Hallwyls Läufer, der sich durchgeschlichen hatte. Mit einem Mahle wurden alle seit mehreren Wochen stille gestellten, großen und kleinen Glocken geläutet, Trompeten, Pauken, Musik, Freudengeschrey erschallten. Die Belagerer spotteten über diesen ihnen unerklärlichen Jubel, bis sie selbst durch den Stadtläufer von Basel die Nachricht ihres Verlurstes erhielten. Schnell nach diesem ersten Unglücksbothen erschien ein Läufer von Bern, der alles Volk von Bern und Solothurn heim mahnte, weil der Dauphin mit seiner gesammten Macht gegen diese Städte im Anzuge sey. Vergebens stellten Einige vor, es sey besser, die Belagerung fortzusetzen, und das ganze Heer zusammen zu halten. Dieses wurde aufgelöst. Bern und Solothurn nahmen bey Lenzburg im Aargaue, Zug und Luzern in den freyen Aemtern eine Stellung. Die Uebrigen zogen heim. Die Nachhuth hatte solche Eile, daß sie nicht ein Mahl das Lager ganz aufhob, sondern nebst Karten und Würfeln, auch Waffen, Zelte und Geld zurück ließ, und als sie unordentlich den Albis hinauf zog, durch die nacheilenden Zürcher einen empfindlichen Verlurst erlitt.

Friede mit den Armagnacen. 1444 den acht und zwanzigsten Oktober.

Die Besorgniß vor weitern Angriffen der Armagnacen hatte keinen Grund gehabt. Ludwig empfand geringe Lust, mit einer bedeutenden Eidgenössischen Macht zu schlagen, nachdem er eine so kleine Schar nur mit äußerster Mühe und ungeheurem Verlurste nicht sowohl besiegt, als vernichtet hatte.

Auch machte man ihm solche Beschreibungen von der Tapferkeit und Armuth dieses Volkes, von der Unbezwingbarkeit seines unwegsamen Landes, daß er fest beschloß, diesen Krieg nicht weiter fortzusetzen. Nur gegen Basel wurden noch drohende und listige Unterhandlungen gepflogen, und, als man die Stadt nicht bewegen konnte, unter den Schirm der Krone Frankreich zu treten, für den Abzug wenigstens eine Summe Geld ertrotzt. Seinen Pflichten gegen das Haus Oesterreich, dem er eigentlich zu Hülfe gezogen war, glaubte der Dauphin durch die Schlacht und durch die Aufhebung der Belagerungen von Farnsburg und Zürich ein Genüge geleistet zu haben. Daher verließ er die Eidsgenossenschaft, ging mit seinen aufs Neue verstärkten Scharen zwischen Laufenburg und Waldshut über den Rhein, und noch lange fühlte das wehrlose Deutschland die Geißel dieser grausamen Horden. Mit den Eidsgenossen aber schloß Ludwig am acht und zwanzigsten October zu Ensisheim einen Frieden auf den Fuß ehrenvoller Gleichheit.

Streifereyen. 1444 — 1446.

Der Krieg unter den Eidsgenossen selbst dauerte noch bis ins Jahr 1446. Große Schlachten, wichtige Belagerungen zeichnen ihn nicht mehr aus. Zwar sagten aufs Neue fast unzählige Fürsten, Grafen und Edle den Eidsgenossen ab, unter ihnen Thüring von Aarburg und Wolfhard von Brandis, Landmänner von Schwytz und Glarus, Bürger von Bern, bey denen blinder Haß das Gefühl der Dankbarkeit für empfangene und das Bedürfniß künftiger Wohlthaten so sehr erstickte, daß sie die vieljährigen Bemühungen für ihre Ansprüche auf das Tockenburgische Erbe mit Fehden belohnten. Selbst Graf Heinrich von Sargans, uneingedenk, daß er dem Landrechte von Schwytz und Glarus den Besitz seiner ihm von den Zürchern abgenommenen Herrschaft zu verdanken habe, und daß ihm erst vor Kurzem eine Untreue verziehen

worden war, schämte sich nicht, den Glarnern, seinen Wohlthätern, den Krieg anzukündigen. Obschon also die Feinde der Eidsgenossen sich täglich mehrten, und die Uebermacht ganz auf ihrer Seite war, so wurden dennoch aus Furcht vor dem Muthe und dem Glücke der Eidsgenossen entscheidende Unternehmungen mit Sorgfalt vermieden, dagegen durch verwüstende Streifzüge das Land unglücklich gemacht, und die erbitterten Gemüther noch mehr erhitzt. Den Eidsgenossen war allerdings eine solche Art Krieg zu führen, durch die sie in beständiger Unruhe erhalten wurden, und keine Erfolge bezweckten, höchst lästig; aber auch den Gegnern half sie in der Hauptsache wenig oder nichts, denn die Eidsgenossen verwahrten ihre Landmarken mit solcher Wachsamkeit, und behaupteten sie so tapfer, daß der Feind eigentlich nie in ihr Land eindrang, und daß in dem langen Kriege jährlich achtzehn tausend Pflüge sicher im Felde gingen, obschon es sich nicht läugnen läßt, daß sich das Glück nicht mehr so ungetheilt, wie in früheren Feldzügen, zu Gunsten der Eidsgenossen erklärte, sondern auch ihren Gegnern Manches gelang. Es müßte hier allzu weit führen, die verschiedenen Anschläge auf das Aargau oder auf Baden, Mellingen, Bruck, Bremgarten, den Zug der Eidsgenossen nach Feldkirch, die Einnahme von Sargans, die vielen Gefechte an den Ufern des Zürich-Sees, die schon erwähnte Einschließung und Verproviantierung von Rapperschwyl, die Waffenthaten bey Wollrau und Wigoldingen und an der schon durch eine Niederlage Oesterreichs berühmten, nur den Siegen der Freyheit günstigen Wolfshalde, die mannigfaltigen Seetreffen, und die fast unzähligen Streifzüge, Neckereyen und Versuche, sich gegenseitig durch sinnreiche List oder offene Gewalt Schaden zu thun, aus einander zu setzen. Mit demselben Stillschweigen wurden schon übergangen, und werden noch übergangen werden, die Fehden der Stadt Basel, welche sich in diesem Kriege ganz zu den Eidsgenossen gehalten hatte, gegen Laufenburg, Rheinfelden, Se-

ckingen, und gegen den umliegenden, ihr größten Theils verbürgerten Adel, durch dessen Zuthun hauptsächlich die Armagnacen in die Schweiz gekommen waren, und wider Basel und die Eidsgenossen Rath und Unterstützung erhalten hatten. Alle diese feindseligen Herren, Ritter und Knechte wurden nicht bloß befehdet, sondern auch durch einen feyerlichen Rathsschluß von allen Bürgerrechten, Rathswahlen und häuslichem Aufenthalte zu Basel auf ewige Zeiten ausgeschlossen. Indessen traf dieser Spruch nur die persönlich Schuldigen und nicht auch die Unschuldigen, so daß von manchem Geschlechte der Eine ausgeschlossen war, während ein Anderer unverletzter Ehre und bedeutenden Ansehens in der Stadt genoß. — Ueber Alles dieses hinweg eilen wir zum Schlusse des jedem Wohldenkenden höchst unerfreulichen Krieges, der dem Vaterlande so tiefe Wunden schlug, und, den Ruf des Muthes und der Tapferkeit ausgenommen, weder Vortheil, noch Ehre brachte.

Schlacht bey Ragatz. 1446 den fünften März.

Hans von Rechberg, die Seele aller Unternehmungen gegen die Eidsgenossen, brachte mit Hülfe Wolfhards von Brandis ein Heer von sechs tausend Mann zusammen, mit welchem er gegen Sargans und das Innere der Schweiz etwas Entscheidendes auszuführen gedachte. Die Eidsgenossen wurden durch die Appenzeller von dieser Gefahr unterrichtet, und ordneten unter dem alten Jost Tschudi und Ital Reding, dem Sohne, eilf hundert Mann, um dem Feinde zu begegnen, und ihn, wo möglich, zu zersprengen, ehe er alle seine Kräfte gesammelt hätte. Dieser Plan gelang nicht nach Wunsche, die Eidsgenossen welche bey Ragatz über den Rhein gegangen waren, fanden keinen Feind, machten sich nach grausamen Verwüstungen wieder auf den Heimweg, und nahmen sorglos ein Nachtlager zu Mels. Da ging Rechberg noch denselben Abend mit seiner ganzen Macht und vielem Geschütze

über den Rhein, und besetzte Ragatz. Die Schweizer, von seiner Annäherung unterrichtet, ordneten sich, und rathschlagten, ob sie den Feind in ihrer vortheilhaften Stellung erwarten, oder ihn im freyen Felde aufsuchen wollten. Die Glarner, welche das auf den folgenden Tag fallende Nahmensfest ihres Schutzheiligen, Fridolins, mit einem Siege feyern zu können hofften, entschieden für das Letztere. Früh am Morgen brachen die Eidsgenossen auf; der kaum erwachte Feind saß eben beym Frühstücke, nach welchem er auf Mels zu ziehen gedachte. Rechberg, der auf Kundschaft ausgeritten war, erblickte die Eidsgenossen zuerst, schätzte mit kundigem Blicke ihre Stärke, eilte nach Ragatz zurück, war voller Freude, und hoffte mit Zuverläßigkeit auf den Sieg. Nicht alle in seinem Heere theilten seine Gesinnungen, Einige erstaunten, Viele fürchteten List oder Verzweifelung; doch ordneten sich die Feinde schnell und gut genug. Ihre Verlegenheit beschreibt Tschudi mit folgenden spottenden Worten: „Also würscht „jedermann auf vom Tisch ab dem Essen, und rüstend sich „schnell zu Roß und zu Fuß, des Rechbergs Bothschaft freut „etlich so wohl, daß ihnen der Löffel ob dem Essen vor Schre„cken entfiel, die sich vorhin ußton (ausgethan) hattend, viel „Eidsgenossen umzebringen.“ — Die Feinde rückten aus dem Dorfe. Die Eidsgenossen thaten den Angriff. Das feindliche Geschütz spielte nicht ohne Wirkung, aber die adeliche Reiterey, die einen Anfall wagte, wurde geschlagen, und plötzlich brach die ganze Mannschaft der Eidsgenossen kräftig und schrecklich auf den Feind los. Beym Anblicke der bekannten, siegreichen Banner und der muthentbrannten Streiter erwachte in dem Adel die Erinnerung an die Schlachtfelder von Sempach und Näfels, er ließ sich vom ersten Schrecken hinreißen, und sein Heer löste sich auf. Die Ritter, welche sich vorher großer Thaten vermessen hatten, sprengten so eilig fort, daß das Fußvolk hülflos fiel, von den Rittern selbst aber nur zwölfe erschlagen wurden. Von den fliehenden Feinden ging

noch ein Drittheil in den Fluthen des nahen Rheines unter. Die siegtrunkenen Eidsgenossen beschlossen, die Schlacht zu Ehren St. Fridolins ewig zu feyern. Sargans wurde von den Eidsgenossen wieder verlassen, und in so fern war der Sieg fruchtlos, aber diese Schlacht, die dem Adel den Rest seines Muthes nahm, endigte den Krieg, und wurde dadurch folgen = und gewinnreicher, als keine der früheren.

Friede der Eidsgenossen. 1450 den dreyzehnten July.

Die großen Kosten und der unersetzliche Verlurst dieses Krieges hatten schon seit Langem alle Theilnehmer müde und überdrüssig gemacht, sie überlegten, daß durch beharrliche Fortsetzung der Feindseligkeiten sich jeder am Ende selbst verderben werde. Die Eidsgenossen fürchteten die endliche Zerrüttung ihres Bundes. Der Kaiser war hinlänglich beschäftigt, um an den Ostgrenzen seines Reiches den Einfällen der Hungarn zu widerstehen, und seinen gefährlichen Bruder Albrecht einzuschränken. Der Adel, von dem Kaiser und seiner mächtigen Hülfe verlassen, war wehrlos, denn auch den Beystand der Armagnacen, die ihm selbst so verderblich geworden waren, wünschte er sich nicht mehr. Die Zürcher standen am Rande des Verderbens. Die Stadt war von der für jene Zeiten ungeheuren Schuldenlast von einer Million und siebenzig tausend Gulden gedrückt. Ihr Credit war so gesunken, daß sie, der man kurz zuvor Geld um vier Prozent angebothen hatte, nun um sieben und einen halben Prozent mühsam suchen mußte. Mit dem öffentlichen nahm auch der Privat = Wohlstand ab. Der Preis der Wohnungen sank tiefer, als seit dritthalb hundert Jahren. In gleichem Maße schwand durch Krieg und Pest die Bevölkerung zu Stadt und Land. Das Gebieth war ganz verödet, und die Stadt, welche im Jahre 1410 zehn tausend fünf hundert und siebenzig Einwohner gezählt hatte, zählte im Jahre 1467 noch vier

tausend fünf hundert und zwey und dreyßig, und doch hatte sich damahls die Bevölkerung seit dem Frieden wieder etwas gehoben. Das Gebieth der Stadt war von den Eidsgenossen erobert, oder also verwüstet, daß Haus und Hof im Schutte lagen, und Felder, Weingärten und Wiesen durch hoch aufgeschossenes Unkraut fast unkenntlich wurden. In dieser Lage mußte Zürich befürchten, in kurzer Zeit entweder durch die Waffen der Eidsgenossen oder durch Oesterreich, diesen seinen gefährlichen Bundesgenossen, die wohlerworbene und lange rühmlich behauptete Freyheit zu verlieren. — So wurde denn der Friede ein Werk der Nothwendigkeit und der Ueberzeugung von der Vergeblichkeit eines längern Krieges. So fruchtlos mancher frühere Friedensversuch abgelaufen war, so wahrscheinlich wurde jetzt allmählig die Hoffnung eines guten Erfolges. Dennoch kostete es unendliche Mühe, die Streitenden einander näher zu bringen, weil Zürich und Schwytz immer noch auf den Grundsätzen und Forderungen beharrten, welche einst Stüßi und Reding so hartnäckig aufgestellt hatten, und weil der Grimm und die Rache über den gegenseitig erlittenen Schaden nicht weichen, noch schwinden wollte. Gewiß hätte sich ohne die thätigste Theilnahme und unermüdete Geduld edelgesinnter Männer, unter denen der Churfürst Ludwig von der Pfalz mit ehrenvoller Auszeichnung zu nennen ist, die ganze Friedenshandlung wieder zerschlagen. Aber unaufhörliche Vorstellungen und öftere Zusammenkünfte erweichten endlich die Gemüther. Die alten Partheyführer waren todt. Man fing an, sich nach der ehevorigen Eintracht zu sehnen, und Zürich und Schwytz ließen sich zur Anbahnung des Friedens wechselseitige Opfer gefallen. Ein Waffenstillstand wurde geschlossen. Frühe am Sonntage der heiligen Dreyfaltigkeit, den zwölften Brachmonath 1446 erklang in allen Eidsgenössischen Städten und Ländern von allen Glocken das Freudengeläute hergestellten Friedens, vertrieb den Trübsinn des Hasses und der Sorgen, weckte in dem Greisen die Hoffnung

eines ruhigen Abends nach kummervollen Tagen, in dem Jünglinge den Muth fruchtbarer Arbeit für Haus und Glück. Die Zürcherschen Landleute verließen die Stadt, und kehrten wieder zu ihrem verheerten Eigenthume. Viele beseufzten bey diesem traurigen Anblicke die Härte weniger Menschen, die ein Unglück über das Land gebracht, und einen Wohlstand zerstört hatten, den schwere Arbeit vieler Geschlechtsfolgen nicht ganz herzustellen vermochte. Die Bidersten, die den Segen langen Friedens hofften, faßten den Muth, das Land wieder zu ordnen. Andere, des häuslichen Lebens entwöhnt, Liebhaber der Unordnung, des Müßigganges, der Zügellosigkeit, hatten an Waffen und Fehden eine zu große Lust gewonnen, als daß sie mit Freudigkeit in die stille Ruhe, gesetzliche Ordnung und nützliche Thätigkeit des sanften Friedens eingegangen wären.

Nach Abschluß des Waffenstillstandes begannen lebhafte Unterhandlungen. Aus ihrem Gange wurde bald klar, daß zuerst die Hauptfrage entschieden werden müsse: „Ob Zürich „ferner in dem Bunde der Eidsgenossen bleiben solle oder „nicht.“ Zur Entscheidung dieser Frage wurden von Zürcherscher Seite Heinrich Effinger, Statthalter, und der Stadtschreiber von Cham, von Eidsgenössischer Seite Petermann Goldschmid, Schultheiß von Luzern, und der Landammann Ital Reding als Schiedsrichter niedergesetzt, und da sich diese nicht vereinigen konnten, so wählten sie zu ihrem Obmanne, Peter von Argun, Ritter, Bürgermeister von Augsburg. Er, nachdem er viele vergebliche Versuche gemacht, die Frage ohne eigentlichen Rechtsspruch gütlich zu lösen, sprach endlich in Lindau zu Rechte: „Daß die von Zürich dem Eids„genössischen Bunde in allen Stücken nachkom„men sollen.“ Diese Nachricht traf die Zürcher wie ein Donnerschlag. Wehklagen, Traurigkeit, Verlegenheit war bey Hohen und Niedern allgemein. Man empfand eigentlich keinen Aberwillen gegen die Wiedervereinigung mit der Eidsgenossenschaft; aber durch diesen Ausspruch trat der alte, bun-

desgemäße Rechtsgang der Eidsgenossen wieder ein, man mußte den Schwytzern nach den Urkunden der alten Bünde in den Einsiedeln zu Rechte stehen, und man fürchtete, vor diesen gereizten, tiefgekränkten Richtern Alles, nicht nur die Ansprüche auf das Tockenburgische Erbe, nicht nur Pfäffikon und Wollrau, nein, auch den besten Theil des noch übrigen Gebiethes zu verlieren. Der Rechtstag wurde eingeleitet. Darüber war man bald einig, den Oesterreichischen Bund, die Eroberungen der Eidsgenossen und die Kriegskosten als Hauptpunkte der Unterhandlung aufzustellen. In den Einsiedeln saßen dieselben Schiedsrichter, wie zu Lindau, und auch hier wieder mußten sie einen Obmann ernennen; allein das war eben die größte Schwierigkeit, über die man nicht zusammen kommen konnte, weil die Schwytzer einen fremden Obmann hartnäckig verwarfen, und den Zürchern die Unpartheylichkeit eines Eidsgenössischen verdächtig schien. Endlich bath man die Reichsstadt Ueberlingen, aus einer gewissen Zahl ihr von beyden Partheyen vorgeschlagener Eidsgenossen denjenigen zu wählen, welcher ihr der Beste scheine. Die Wahl dieser Stadt fiel wirklich auf den Besten, auf den Ritter Heinrich von Bubenberg, Herrn von Spiez, Schultheißen der Stadt Bern, und dieser sprach zu Rechte: „Daß der Oesterreichische „Bund abgethan, und der Friedensschluß von 1440 „gültig seyn solle.“ Mehrere Nachrichten melden, Bubenberg habe den Zürchern, Schwytzern und Glarnern ein gemeinsames Burg- und Landrecht mit den Tockenburgischen Unterthanen zugesprochen; es sey aber die Theilnahme von Zürich abgelehnt worden. — So endete den dreyzehnten Juli 1450 ohne bedeutende Veränderungen im Länderbesitze ein Krieg, der bis ins funfzehnte Jahr blutig und verwüstend geführt worden war; „ein Krieg, sagt Bullinger, der viel besser und weiser, nie angefangen worden wäre;“ der aber den Eidsgenossen, wenn sie in vielen folgenden Fällen lieber die Stimme der Vernunft, als die Lockungen der Leidenschaft

hätten anhören wollen, die kostbare Erfahrung hätte geben können, daß fremde Hülfe jederzeit gefährlich sey, und mehr Schaden, als Nutzen bringe.

Allgemeiner Friede. 1450.

Das Haus Oesterreich und die Eidsgenossen sollten zu Ulm auseinander gesetzt werden; weil aber Oesterreich beharrlich alte Ansprüche, die es nicht durchzusetzen vermochte, behauptete, so geschah kein entscheidender Spruch, und die Feindseligkeiten erloschen, ohne daß ein Friede geschlossen worden wäre. — Die Ausgleichung Oesterreichs mit der Stadt Basel geschah vor dem Bischofe zu Basel. — Der Stadt Zürich wurde die Grafschaft Kyburg von dem Herzog Sigmund, der wohl einsah, daß er sich nach der Wiederaussöhnung der Eidsgenossen nicht im ruhigen Besitze würde behaupten können, gegen Erlassung einer Schuldforderung von vier und zwanzig tausend Gulden zurück gegeben. Diese Rückgabe hatten die Zürcher hauptsächlich dem großen Nachdrucke zu danken, mit welchem die Eidsgenossen beym Herzoge die Rückzahlung der schuldigen Gelder betrieben. Ueberhaupt waren die Eidsgenossen der damahligen Zeit so klug, jeden Schaden und Verlurst zu verschmerzen, jeden Unwillen fallen zu lassen, und jede Erinnerung an jene bösen Jahre so schnell, als möglich, zu verwischen, damit die uneidsgenössische Erbitterung, bey welcher nur die ausländischen Mächte Vortheile finden konnten, sich wieder in die alte Vertraulichkeit auflöse, bey der einst Allen so wohl gewesen war. — Allerwärts kehrten also Friede, Ruhe, Eintracht und Freude zurück, nur die Böcke, Zürichs Vorfechter, blieben durch die Weigerung der Eidsgenossen von dem Frieden ausgeschlossen. Die Stadt wollte sie zwar nicht verlassen, allein diese wackern Männer mochten nicht, um ihres Wohles willen, das Heil des Vaterlandes aufhalten, oder zerstören, erschienen vor dem Rathe, und bathen: „Weil doch ein Mahl die Eidsge-

„nossen sie durchaus nicht in den Frieden einschließen wollen, „denselben ja nicht etwa zu verzögern; sie werden sich selbst „helfen!“ Hierauf verließen sie das Land, kauften das Schloß Hohenkrähen in Schwaben, hielten sich dort stille, und warteten, bis die Zeit und ihre vielen Bitten vor den Tagsatzungen den Unwillen der Eidsgenossen mildern würden. Das Mitleiden mit ihrer Lage machte Viele aus den Ländern zu ihren Fürsprechern, und der Landammann Fries von Uri ließ sich einst verlauten: „Man könnte diesen Leuten neue Feind„seligkeiten und selbst die Gefangennehmung eines angesehenen „Eidsgenossen nicht verargen.“ Davon hörten die Böcke, und machten den Landammann selbst, als er einst den Zürich-See hinunter fuhr, zum Gefangenen. Er, zwar unerschrocken, aber erstaunt, sprach: „Euch ist gut rathen, liebe Gesellen; „ich habe aber nicht gemeint, daß es mich selbst angehen „sollte.“ Sie führten ihn nach Hohenkrähen, und hielten ihn wohl. Er schrieb an die Eidsgenossen. Diese mußten sich nun gefallen lassen, den Frieden, den sie den Böcken nicht hatten geben wollen, von ihnen um drey hundert Gulden Lösegeld zu erkaufen. Unmuthig zählte ihnen Ital Reding das Geld zu; doch ehrte er ihre Tapferkeit, und sie gelobten, und hielten einen treuen Frieden. — Im Laufe des alten Zürich-Krieges war die Benennung Schweiz für alle Eidsgenössischen Länder gebräuchlich geworden, und aus dieser Zeit schreibt sich der Nationalnahme unsers Volkes, die Schweizer.

Sechstes Capitel.

Die geistige Bildung der Eidsgenossen.

Vom Jahre 1418 — 1450 u. d. f.

Religion und Cultur.

In Folge des Conciliums zu Constanz waren in der Eidsgenossenschaft die Regeln, die Zucht und die Thätigkeit einiger weniger Klöster verbessert, oder hergestellt worden, sonst war nichts geschehen, und Religion und Wissenschaften waren im Allgemeinen in der alten, schlechten Verfassung.

Die Religion beruhte meistens, wie vor der Ankunft Jesu unter den Juden, auf leeren Ceremonien, und die herrschende Sitteneinfalt und Frömmigkeit war mehr ein Erbtheil der Väter, als eine Vertrautheit mit dem Geiste und der Lehre Jesu. Die Artikel und Gebräuche der ein Mahl eingeführten Religion, von denen man Etwas kannte, oder die man verstand, wurden regelmäßig beobachtet, und ohne weitere Prüfung von ganzem Herzen geglaubt. Doch zeigte sich hie und da viel Hang zu verborgener und sektirischer Religion, welche weit von den Grundsätzen der Kirche abwich, und deren Ursprung man hauptsächlich der sichtbaren Mangelhaftigkeit der letztern zuschreiben muß; oder es standen Propheten auf, die mit einer schwärmerischen Zuversicht, welche selbst im Gefängnisse und in den Flammen des Scheiterhaufens Stich hielt, das Ende aller Dinge verkündeten, weil es von jeher die Krankheit gottseliger Christen gewesen ist, von solchen Dingen mehr wissen zu wollen, als Christus selbst; oder es zeigten sich weisere Lehrer, die mit Kraft und Erfolge das morsche Gebäude des kirchlichen Lehrsystems erschütterten. Wenn aber schon hie und da einige, für jene Zeiten musterhafte, Lehrer und Prediger die ächte Lehre Jesu zu verkündigen

fuchten, so schienen doch den Meisten der alte Sauerteig, Bilder, seltsame Historien, Fasten, Kasteyungen, blinder Gehorsam, Menschensatzungen, sinnloser Lateinischer Gesang und höchstens ein herzliches Gebeth der dem gemeinen Manne gebührende Unterricht. Die Lauheit der Andacht bey einem so geistlosen Gottesdienste suchte man durch äußerliche Pracht und blendenden Sinnenreiz wieder aufzufrischen, worin sich unter den Eidsgenossen vorzüglich Zürich, selbst in den Zeiten großer Noth und Dürftigkeit, welche der lange Krieg über diese Stadt gebracht hatte, auszeichnete. Den Pabst betrachtete man als den sichtbaren Mittelpunkt der göttlichen Macht auf Erden, als den, der in geistlichen Dingen allen Menschen unfehlbar gebiethe; allein sobald er und seine Priester ihre Machtvollkommenheit auf weltliche Dinge ausdehnen, oder sich der bürgerlichen Ordnung und den Landesgesetzen entgegen stellen wollten, war, wie wir schon mehrmahls in auffallenden Beyspielen gezeigt haben, die letzte Spur dieses ehrerbiethigen Gehorsames verschwunden; aber nie verschwand mit der Achtung für das sichtbare Oberhaupt der Kirche auch die Achtung für das unsichtbare, geistige Wesen, welches die menschliche Sprache Gott nennt, und dem wir jede Macht, jede Kraft, und jeden Vorzug im höchsten Maße zuschreiben. Die Eidsgenossen, welche sich zuweilen wenig um die Römischen Satzungen bekümmerten, waren dennoch voll jener herzlichen Religiosität, die bey einem verständigen und unverdorbenen Volke immer zu finden ist. Der einzige Grund, warum die eingeschlossene Besatzung zu Greifensee nicht sich selbst mit dem Schlosse den Flammen opferte, war, weil sie nicht, in Ermangelung eines Priesters, ohne Beichte in die Ewigkeit gehen wollte. Als Holzach von Menzingen die Herzen der erbitterten Eidsgenossen zur Milde gegen sie zu stimmen versuchte, rief er der versammelten Gemeinde zu: „Eidsgenossen, „bidere Männer, fürchtet Gott, schonet unschuldiges „Blut!“ Als seine Gründe nichts vermochten, endete er mit

den Worten: „Gott läßt das nicht ungerochen bleiben!“ — Mit welchem kindlich frommen Sinne schreiben nicht gleichzeitige Geschichtschreiber Redings Tod und viel nachfolgendes Unglück der Eidsgenossen der vergeltenden Vorsehung für diese That zu. Wie zeigt es sich aus dem Rufen Vieler bey St. Jakob: „O Greifensee, rauh ist dein Nach!“ daß diese Ansicht auch Meinung des Volkes war. — Wenn die Eidsgenossen in die Schlacht gingen, erflehten sie zuvor den Segen des Herrn der Heerscharen, und wenn sie gesiegt hatten, war es ihr erstes Geschäfte, dem allmächtigen Geber des Sieges zu danken, und fromme Gedächtnißfeste anzuordnen, bey welchen der Dienst des Herrn die Zuversicht auf ihn befestigen, und Freudengenuß die Herzen des Volkes erheitern, und seinen Muth erfrischen sollte. — Wie weit die Ueberzeugung der Eidsgenossen ging, daß Gott die Welt lenke, und jeder gerechten Sache den Sieg gebe, leuchtet am stärksten aus dem Benehmen der Glarner hervor, welche mit einer zwar abergläubischen, aber herzlichen und kindlichen Frömmigkeit noch im Jahre 1423 die Ordalien des Mittelalters übten, und einen schweren Prozeß zwischen zwey ihrer Landsleuten, welchen die Obrigkeit nicht entscheiden konnte, unter mancherley Feyerlichkeiten in öffentlichem Zweykampfe mit dem Schwerte entscheiden ließen, und durch den Ausgang der Sache ihren Glauben bestätigt sahen. — Die Urkunde des Bundes, welchen Zürich und Bern im Jahre 1423 mit einander schlossen, hebt mit den Worten an: „daß der Allmächtige Gott sie so beschirmt habe, daß „nun ihr beyder Städte Gericht und Lande zusammen stoßen.“ Das Andenken treuer Freundschaft oder großer, dem Vaterlande geleisteter Dienste verewigten die Eidsgenossen am liebsten an heiligen Stellen. An jedem Orte, wo eine wichtige vaterländische Begebenheit vorgefallen, wurde eine Capelle zur Ehre des Herren erbaut. Viele dieser begeisternden Denkmahle der Thaten unseres Volkes stehen noch,

viele derselben hat die Reformation zugleich mit den Gedächtnißfesten der Thaten unserer Väter zerstört, ohne sie durch andere, dem Geiste der Reformirten Kirche angemessener scheinende zu ersetzen. Daher läßt es sich erklären, daß in den Katholischen Gegenden unsers Vaterlandes noch viele Begebenheiten unserer großen Geschichte im Munde des Volkes sind, und bey ihm eine lebendige Liebe zu seiner alten Freyheit erhalten, während bey den Reformirten Bewohnern unsers Landes, die nicht eine gewählteré Erziehung genossen, das Andenken an jene Ereignisse bis auf die letzte Spur verschwunden ist. — Als Luzern im Jahre 1422 der erste Ort war, der denen von Uri und Obwalden Hülfe zur Wiedereroberung von Bellenz zusagte, so wurde diese Bereitwilligkeit dadurch auf die Nachwelt gebracht, daß die Wappenschilde von Luzern und Uri in der Hauptkirche zu Luzern und in der St. Jakobs-Capelle nahe bey Altorf, durch eine Kette zusammen geschlungen, gemahlt wurden. — Diese und tausend andere Züge sind uns Bürgen für die unerschütterliche Achtung, welche die alten Eidsgenossen gegen den Herren des Himmels und der Erde hegten, und wir müssen einzig bedauern, daß so viel natürlicher Sinn für ächte Frömmigkeit nicht durch richtigere Einsicht in die heiligsten Wahrheiten geleitet, und daß das Licht dieser hellen Gemüther von der künstlichen Finsterniß der Kirche und der herrschenden Unwissenheit verdunkelt wurde. Sonst wäre das Volk in den Gebirgen, wenn es an der Ernte zweifelte, gewiß nicht auf den Einfall gekommen, in Harnisch und Waffen, mit langen, dicken, unten beschlagenen Stöcken auf den Dörfern umher zu ziehen, und es für Verehrung Gottes zu halten, wenn es sich schlage, und seltsame Sprünge mache, oder bey vielen Gelegenheiten seine Ehrfurcht gegen Gott auf eine ähnliche Weise darzuthun versuche.

Von den Wissenschaften läßt sich noch weniger sagen, als von einer gründlichen Kenntniß der Offenbarung.

Die Hirngespinnste, welche Einige für Wissenschaften ausgaben, verdienten diesen Nahmen eben so wenig, als sie eine gesunde Nahrung für das bildungsbedürftige Volk waren. Wenn solche Spitzfündigkeiten zu nichts Anderm dienten, als daß geistliche und weltliche Schwätzer den einfachen Sinn des Rechtes und den Verstand ihrer Schüler und Zuhörer verwirren konnten, so machte zu gleicher Zeit die Unwissenheit in alten Sprachen die Früchte der höchsten Ausbildung des menschlichen Geistes und die Urkunden des Christenthumes unzugänglich. Welche Finsterniß mußte damahls noch herrschen, daß in den der Eidsgenossenschaft geistesverwandten Deutschen Landen ein Mönch predigen konnte: „Man hat „jetzt eine neue Sprache erfunden, die Griechische, sie ist aller „Trennungen Mutter, es ist in derselben ein Buch herausge„kommen, das Neue Testament, in dem sind viel gefährliche „Stellen. Jetzt entsteht eine andere Sprache, die ist Hebräisch, „und wer die lernt, wird ein Jude.“ — In den sämmtlichen Eidsgenössischen Landen war bis auf die Stiftung der Universität Basel, welche im Jahre 1460 erfolgte, nirgends öffentlich und von Staats wegen für Gelehrsamkeit gesorgt. Es war schon viel, wenn in einer bedeutenden Stadt ein etwas unterrichteter Mann an der Spitze der Schulen stand. Lesen und Schreiben war etwas so ungewöhnliches, daß, wer fertig lesen, etwas dollmetschen, die ersten Regeln der Sprachlehre hersagen, erträglich singen, oder wohl gar noch eine Rechnung stellen konnte, und sich einer gewissen natürlichen Beredsamkeit erfreute, zu einem Pfarrer vollkommen tauglich war. Eine Sitte, die in unsern gelehrten und aufgeklärten Tagen wieder viele Anhänger und Vertheidiger zu erhalten scheint. Die belehrenden Schriften der alten Griechen und Römer lagen in großer Zahl im Stifte St. Gallen in einem finsteren Thurme, wo sie zum Theile von Fremden dem Staube und der Vergessenheit entrissen wurden. In den Städten war nicht ein Mahl ihr Nahme bekannt. — Alle Dichtkunst der Minnesän-

ger war verschwunden, und die Tonkunst erniedrigt, bis die Kirchenversammlung zu Basel einen Versuch machte, ihr wieder aufzuhelfen. — Der Chorherr Felix Hämmerlin, genannt Malleolus, von Zürich, ein sehr fruchtbarer Schriftsteller, Besitzer der damahls ungeheuren Zahl von fünf hundert Büchern, ein rechtschaffener, gelehrter, sinnreicher Mann, war lange das größte Licht der Eidsgenossenschaft. Bey den Grossen war er deßwegen beliebt; bey seinen Mitbürgern aber, deren Ausschweifungen er oft und bitter tadelte, bis auf den Tod verhaßt. Selbst dieser gelehrteste Eidsgenosse jener Zeiten, der bey Vielen seiner Kenntnisse wegen für einen Zauberer galt, nährte dennoch manchen Aberglauben, der auch in unsern Tagen noch bey der Hefe des Volkes gefunden wird. Er hielt es z. B. für ganz gut, über krankes Vieh gewisse Segensformeln zu sprechen, oder ein durch satanische Kunst erregtes Ungewitter durch gleiche Kunst wieder zu stillen, oder im Nothfalle des Teufels Hülfe zu gebrauchen. Er billigte es, daß der Bischof zu Lausanne wider die Blutsauger in den Gewässern, welche zum großen Leidwesen des leckerhaften Bischofes die Salmen tödteten, gewisse Bibelsprüche verlesen ließ. Eben so gefiel es ihm, daß die Laubkäfer wegen verübten Schadens vor dem geistlichen Richterstuhle des Bischofes zu Chur belangt wurden, und daß, als der Fürsprech der Thiere bewiesen: „daß die Creaturen Gottes doch wohl thun, die „Nahrung ihres Leibes zu suchen,“ der Bischof die Laubkäfer in unbewohnte Gegenden bannte. Solche Vorstellungen waren in jenen Zeiten allgemein. So wurden durch einen Bischof von Lausanne die Aale im Genfer-See, durch einen andern die Erdwürmer, Heuschrecken und Mäuse gebannt, nachdem sie mit aller Förmlichkeit durch einen Urtheilsspruch verdammt worden waren. Mangel an Erfolg solcher Urtheile wurde den Sünden der Menschen zugeschrieben. Welche Achtung des Volkes mußte sich nicht daraus gegen die Priesterschaft entwickeln, die mit derselben Macht, mit welcher sie den Himmel

aufschloß, aus dem Fegefeuer befreyte, vor Sünden bewahrte, oder sie vergab, noch alles Schädliche in Feld und Wald vertilgen konnte, und welch eine Quelle des Reichthumes, welch ein unfehlbarer Weg zur Herrschaft mußte das nicht für die Priester seyn!

Wenn das Volk von ganzem Herzen an jene Dinge glaubte, so glaubte es nicht minder an Wunder und Zeichen und Erscheinungen aus einer andern Welt, und selbst die Herren des Conciliums waren in diesem Stücke nicht aufgeklärter als gemeine Layen. — Der durchdringende Schlag, der zu Zürich vor dem Ausbruche des Krieges am Feste des Stadtheiligen in der Mitternachtsstunde durch die Hallen des großen Münsters erklang; Blut das bey Mellingen hervor quoll; Blutklumpen in Sursee; Blut- und Fleischregen; Mittagshelle um Mitternacht im Aargau; Cometen; Erdbeben; ein Gesicht aufgehäufter Leichname zu Eberseck; verlorene Geister, welche im Bruderholze bey Basel einigen Herren des Conciliums mit Vogelstimmen ihr Elend klagten; Lärm und Aechzen der Abgeschiedenen, das die Berner aus dem Schlafe schreckte; der Teufel, der auf Befehl eines Zauberers im untern Schächenthale die Heilquellen verderb; Schnee im August; todverkündigende Vögel; Zeichen an Glocken und Bildern; Mißgestalten an Menschen und Thieren, und vor Allem schreckende Erscheinungen um Greifensee und St. Jakob an der Birs; das waren alles Dinge, die jedermann glaublich schienen, aus denen man meist Mißjahre, Pestilenz, große Entzweyungen, schwere Kriege weissagte, und über die jeder in Jammer und Schrecken versank. Vielen Sterblichen traute man Verbindung mit dem Höllengeiste zu, und tausende mußten um dieses Wahnes willen auf dem Scheiterhaufen sterben. — Glücklich erschien derjenige, der auf dem Todbette durch innige Andacht und mehr noch durch milde Vergabungen an geistliche Stiftungen sich einen guten Empfang in jener Welt sichern konnte. Aeußerst besucht war

der fünf und zwanzigjährige Ablaß, den Pabst Martin V den Sündern zu Gunsten an die Stelle des hundertjährigen setzte. Was man aber am allerheiligsten achtete, das war der in den Hostien eingeschlossene Leib Christi, oder die Gebeine eines Märtyrers und Heiligen und andere Reliquien. Wer sich auf rechtmäßigem Wege etwas von solchen Dingen verschaffen konnte, der schien sich selbst und Andern an Leib und Seele geborgen. Wer sich aber an solchen Dingen vergriff, sie entwendete oder verachtete, den traf unmittelbar die Rache des Himmels und die Strafe der empörten Welt. Aus diesem Glauben bildeten sich dann Legenden, wie die folgende: Anna Vögtli von Bischofzell faßte den bösen Gedanken, mit Hostien Zauber zu treiben, und stiehlt solche den vier und zwanzigsten May 1447 aus der Kirche des Luzernerischen Dorfes Ettiswyl. Bald erschrack sie über ihre That, und warf die Hostie hinter einen Zaun. Dort entsproßte dem Erdboden sogleich eine weiße, siebenblättrige Rose, in deren Kelche das Heiligthum lag. Die Thiere des Feldes kamen, und neigten sich vor ihm, sein Glanz entdeckte es einer unschuldigen Hirtinn, diese den Leuten im Dorfe. Sogleich machten sich die Priester unter Glockenschall, mit Kreuz und Fahnen, begleitet von vielem gläubigem Volke, auf, um das Heiligthum einzuhohlen. Zum Andenken der Begebenheit wird eine Capelle erbaut. Die Hostie wirkt fortan Wunder und Zeichen. Anna Vögtli wird verbrannt. — Größer, als bey der Nachricht von dem Ueberfalle des mächtigsten Feindes war der Schrecken der Berner, als im Jahre 1460 im St. Vincenzen Münster eines Morgens das Hochheilige vermißt wurde. Daß kein Blitzstrahl des Allerheiligsten den Verbrecher niedergedonnert hatte, schien ein Zeichen von der Unzufriedenheit Gottes mit Bern. Unschuldige wurden gefoltert, um von ihnen ein Bekenntniß des Diebstahles zu erpressen. Die strengsten Fasten- und Sitten-Mandate ergingen. Bußpredigten ertönten. Eine neue kostbare Monstranz wurde dem Herrn geweihet, der

Mutter Gottes durch erneuerte Gebäude Verehrung erwiesen. Nach langen Jahren beichtete ein sterbender Priester den Diebstahl. — Dieselben Berner hielten es für ein großes Glück, als Niklaus Bali, Geschäftsmann des Hauses Dießbach, im Cöllnischen das lange vergeblich gewünschte Haupt des Stadtheiligen St. Vincenz durch frommen Diebstahl erbeutete, und ins Vaterland brachte; und als derselbe Bali die erste Freude von Rom aus durch Gebeine der zehn tausend Ritter, an deren Tage man bey Laupen glücklich gestritten hatte, erneuerte, ward er mit einem einträglichen Amte belohnt. — Im Kloster Einsiedeln wurden in Folge der Nachläßigkeit seiner Mönche eines Sonntags im Jahre 1448, Nachts um eilf Uhr, viele heilige Reliquien aus der Verlassenschaft Marias und kostbares Kirchengeräthe durch drey Fremdlinge entwendet. Einige Stunden von Zürich wurden die Räuber vom Schrecken betroffen, ließen den Raub mitten auf der Landstraße stehen, und entflohen. Die Nachricht kömmt nach Zürich, geistliche und weltliche Gewalten, die ganze Stadt eilt hinaus, der Fund wird ehrfurchtsvoll und feyerlich in das große Münster gebracht, und die außerordentliche Fruchtbarkeit des Jahres wird dieser Erwerbung zugeschrieben. Das traurige, beschämte, und von den Wallfahrern verlassene Einsiedeln konnte nur mit großer Mühe und durch geachtete Verwendung seine Heiligthümer wieder erhalten, und selbst Leute, wie Hämmerlin, betrachteten seufzend diese Auslieferung als den wichtigsten Verlurst für Zürich. — Solcher und ähnlicher Aberglaube ist auch unserm Zeitalter nicht so ferne, als man wohl denken sollte, und oft findet sich derselbe in hohem Maße bey denen, die sich stellen, gar nichts glauben zu wollen. Wenn dieser Aberglaube ganz verschwunden wäre, so hätte man, um aus einer reichen Auswahl von Beyspielen nur drey zu erwähnen, im Jahre 1772 im Vercascer-Thale keine Wölfe gebannt; im Jahr 1780 zu Glarus keine Hexe hingerichtet, und es wäre nicht im Jahre 1816 eine Viertelstunde von Zürich ein

altes Landhaus leer gestanden, weil nach der Meinung des gemeinen Volkes ein Poltergeist in demselben herrschte. Und wer zählt alle die thörichten Meinungen und Vorurtheile die noch heut zu Tage zu Stadt und Land in vielen, sehr vielen Köpfen spuken, und um kein Haar klüger sind, als der gröbste Irrwahn jener älteren Zeit. Zwischen ihr und uns herrscht wahrlich oft kein anderer Unterschied, als der, daß die, welche solche Vorurtheile nähren, durch den Spott der Aufgeklärteren eingeschüchtert, sie nicht mehr so öffentlich zu äußern wagen, als unsere Väter und Vorväter.

Mit der in jenen Zeiten allgemein verbreiteten dichtesten Finsterniß verband sich noch die auffallendste Sittenlosigkeit, und zwar nicht nur bey dem gemeinen Manne oder den weltlichen Ständen, sondern fast mehr noch bey dem hohen und niedern Clerus. Von diesem wurde die Religion zu den unheiligen Zwecken des Betruges, der Ausschweifung und des Ehrgeizes mißbraucht. Die größte Sehnsucht der Prälaten war auf Ueppigkeit oder auf einen Fürstenhuth gerichtet. Viele Dom-Capitel machten dem Geiste der kirchlichen Gesetze und selbst dem erklärten Willen einiger Päbste zuwider adeliche, ja hochadeliche Geburt zu so strenger Bedingung der Aufnahme, daß Präbenden lieber an unmündige Knaben, oder gar nicht, als an solche vergeben wurden, welche sich nicht über ihre edle Geburt genau auszuweisen im Stande waren, gerade als wenn es der Zweck der Stifter gewesen wäre, dürftigen oder jüngern Gliedern adelicher Familien eine reiche und sichere Versorgung zu verschaffen, und nicht das Heil der Kirche zu befördern. Doch, das war noch lange nicht das Aergste. Man sah Bischöfe, die sich nicht erkühnen durften, ihren Untergebenen grobe Vergehungen, welche sie selbst mit Lust und öffentlich begingen, zu verbiethen, oder man sah, daß diese in ihren Ausschweifungen erstarkten Sünder jede Erinnerung an ihre Pflicht frech mit einem spöttischen Lachen erwiederten. Wo etwa die weltliche Obrigkeit

durchgreifen, und für größere Sittenreinheit sorgen wollte, da hatte sie den schwersten Kampf mit sittenlosen Mönchen und geistlichen Herren. Die Anmaßungen des Römischen Hofes verwirrten die Klosterordnungen. Die Wirthschaft fast aller geistlichen Stifter war so schlecht, daß sie immer mehr verarmten, obschon sie zu Constanz von den Römern viele neue Wege erlernt hatten, ihre Besitzthümer zu mehren, und das Geld der Layen an sich zu bringen. Nur einige wenige Klöster waren dem ursprünglichen Geiste ihrer Stiftungen treu geblieben, und erwarben sich noch immer das Verdienst, daß durch sie wilde Gegenden belebt und angebaut, und viele Menschen nützlich beschäftigt wurden. — Diese auffallende Vernachläßigung der Sittten bey Geistlichen und Weltlichen machte, daß man den Zorn des Himmels fürchtete, und unter Andern den Krieg, welchen die Anhänger der zu Constanz verbrannten Johannes Huß und Hieronimus von Prag mit eben so vielem Glücke, als Grausamkeit führten, (eine Fehde, an der auch die Eidsgenossen, vorzüglich Zürich, Theil nehmen mußten,) als ein göttliches Strafgericht für die Sünden der Welt und für die List und Gleichgültigkeit ansah, mit der ehemahls zu Constanz und nachher auf dem Concilium zu Pavia die eigentliche Kirchenverbesserung war aufgeschoben worden. Die allgemeine Stimmung forderte eine solche Verbesserung, und diese Stimmung wurde so drohend, daß der Pabst Martin V eine neue allgemeine Kirchenversammlung nach Basel berufen mußte. Er starb zwar gleich Anfangs, und sein Nachfolger, der Venetianer Gabriel Condulmer, Eugen IV, der das Ansehen der Versammlung und ihre Verbesserungen fürchtete und haßte, versuchte alle Künste der List und Gewalt, um dieselbe zu trennen; allein er that nur seiner eigenen Ehre Schaden, und mußte drey Bullen, die er gegen die Versammlung erlassen hatte, widerrufen.

Sechszehn Jahre lang saß das Concilium zu Basel. Es baute auf das Fundament fort, das zu Constanz gelegt

worden war, und schied nicht von Basel, ohne viele gute Verfügungen zur Einschränkung geistlicher Unwissenheit und Sittenlosigkeit, so wie des Mißbrauches geistlicher Strafgewalt getroffen, den Krieg gegen die Hussiten gütlich verglichen, und das bestimmte Gesetz ausgesprochen zu haben, daß nicht der Pabst, sondern die versammelten Kirchenvorsteher als das einzig rechtmäßige Haupt der Kirche anzusehen seyen. Der Wille dieser Versammlung war, viel Gutes zu stiften, und es würde sich auch aus ihren Verordnungen Vieles entwickelt haben, wenn die List und Gewalt der Hierarchie den guten Samen hätte zur Reife gedeihen lassen. Die Versammlung wich der listigen Freygebigkeit Niklaus V. Nachdem sich Basel lange geweigert hatte, und erst durch Kaiserliche Urtheile zum Gehorsam gezwungen werden konnte, wurde den acht und zwanzigsten Brachmonat 1448 das Concilium zu Basel aufgelöst, nach Lausanne verlegt, und nahm dort bald ein unansehnliches Ende. Kein späteres Jahrhundert hat wieder eine so allgemeine, zahlreiche, freymüthige Zusammenkunft ausgewählter Führer der Christlichen Völker über Sachen der öffentlichen Religion urtheilen gesehen. Der Eigensinn der Päbste vernichtete jeden Nutzen, den diese Versammlung hätte stiften können; aber statt seine Absichten zu erreichen, zerbrach er eigenhändig den Thron der Hierarchie, einen festern, als keinen vorher. Er stürzte zusammen dieser Thron, weil kein Pabst Muth oder Verstand hatte, das Mangelhafte auszubessern.

Chorherr Felix Hämmerlin, genannt Malleolus.

Je unangenehmer ein Gemählde, wie das vorhergehende, auffallen muß, eine desto liebere Erscheinung ist mitten unter dem schlechten, verdorbenen Haufen ein Mann, der, wenn schon nicht von allen Irrthümern geläutert, doch seine Zeitgenossen in jedem Betracht übertraf, und mit Recht ein gelehr-

ter, gottesfürchtiger, redlicher und unerschrockener Verfechter der Wahrheit und Tugend genannt werden kann. Einen solchen besaß die Eidsgenossenschaft an dem Zürcherschen Chorherren Felix Hämmerlin, genannt Malleolus. Er war 1389 aus einem ansehnlichen, bürgerlichen Geschlechte gebohren, und hatte sich von Jugend auf mit äußerstem Fleiße ausgebildet. Bald wurde er um seiner Verdienste willen Chorherr zu Zürich und Zofingen und Probst zu Solothurn; auch wartete seiner die Probstey zu Zürich, die er aber nicht haben mochte, oder durch den Neid seiner Collegen nicht erhielt. Die reichen Einkünfte seiner Pfründe benutzte er zu weiterer Ausbildung und zu Handlungen der Wohlthätigkeit. In seinem Leben war er ganz untadelhaft, aber darum auch, wie wir schon erzählten, gegen Andere sehr scharf. Gekränkt durch die herrschenden Mißbräuche, griff er das Böse an, wo er es fand, und stemmte sich dem zunehmenden Verfalle mit seiner letzten Kraft entgegen, ohne zu bedenken, welche schlimme Folgen das für ihn selbst haben könnte. Ueber den Pabst, der damahls noch von den Meisten als ein Ebenbild Gottes auf Erden verehrt wurde, und über die schlechten Sitten der gewaltigen Geistlichkeit, die niemand so leicht anzugreifen wagte, äußerte sich Hämmerlin ohne Scheu also: „Seit Menschengedenken „sey in Rom Ablaß und Vergebung der Sünden feil gewe„sen. Geistliche Aemter und Würden habe man nicht dem „Armen und Verdienstvollen, sondern dem Begüterten, Ein„flußreichen und Meistbiethenden ertheilt. In einem so un„verschämten, allen Gesetzen der Kirche zuwider laufenden „Handel habe ein jeder Pabst seine Vorgänger übertroffen, „und ein solcher werde Allerheiligst genannt! Oft steige an „einem Tage ein Mönch aus Armuth und Niedrigkeit über „Könige und Fürsten empor, und bediene sich dann seines „hohen Amtes nicht, um zu nützen, sondern, um zu schwel„gen! — Die Cardinäle, diese Fürsten der Kirche, haben „keine größere Sorge, als ihre Einkünfte zu mehren! —

„Selbst auf den Concilien, die doch durchweg aus den Wür-
„digsten bestehen sollten, habe man durch Bestechungen Unrecht
„in Recht und Recht in Unrecht zu verwandeln gewußt! —
„Was könne die Welt von solchen Seelenhirten, was sein
„eigenes Vaterland von einem Bischofe hoffen, der mit seinem
„untergebenen Clerus in jeder Ausschweifung wetteifere! Was
„sey von Prälaten zu erwarten, deren eifrigstes Bestreben auf
„die Erwerbung eines Fürstenhutes gehe, welcher ihnen doch
„Pflichten auferlege, die mit dem Lehramte unverträglich
„seyen!“ Ueberhaupt ärgerte sich Hämmerlin heftig über die üppige Pracht, die Eitelkeit, Weichlichkeit, Schwelgerey seiner Standesgenossen. Er entrüstete sich, wenn Küche und Keller besser, als die Bibliothek angefüllet, wenn der Gottesdienst vernachläßigt, die Ordensregeln vergessen, die zu heiligen und nützlichen Endzwecken geweihten Einkünfte heillos und unnütz verschleudert wurden, und er nahm keinen Anstand, das Daseyn solcher ausgearteten Stiftungen und Orden für zwecklos zu erklären. Es ärgerte ihn, wenn er in der Fasten taumelnde Bußprediger mit stammelnder Zunge Mäßigkeit rühmen hörte, oder wenn er sah, daß der Bann, der ursprünglich zur Bestrafung und Absonderung der verworfensten Verbrecher hätte dienen sollen, zur Eintreibung drückender Grundzinse gemißbraucht wurde. Es erfüllte ihn mit Mitleiden und Abscheu, wenn er bemerkte, wie nach und nach alle Abgaben und Lasten von den Gütern der Klerisey auf den seufzenden Landmann gewälzt wurden. Dann verwünschte er die, welche die Päbste zu Fürsten gemacht, der Kirche zu einem solchen, ihr nicht gebührenden Grade des Reichthumes und der weltlichen Gewalt verholfen, und dadurch ihre Reinheit verdorben, ihren Zweck verkehrt, und das Gift in die Stiftung Gottes ausgegossen hatten. Ja er prophezeyte sogar einen Aufstand gegen die Alles verschlingenden Priester, und den Untergang der bestehenden Hierarchie. Ihm schien es nothwendig, daß die, deren heiliges Amt es war, über die

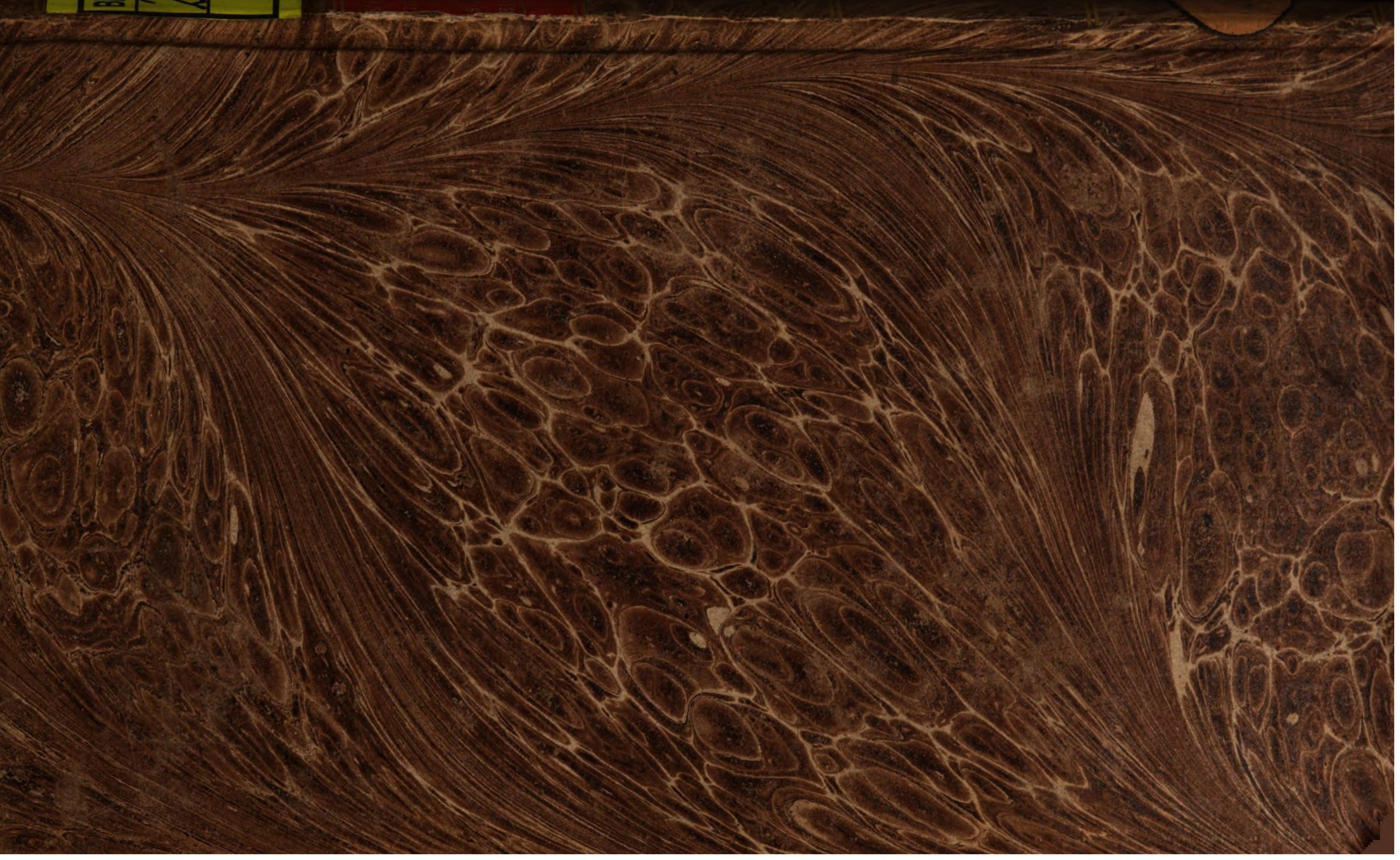
Sitten der Welt zu richten, sich vor allen Dingen selbst sorgfältig vor jedem Vorwurfe zu hüthen hätten. Darum eiferte er gegen die Pflichtversäumnisse und ordnungswidrigen Sitten seiner Stiftsbrüder, und geißelte diese Sünder öfters mit ernsten, zürnenden oder mit beißenden Worten. So ließ er ein Sendschreiben der Zürcherschen Schutzheiligen St. Felix und Regula aus dem Himmel an die Chorherren zu Zürich ergehen, worin es heißt: „Billig wundern wir uns, daß seit „so langer Zeit Niemand aus Euerm Domstifte in die Ver„sammlung der Seligen eingegangen ist. Darum sandten wir „einen Engel auf Erden uns nach Euch zu erkundigen, von „diesem vernahmen wir mit Schmerzen, daß Ihr die reinen „Fußstapfen würdiger Vorgänger verlassen habet!“ Einen der Stiftsherren erklärte Hämmerlin für gebannt, so lange er nicht von seinen Ausschweifungen ablasse. Eine Erklärung, die mit lautem Gelächter erwiedert wurde. Sehr oft, wenn Hämmerlin als Chorsänger mit den jungen Priestern Gottesdienst hielt, und die andächtige Menge beichtete, saßen in einem Nebengebäude die Chorherren und Caplane, zechten, spielten, lärmten, so daß der Gesang übertönt wurde, und die Beichtväter kaum ihre Beichtkinder verstehen konnten. Hämmerlin klagte, aber ohne einen andern Erfolg, als daß er sich durch seinen lästigen Eifer die Feindschaft seiner verdorbenen Stiftsbrüder zuzog, so daß er einst auf ihr Anstiften auf offener Landstraße meuchelmörderisch überfallen wurde. Noch hoffte er Vieles von dem Concilium zu Basel; als aber auch dieses ohne wesentliche Verbesserung endete, so trübte sich sein Blick, und es schien ihm Alles verloren. — Hatte sich Hämmerlin durch seinen Eifer in kirchlichen Dingen Feinde zugezogen, so erwarb ihm auch sein unüberlegter Eifer in politischen Angelegenheiten wenige Freunde. In den Zeiten des Zürcher-Krieges faßte er eine Menge von Staatsschriften ab, in denen er die Eidsgenossen aufs schimpflichste behandelt, die entehrendsten Beschuldigungen gegen sie aus-

spricht, ihre Verpflanzung oder Vertilgung für nöthig erklärt, und kaum zweifelt, daß Zürichs Gegner alle den ewigen höllischen Flammen anheim fallen werden. Durch solche Hitze erwarb er sich allerdings die ungetheilte Achtung der Oesterreichischen Parthey im Inn- und Auslande, aber auch den herzlichen Haß der Eidsgenossen, und dieser Haß wurde von Hämmerlins boshaften Feinden zu seinem Untergange benutzt. An der Spitze seiner Feinde stand der Probst Matthäus Nydhard, der seine Erhebung zu seiner Stelle vorzüglich dem Einflusse Hämmerlins zu verdanken hatte; ihn aber als einen lästigen Aufseher aus Furcht oder Neid haßte, und sich glücklich pries, als er seinen Wohlthäter ins Verderben stürzen konnte. Auf die Fastnacht des Jahres 1454 erschienen fast funfzehn hundert Jünglinge von Schwytz, Unterwalden, Luzern, Zug und Glarus in Zürich, um die allgemeine Lust zu theilen. Im Getümmel der höchsten Freude, bey den vollen Bechern wurden diese durch verschmitzte Ränkemacher bedeutet, es gebe noch immer heftige Feinde der Eidsgenossen in der Stadt. Man hörte die Nahmen Hans Asper und Hämmerlin. Die Gemüther erhitzten sich, und faßten Feuer. Einige eilten nach dem Rathhause, um den Hans Asper, Großweibel, Anführer der Böcke, aus dem Fenster zu stürzen und nur mit Mühe wurde er gerettet. Andere überfielen den fünf und sechszigjährigen Hämmerlin auf seiner Studierstube, mitten unter seinen Büchern, und hielten ihn im Nahmen des Bischofes von Constanz gefangen. Wenige Stunden später bemächtigte sich der anwesende General-Vicar Niclaus von Gundolfingen seiner Schriften und Bücher. Hämmerlin wurde am Abende dieses Tages unter großem Zusammenlaufe des Volkes gebunden auf ein Pferd geworfen, nach Gottlieben abgeführt, und funfzehn Tage lang ohne Verhör in einem abscheulichen Kerker verwahret. Die Regierung von Zürich, entweder einverstanden oder kraftlos, regte sich nicht, „und „doch, sagt Bullinger, ging die Sache für, wider alle Bil-

Bayerische Staatsbibliothek München

„ligkeit, daß es an Zürich zu verwundern, daß es solches ge„duldet, und zugesehen hat!“ Das Fürwort der Herzoge von Oesterreich konnte Hämmerlins traurige Lage lindern, aber nicht ändern, denn der gutherzige, aber schwache Bischof konnte in dieser Angelegenheit nicht handeln, und die beleidigte Kirche hatte kein menschliches Gefühl. Erst nach vier Monathen wurde Hämmerlin von dem hohen Thurme, wo er, weil er früher ein Mahl aus dem Gefängnisse entkommen war, in Gesellschaft eines aussätzigen Mörders in Ketten lag, vor den General = Vicar gebracht, heftig bescholten, daß er gegen seine Oberen, den Pabst, den Bischof, den gesammten Clerus, die ganze Eidsgenossenschaft so ärgerlich geschrieben habe, und man verschwendete Drohungen und Bitten, um ihn zum Widerrufe zu bewegen. Er, im Gefühle seines Rechtes, blieb standhaft. Da wurde er seiner Würden entsetzt, und ins Barfüßerkloster nach Luzern abgeliefert, mit dem Auftrage, ihn aufs übelste zu behandeln. Man hätte ihn in keine bessern Hände geben können, denn da er mit besonderem Eifer die Heucheley der Bettelmönche entlarvt hatte, so bestrebte man sich nun, dem erhaltenen Auftrage bestens nachzukommen. Hier, von seinen Feinden gequält, von seinen Freunden verlassen, ja so vergessen, daß nicht ein Mahl sein Todesjahr bekannt geworden ist, trotzte Hämmerlin seinem grausamen Schicksale. Nach einigen Monathen erst wurde es erlaubt, ihn menschlicher zu behandeln, und ihm seine Bücher und seine Bedienung wieder zu geben. Die Freyheit erhielt er nicht wieder. Er starb vor dem Jahre 1464 im Kerker, ein Opfer der Ungerechtigkeit seiner Feinde, der Gleichgültigkeit seiner Freunde. Das Ende dieses Gerechten ist ein Schandfleck in den Jahrbüchern der vaterländischen Geschichte.

Bayerische
Staatsbibliothek
München



BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Vögelin, Johann Conrad,

Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft

Bd.: Bd. 1

Zürich (1820)
Bibl.Mont. 2649-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10720739-7